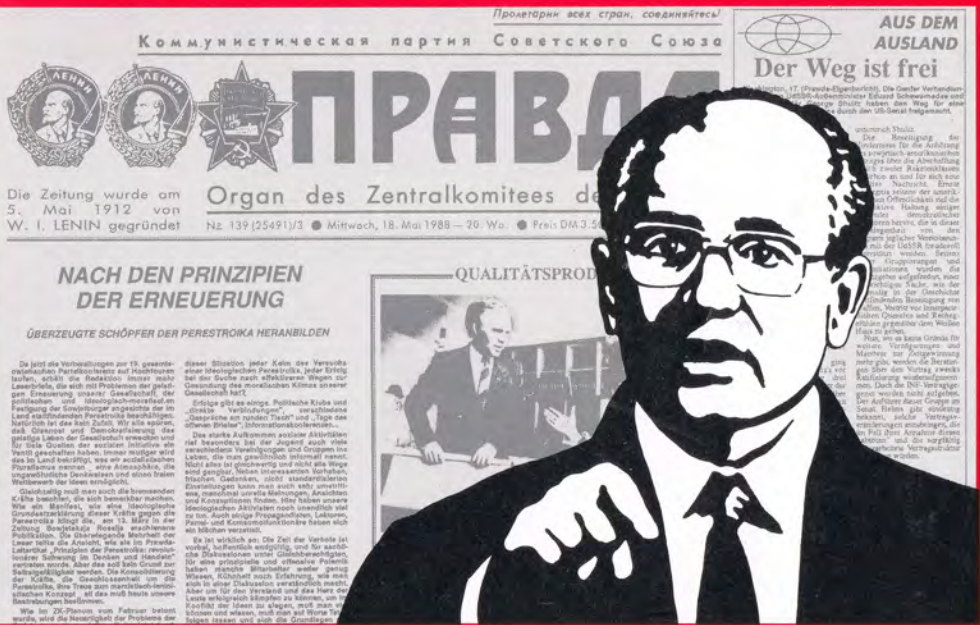


Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

170



Volker Braun: Aus dogmatischem Schlummer erwacht
Projekt Perestrojka
 Bergmann, Fleischer, F. Haug,
 W. F. Haug, Ketelhut, Segbers
 Ingrao: Togliatti, Gramsci und der Stalinismus
 Israel und der Historikerstreit
 Politik der Pornographie

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei † (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen Berlin, Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Antje Vollmer (Bielefeld), Rainer Zoll (Bremen)

Redaktion

Dieter Borgers, Karl-Heinz Götz, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl, Thomas Laugstien, Nora Rätz, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Gisela Jakob, Birgit Jansen, Barbara Ketelhut, Andrea Krug, Martina Löw, Jutta Meyer-Siebert, Nora Rätz, Eva Stähler, Ellen Woll

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien, Gerwin Klinger

Redaktionsanschrift

Tegeler Straße 6, 1000 Berlin 65, Telefon: (030) 461 80 49

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Werbung: Andrea Krug

Umschlaggestaltung und -graphik: Johannes Nawrath

Verlagsanschrift

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

Auslieferung für Buchhandel

Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

Abo-Auslieferung

Hundertmorgen, Postfach 11 52, 6107 Reinheim 2, Telefon: (06162) 16 74

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1988 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit «Microsoft Word» arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/2- oder 3 1/4-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH, Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Post Giroamt

Inhalt

Editorial	467
Das Neue Wörterbuch des Marxismus	470
Erinnerungen an Bruno Frei	471
Günther Anders: Ultima (III)	473
Volker Braun: Aus dem dogmatischen Schlummer geweckt	474
Erich Fried: Brief der Volksuni an die Redaktion der <i>Iswestija</i>	474

Projekt Perestrojka

Klaus Segbers Überlegungen zu einer Dialektik der Perestrojka	475
Wolfgang Fritz Haug Gorbatschow — oder Revolution wider die Apathiemaschine	491
Frigga Haug und Barbara Ketelhut Die Perestrojka und die Frauen	507
Helmut Fleischer Die Perestrojka erreicht die Philosophie (II)	513
Theodor Bergmann Die zweite Entstalinisierung	515
* * *	
Fabio Frosini: Notiz zur Diskussion über Togliatti und den Stalinismus	527
Pietro Ingrao: Togliatti und Gramsci	528
Matthias Morgenstern: Israel und der Historikerstreit	535
Nora Astorga — eine christliche Revolutionärin aus Nicaragua	545
Susanne Kappeler: Pornographie — Rassismus der Darstellung	551
<i>Kongreßberichte</i> Schuldenkrise; IG Metall Zukunftskongreß; 125 Jahre SPD; Perspektiven der Grünen; CSU über die Achtundsechziger Bewegung; Frauen als Mittäterinnen	561
<i>Besprechungen</i> Ungarischer Marxismus; Rationalität und Ordnung; Ästhetisierung der Politik; Dallas; Bourdieu; Rechtssoziologie; Frauen in Schule und Hochschule; Zeitgeschichte; Südafrika	575
Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries	629

Besprechungen

Philosophie

<i>Langenbach, Jürgen</i> : Günther Anders. Eine Monographie (<i>O.Burger</i>) . . .	575
<i>Gabel, Joseph</i> : Mannheim et le marxisme hongrois (<i>G.Labica</i>)	575
<i>Lukács, Georg</i> : Selected Correspondence 1902-1920 (<i>W.Jung</i>)	576
<i>Elster, Jon</i> : Subversion der Rationalität (<i>M.Haupt</i>)	577
<i>Waldenfels, Bernhard</i> : Ordnung im Zwielficht (<i>F.Balke</i>)	579
<i>Goodman, Nelson</i> : Vom Denken und anderen Dingen (<i>C.Knobloch</i>)	580
<i>Carse, James P.</i> : Endliche und unendliche Spiele (<i>W.Kunstmann</i>)	582
<i>Kocka, Jürgen</i> (Hrsg.): Interdisziplinarität. Praxis — Herausforderung — Ideologie (<i>F.O.Wolf</i>)	583

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Rabe, Paul</i> : Die Autoren und Bücher des literarischen Expressionismus. Ein bibliographisches Handbuch (<i>G.Berg</i>)	583
<i>Mandel, Ernest</i> : Ein schöner Mord. Sozialgeschichte des Kriminalromans (<i>L.Krützfeldt</i>)	584
<i>White, Hayden</i> : Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses (<i>H.Goldinger</i>)	585
<i>Dietschreit, Frank, und Barbara Heinze-Dietschreit</i> : Hans Magnus Enzens- berger (<i>H.-C.Oeser</i>)	586
<i>Frow, John</i> : Marxism and Literary History (<i>H.Peitsch</i>)	588

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Lindberg, David D.</i> : Auge und Licht im Mittelalter. Die Entwicklung der Optik von Alkindi bis Kepler (<i>R.Konersmann</i>)	590
<i>Loiperdinger, Martin</i> : Rituale der Mobilmachung. Der Parteitagfilm »Triumph des Willens« von Leni Riefenstahl (<i>R.Schlechtweg-Jahn</i>)	591
<i>Neret, Gilles</i> : Die Kunst der Zwanziger Jahre. Malerei. Dekoration. Grafik. Design. Architektur. Plastik. Fotografie. Film (<i>S.Wenk</i>)	593
<i>Besel, Uli, und Uwe Kulgemeyer</i> : Fräulein Freiheit (<i>S.Wenk</i>)	595
<i>Ang, Jen</i> : Das Gefühl Dallas. Zur Produktion des Trivialen (<i>K.Hickethier</i>)	596

Soziologie

<i>Bourdieu, Perre</i> : Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft (<i>A.Scherr</i>)	598
<i>Reheis, Fritz</i> : Konkurrenz und Gleichgewicht als Fundamente von Gesell- schaft (<i>J.Agnoli</i>)	600
<i>Stollberg-Rillinger, Barbara</i> : Der Staat als Maschine. Zur politischen Meta- phorik des absoluten Fürstenstaats (<i>N.Dimmel</i>)	602
<i>Maus, Ingeborg</i> : Rechtstheorie und politische Theorie im Industriekapita- lismus (<i>N.Dimmel</i>)	602
<i>Alexy, Robert</i> : Theorie der Grundrechte (<i>N.Dimmel</i>)	602
<i>Lüdemann, Christian</i> : Gesetzgebung als Entscheidungsprozeß. Zur Normen- genese der strafrechtlichen Regelung zur Strafaussetzung bei lebenslanger Freiheitsstrafe (<i>N.Dimmel</i>)	605

(Fortsetzung Seite XII)

Editorial

Seit dem Hervortreten des Projekts der Perestrojka, des Umbaus der sowjetischen Gesellschaftsordnung, hatte sich in aller Welt, einschließlich der Sowjetunion, die Frage gestellt, ob die neue Führung sich damit durchsetzen, ja, überhaupt an der Macht halten könnte. Die Sowjetunion ist unreformierbar, schallte es nicht nur aus konservativen Medien. War nicht wie bei früheren Reformansätzen damit zu rechnen, daß die Reformen versanden oder bei einem Führungswechsel zurückgenommen werden könnten? Diese Frage ist nunmehr beantwortet: Der erste befreiende Bruch ist vollzogen, der Prozeß unumkehrbar geworden.

Würde der Begriff »Projekt« als »bloßes Vorhaben«, erst in einigen Köpfen vorhandener Vorentwurf einer erwünschten Zukunft verstanden, wäre unser Hefttitel irreführend. Aber »wenn wir das Vorhaben als ganzes sehen«, wie Michail Gorbatschow auf der 19. Parteikonferenz auf Boris Jelzin erwiderte, »dann kann man wohl noch nicht von einer revolutionären Umwandlung sprechen«. Wichtige Etappen liegen in der Zukunft, und die Dynamik bringt Unerwartetes hervor. In diesem Sinn eines historisch unabgeschlossenen Vorhabens verstehen wir den Hefttitel.

Daß die Perestrojka unumkehrbar geworden ist, garantiert natürlich nicht, daß sie ihr Ziel erreicht, es heißt nicht einmal, daß dieses Ziel schon klar heraus wäre. Die Hindernisse türmen sich, die wirtschaftliche Lage ist schlecht, die Lebensmittelversorgung miserabel. An nationalen Belangen entzündeten sich Konflikte, die lange Zeit unter der Zwangsdecke geschwelt hatten. Und dennoch — was gestern als Krankheitsursache galt, die Kommunistische Partei, ist zum Hauptschauplatz der Krisendiagnose, der Wegsuche, Richtungskämpfe und Herausbildung einer neuen Handlungsfähigkeit geworden. Ihr Generalsekretär personifiziert die wiedergewonnene Initiative, nach drinnen wie nach draußen.

Die neuen Freiheiten bedeuten nicht einfach »Liberalismus«, wie manche fürchten, andere hoffen. Die Anknüpfung an Lenin ist ernst zu nehmen. Zur Dialektik des Prozesses gehört zudem, daß die Entdeckung des *sozialistischen Pluralismus* begleitet ist von der Herausbildung eines neuen *sowjetischen Universalismus*, eines politisch-ethischen Allgemeinwillens. Die nationalen Konflikte könnten sogar zu dessen Stärkung beitragen.

Perestrojka ist zu einem Begriff geworden, in dem sich Hoffnungen aus aller Welt verdichten. Der Austromarxist Josef Hindels übertreibt nicht, wenn er in *spw* von einer »neuen Epoche« spricht, die durch »die mit dem Namen Gorbatschow verknüpften Wandlungen« eingeleitet wird, und Detlev Albers steht nicht an, »Gorbatschow als 'philosophische Tatsache'« zu artikulieren, unter Verwendung just der Worte, mit denen Gramsci einst die Leninsche Revolution bezeichnet hat. Dahinter verbirgt sich nicht die falsche Hoffnung auf einen neuen Erlöser. Aber außer der Befreiung von einem Alptraum bringt die Perestrojka auch die Chance der Wiederöffnung eines gemeinsamen Horizonts der Marxisten.

Bei Sozialisten wie bei Kapitalismusanhängern, auf der Linken wie auf der Rechten, zeigen sich Spaltungslinien oder zumindest Ambivalenzen in der Einschätzung der Perestrojka, dieser »Revolution in der Revolution« (Juquin). Ohne

zu berücksichtigen, daß Begriffe wie »Initiative, Leistung, Verantwortung« unter anderen Eigentumsverhältnissen etwas anderes bedeuten als im Kapitalismus, wird in *Konkret* der Übergang zum »Managerkapitalismus« an die Wand gemalt, während Georg Fülberth vorhersagt, die Perestrojka werde »zunächst einmal zu einer Stärkung konservativer Hegemonie bei uns führen«. Rudolf Bahro hat dagegen in der *taz* früh und scharf das Neue gesehen: Daß Gorbatschow die Initiative der Massen entfesselt, die viel tiefer geht als jede Maßnahme von oben — »zum ersten Mal ein Kampf gegen die 'alte russische Barbarei' ohne gleichfalls barbarische Methoden«. Das hat historisch-materialistische Gründe, indem die hochtechnologischen Produktivkräfte gegen die Herrschaft der »Überstaatsapparate« (Bahro) stoßen. »Die Konzeption von Perestrojka trägt der Einsicht Rechnung, daß sich in einer arbeits- und funktionsteilig hochdifferenzierten Gesellschaft notwendig unterschiedliche Interessen und Formen des Verständnisses ... herausbilden ... Zu verhindern, zu blockieren sind diese Prozesse, Artikulations- und Manifestationsformen nur gewaltförmig und/oder manipulativ; beides widerspricht dem sozialistisch-kommunistischen Projekt autonom und bewußt gestalteter, vernunftbegründeter Vergesellschaftungsweise. Dieses verlangt vielmehr die Schaffung von Institutionen und Regeln des nie endgültigen, immer zu erneuernden und zu verändernden Ausgleichs ... Diese gesellschaftliche Grundbedingung bedarf jedoch der normativen und institutionellen Sicherung gegen den Umschlag zeitweiliger und relativer Entscheidungs- und Aneignungsprivilegien in strukturelle Herrschaftsverhältnisse.« (Conert) Nichts anderes ist auf dem 19. Parteikongreß beschlossen worden.

Die Sprecher des kapitalistischen Westens blicken mit gemischten Gefühlen auf den sowjetischen Umbruch. Ihre Meinungen gehen auseinander, die Spaltung reicht bis weit nach rechts, wie die Differenz zwischen Franz Josef Strauß und Henry Kissinger zeigte. Egon Bahr umfaßte beide Seiten unter liberalsozialem Vorzeichen, als er feststellte: »Gorbatschow ist ein gefährlicher Mann, dem man helfen muß.« Das »Gefährliche« ergibt sich aus der Einsicht, daß Gorbatschows Erfolg »mehr als eine Reform wäre; es wäre eine Revolution, in ihrer Bedeutung für die Welt nicht weniger einschneidend als das, was Lenin 1917 begonnen hat.« (*Vorwärts*, Juli 1988)

Zum vorliegenden Heft

Klaus Segbers, der die UdSSR von mehreren Forschungsaufenthalten gut kennt, untersucht die Zusammenhänge zwischen der Perestrojka im Innern und dem »neuen Denken« in der Außen- und Sicherheitspolitik. Er spricht dem gesellschaftlichen Umbauprogramm den Primat zu. In seine Analyse bezieht er auch die Haltung der westlichen Linken zur Sowjetunion ein. — *W.F.Haug* hat das Buch über die *Perestrojka* und weitere zwölf Rechenschaftsberichte, Reden und Diskussionsbeiträge Michail Gorbatschows ausgewertet, dazu viele andere Interventionen, vor allem zur 19. Parteikonferenz. Das so erschlossene Material aus einem Prozeß revolutionärer Praxis und Reflexion verlangte nach zusammenhängender Darstellung. Was ein Aufsatz für dieses Heft werden sollte, entwickelte sich zu einem Essay von 80 Seiten, den wir unter dem Titel *Gorbatschow: Ver-*

such über den Zusammenhang seiner Gedanken im Herbst als selbständige Broschüre bringen. Die Auswahl des Vorabdrucks legt den Akzent auf die Analyse jenes »befehls-administrativen Systems«, das mit seiner Erzeugung von Apathie bei den Unteren und Ineffizienz und Korruption bei vielen Oberen den sowjetischen Sozialismus an den Rand einer Krise und womöglich des Untergangs geführt hatte. Dadurch wird verständlich, daß die Suche nach Massenaktivität freisetzenden Praxisformen die Schlüsselfrage der Perestrojka ist. — So stark Gorbatschows Diskurs im allgemeinen ist, so brüchig im Hinblick auf die Frauenfrage. Der Akzent, den er auf die ethisch-politische Motivation legt, drückt sich in einer Werte-Euphorie aus, die konservative Vorstellungen an dieser Stelle auftauchen läßt. Frigga Haug und Barbara Ketelhut zeigen, daß die anderthalb Seiten, die Gorbatschows Buch der Frauenfrage widmet, die Tatsache widerspiegeln, daß der Zusammenhang von Klassenfrage und Frauenunterdrückung im Marxismus noch immer unterbelichtet ist. — In Heft 167 hatten wir Helmut Fleischers Bericht über den Umbruch in der sowjetischen Philosophie veröffentlicht. Sein Nachtrag skizziert den seitherigen Gang der Diskussion und schreibt deren Bibliographie fort. — Theodor Bergmann, demokratischer Altkommunist in der Linie von Thalheimer, untersucht die *zweite Entstalinisierung*, die er als Übergang zum demokratischen Kommunismus begreift und der er im Unterschied zur ersten Entstalinisierung hohe Erfolgchancen zuspricht.

Die italienische Debatte über das Verhältnis des ehemaligen KPI-Vorsitzenden Togliatti zum Stalinismus, die, wie Fabio Frosini zeigt, aus der rivalisierenden Sozialistischen Partei lancierten unberechtigten Vorwürfe, Togliatti sei mitverantwortlich für Gramscis Schicksal im Faschismus gewesen, waren Anlaß für unseren langjährigen Freund Pietro Ingrao, diese Seiten der Geschichte neu zu schreiben. Er wendet sich gegen die Parteirechte, die im Zuge ihrer Orientierung an der Sozialdemokratie die durch Togliatti personifizierte Nähe zur »Klassenkampfpartei« loswerden möchte.

Matthias Morgenstern untersucht die Bedeutung der Erinnerung an Auschwitz für den Staat Israel und für die jüdische Theologie. — Das Interview mit der unlängst verstorbenen Nora Astorga, die Nicaragua bei der UNO vertreten hat, zeigt den Lebenslauf einer Christin, die nicht über den Marxismus zur Revolution, sondern allenfalls über die Revolution zum Marxismus kam. — Susanne Kappeler greift in die Pornographiedebatte auf ungewöhnliche Weise ein. Sie analysiert einen rassistischen Mordfall und entziffert in dessen Ritualen Gesetze, die zum Begreifen der Konstruktion des Pornographischen beitragen. W.F.H.

Das Neue Wörterbuch des Marxismus

Als wir 1983 mit der Übersetzung des *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* (KWM) aus dem Französischen begannen, kündigten wir *Ergänzungsbände zur deutschen Ausgabe* an. Nach mehrjähriger Arbeit sprengte dieses Projekt die Fesseln eines bloßen Supplements des KWM, und wir beschlossen im Einklang mit den Herausgebern des *KWM*, es zu einem selbständigen Werk auszubauen: *Neues Wörterbuch des Marxismus*.

Neu in dreifacher Hinsicht: Erstens sind über 800 Stichwörter in Arbeit, denen im *KWM* keine Artikel gewidmet sind. Zweitens entstammen viele dieser Stichwörter der neuen politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart, die noch nie in Wörterbüchern behandelt worden sind und worin die Probleme dieser Epoche der globalen Krisen, der Überlagerung der Systemkonkurrenz mit dem »Nord-Süd-Konflikt« und des Übergangs zur »Hoch-technologischen Produktionsweise« sich artikulieren. Nicht zuletzt haben neue soziale Bewegungen — vor allem die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung — diese Lexik mitgeschaffen. Wo nicht die Lexik neu ist, ist es die Lektüre, die sich ihre Fragen von den Krisenerfahrungen und Aufgaben der Gegenwart vorgeben läßt.

Den französischen Akzent, den das *KWM* spricht, ersetzt das *Neue Wörterbuch* nicht vor allem durch deutschen Akzent, sondern durch eine entschiedene Öffnung für die theoretische Kultur unterschiedlicher nationaler und kontinentaler Prägung. Wir versprachen 1983, in den Ergänzungsbänden würden »Vertreter aller lebenden Generationen und Richtungen im deutschsprachigen Marxismus zu Wort kommen« (*KWM* I, 9). Dies Versprechen wird eingelöst. Zugleich wird es ausgeweitet auf den *Euromarxismus* und, in notgedrungen exemplarischer Auswahl, auf alle andern Kontinente. Über 350 marxistische WissenschaftlerInnen aus 20 Ländern arbeiten mit.

Bearbeitet werden über 1000 für den Marxismus und die sozialen Befreiungsbewegungen relevante Begriffe. Dabei geht es um keine neue »Orthodoxie«, sondern um die kritische Auswertung historischer Erfahrungen, um die wissenschaftliche Sichtung und Erschließung eines enormen Textmaterials. Das *Neue Wörterbuch* trägt also einen starken »philologischen Akzent«, es zitiert und verweist auf Quellen. Es unterstützt selbständige Weiterarbeit.

Der politische Kontext des Projekts hat sich seit 1983 dramatisch verändert durch den Umbruch in der Sowjetunion. Die mit dem Namen Michail Gorbatschow verbundene Politik der revolutionären Reformen hat den historischen Horizont des Marxismus im Osten wieder aufgemacht. Unser Projekt läßt sich begreifen als Teil eines *Umbaus* in der theoretischen Kultur des Marxismus. Die Bruchlinien, die unser Projekt von Anfang an charakterisiert haben, verlaufen heute schon anders. Zu erwarten ist, daß neben den (bereits geschriebenen) chinesischen Beiträgen auch sowjetische Eingang finden werden.

Der erste Artikel des *Neuen Wörterbuchs* behandelt *Abbau des Staates* (mit der These, daß im Hinblick auf die sozialistischen Länder nicht dieser, sondern die von Henri Lefebvre auf den Begriff gebrachte *Staatliche Produktionsweise* auf der historischen Tagesordnung steht); sein Verfasser ist Georges Labica, der Herausgeber des *KWM*. Damit demonstrieren wir, daß die beiden Wörterbücher miteinander verbunden bleiben. Sie sind es im formalen Grundkonzept: *Begriffswörterbuch*, Aufbau der Artikel, starker kritisch-historischer, auch philologischer Akzent. Sie sind es auch in folgender Hinsicht: Das *KWM* tradiert in starkem Maße marxistisches Erbe aus der Dritten Internationale. Obwohl Lenin auch für das *Neue Wörterbuch* von großer Bedeutung (neben anderen) bleibt, sind die Akzente doch anders und vielfältiger gesetzt. Man wird in Zukunft gut beraten sein, beide Wörterbücher als einander ergänzend zu konsultieren.

Wolfgang Fritz Haug

Erinnerungen an Bruno Frei

Am 21. Mai 1988 ist Bruno Frei im Alter von 90 Jahren gestorben. Sein bürgerlicher Name war Benedikt Freistadt. Er stammte aus Preßburg. Jüdische Kultur und Arbeiterbewegung haben sich in ihm zu einer jener unvergeßlichen Gestalten verbunden, wie sie nach 1917 im Umfeld der Kommunistischen Internationale aufgetaucht sind. Mitarbeiter der *Weltbühne*, 1929 bis 1933 Chefredakteur der von Münzenberg herausgegebenen Tageszeitung *Berlin am Morgen*, in der Emigration unermüdlich schreibend, redigierend, organisierend ... Sein tätiges Leben erzählte er im *Papiersäbel*, seinem Erinnerungsbuch, das in jeden Bücher-schrank gehört und dessen Wiederveröffentlichung in der BRD sowie Erstveröffentlichung in der DDR überfällig ist.¹

Im Schicksalsjahr 1968, als Studentenbewegung, chinesische Kulturrevolution, Vietnamkrieg und militärische Abwürgung des Prager Reformkommunismus einander ebenso dramatisch wie widersprüchlich überlagerten, stieß der über Siebzigjährige zum *Argument*, »nach einem ganz außergewöhnlichen und kühnen politischen Leben hier und in Mexiko und in China und in Vietnam und wheresoever«, wie Günther Anders uns damals schrieb, der ihn ans *Argument* vermittelt hatte. Das war die Zeit, in der Bruno Frei wegen seiner kritisch-solidarischen Haltung zu Israel von der KPÖ kaltgestellt wurde, während er gleichzeitig die Rechtentwicklung von Ernst Fischer kritisierte. Er, dessen Lebensmittel das Schreiben und Veröffentlichen war, Redakteur und Herausgeber so vieler Zeitungen — zuletzt des *Tagebuchs* —, drohte abgeschnitten zu werden von diesem seinem Medium. Sein Engagement beim *Argument* stellte eine der seltenen Brücken zwischen der Protestkultur von 1968 und der kommunistischen Arbeiterbewegung dar. Freilich war das *Argument* auch in der Studentenbewegung schon wieder in der Opposition. Es war eine ebenso zerklüftete wie aufregende Zeit. Im Dezember 1968 wählte die *Argument*-Redaktion ihn zum »Ständigen Mitarbeiter«. Die Redaktion begründet dies u.a. damit, die studentischen Leser hätten sich daran gewöhnt, seine »Besprechungen vor allem zu Fragen des Marxismus und der Revolutionsstrategie mit besonderer Aufmerksamkeit zu lesen«. Und in der Tat, wer die damaligen Jahrgänge nachliest, stößt überall auf die Beiträge dieses Autors.

Einmal gab er eine Gastvorlesung an der Freien Universität Berlin. Er war altmodisch-feierlich, wie er diese Institution, mit der er sonst nichts zu tun hatte, wahrnahm. Einprägsame Worte für Spaltungslinien in der Wegsuche der sozialen Bewegung: *Ziellosigkeit des Wegs* hier, *Bewegungslosigkeit zum Ziel* dort.

Wir erinnern ihn gradlinig bis zum Eigensinn. Er erlaubte keine Zwischentöne. Als unsere Tochter ihre Antworten auf seine Fragen mit dem Verlegenheitsausdruck »ehrlich gesagt« einleitete, um Zeit zu gewinnen, unterbrach er die Siebenjährige schroff: »Laß das, sonst muß man annehmen, Du lügst gewöhnlich.«

* Im Verzeichnis lieferbarer Bücher stehen zur Zeit von Bruno Frei nur folgende Titel: Die Osietzky-Biographie, ein Buch über Moses Hess (*Im Schatten von Karl Marx*), eines über den Hellseher Hanussen und der Romanbericht aus einem Internierungslager antifaschistischer Flüchtlinge in Frankreich, *Die Männer von Vernet*.

Am 5. März 1982 haben wir ihn zum letzten Mal in Wien besucht. *Gam su le tow*, »auch das zum Guten«, diese stehende Rede eines Talmud-Rabbi gab er uns mit auf den Weg. Er sah uns schon nicht mehr. Damals diktierte er seine Kindheitserinnerungen, »in völliger Blindheit« und mit jener Zeitbrücke des Altersgedächtnisses, dem das Fernste lebhaft erscheint, während das zeitlich Nähere »im Wesenlosen zerfließt«. So steht es in einer Notiz vom 1. Mai 1982. *Der Strohhut*, so der Titel, steht für den Bruch mit der Thoraschule. Aus dem Talmud behielt er Sätze wie diesen: »Wenn ich nichts tue für mich — wer dann für mich. Und wenn ich's für mich allein tue — was bin ich? Und wenn ich es jetzt nicht tue — wann denn?« Das konnte zur Lebensmaxime auch ohne Religion werden.

»Kein Tag«, hatte noch der Achtzigjährige gesagt, »an dem ich nicht einen Artikel schreibe; anders ist das kein Leben für mich.« Als er blind wurde, diktierte er. Als er nicht mehr schrieb, verschwand er aus unserem Leben. Das Schreiben war unsere Verbindung gewesen. Wolfgang Fritz Haug und Frigga Haug

Günther Anders

Ultima

Notizen aus dem Spital (III)

Magister mundi

Ich hatte den Namen *Jaspers* mit Verächtlichkeit ausgesprochen. Daraufhin mein Interviewer: »Warum dieses Vorurteil gegen Jaspers?«

A: »Kein 'Vorurteil'. Sondern ein Urteil, das ich nicht allein deshalb fälle (was ihn natürlich auch schon friedenspreisreif gemacht hätte), weil er *sich nicht gescheut hat, den atomaren Angriff auf die* (wie er phantasierte) grundsätzlich unveränderbar und angeblich (genau so wie der Atomkrieg) alles Menschliche definitiv vernichtende *Sowjetunion als moralische Eventualität in Erwägung zu ziehen* — eine Gleichsetzung, die aus dem Munde eines zu 'Urteilkraft' verpflichteten Professors der Philosophie eine glatte Schande gewesen ist.* Nicht nur deshalb. Sondern auch deshalb, weil er zu fein für jedes Eingreifen gewesen ist und sich darauf beschränkt hat, statt der Hand nur die Stimme zu erheben ...«

Interviewer: »Aber er hat doch hunderte von Seiten über die atomare Gefahr geschrieben!«

A: »Eben. *Je dicker ein Buch, um so geringer seine Manifest-Funktion.* Welcher Handlungsbereite hätte Zeit, Geduld und Kraft für Wälzer? Die *Bergpredigt* oder das *Kommunistische Manifest* sind effektiver gewesen als die *Summa* des Thomas oder die Bände des *Kapital*. Je akademischer solch ein Buch, desto philiströser bleibt es.«

Interviewer: »Jaspers philiströs? Na hören Sie mal! Welche Menschenunkenntnis! Umgekehrt erhebt er sich doch in diesem Buche oft geradezu zu *magistraler Feierlichkeit!* Haben Sie ihn denn nicht gekannt?«

A: »Gewiß habe ich ihn gekannt.«

Interviewer: »Und trotzdem finden Sie ihn philiströs?«

A: »Deshalb. Denn magistrale Feierlichkeit ist das Signum der Philistrosität. Und deren Monopol. Ist Kant vielleicht je feierlich gewesen? Sondern präzise und witzig. Ist Jaspers jemals witzig oder nur nur lustig gewesen? Dann ist er auch kein Philosoph gewesen. Und kein Vorbild.«

* Diese Kritik formuliere ich nicht etwa erst heute, 1987, auf Grund des Auftretens von Gorbatschow. Vielmehr habe ich sie, zwanzig Seiten lang, vor dreißig Jahren in meinem Hiroshima-Tagebuch durchgeführt (siehe »Hiroshima ist überall«, C.H. Beck, 152-173). Natürlich hat mich J., der (wie ich durch Hannah Arendt 1963 erfuhr) mein Hiroshima-Tagebuch gelesen hatte, einer Entgegnung oder Rechtfertigung niemals gewürdigt.

Volker Braun

Aus dem dogmatischen Schlummer geweckt

Hast du die Nacht genutzt? — Ich übte mich
 In der Erwartung. — Wessen? — Kennst du auch
 Den süßen Schmerz: die Unbekannte lieben? —
 Die unbekannte Tat? — Wie? — Wovon sprichst du? —
 Die Adern sprangen fast in meinem Fleisch.
 Wie bin ichs müd, den Markusplatz zu queren. —
 Du träumst, nicht wahr, du träumst mit Konsequenz. —
 Und auf den Straßen weht die Transparenz.

Erich Fried

Brief der Volksuni an die Redaktion der *Iswestija*

Mehr als drei Jahrzehnte lang haben wir die Sowjetunion aus der Ferne betrachtet. Das Chruschtschow-Interregnum weckte 1956 unsere Hoffnungen, aber nicht für lange Zeit. Heute steht die Sowjetunion wiederum an einem Kreuzweg. Wir haben das, was sich neuerdings dramatisch entfaltet, mit großem Interesse und großer Sympathie gesehen.

Mehr als je seit den zwanziger Jahren hat ein Mensch, der in der Sowjetunion an leitender Stelle steht, sowohl Massenunterstützung in seinem eigenen Land gewonnen als auch das Vorstellungsvermögen der übrigen Welt erregt. Der Erfolg von Glasnost und Perestrojka ist zweifellos lebenswichtig, um in Ihrem eigenen Land Politik und Wirtschaft neu zu beleben. Aber unterschätzen Sie, bitte, nicht die Wirkung, die Ihr Erfolg für die Wiedergeburt des Sozialismus im übrigen Europa und in beiden Teilen Amerikas haben könnte. Gorbatschow hat zu zeigen begonnen, daß sozialistische Demokratie weit mächtiger ist als Geschosse und Bomben.

Wir hoffen, daß er Erfolg haben wird, und wir schreiben Ihnen, um Ihre Leser zu informieren, daß Glasnost weit jenseits der Grenzen der Sowjetunion Unterstützer und Anhänger hat.

Der Brief ist von Hunderten von Teilnehmern der West-Berliner Volksuni, Pfingsten 1988, unterzeichnet.*

* Berichte folgen in *Argument* 171.

Klaus Segbers

Überlegungen zu einer Dialektik der Perestrojka

Thesen zum Zusammenhang von sowjetischen Binnenreformen und der neuen Beweglichkeit nach außen sowie der westlinken Wahrnehmung der sowjetischen Veränderungen

1. Sowjetische Außen- und Sicherheitspolitik ist seit 1985 vor allem eine Funktion des vorrangigen Interesses an umfassenden Binnenreformen. Dies entspricht der sowjetischen Interessenlage und wird vom Außenverhalten Moskaus ebenso bestätigt wie von systematischen Überlegungen.¹

Der Generalsekretär der KPdSU, Michail S. Gorbatschow, Außenminister Schewardnadze und andere Mitglieder der Machtelite sowie Wissenschaftler haben auf das übergeordnete Interesse an einer grundlegenden Modernisierung der Wirtschaft, an Produktivitätssteigerungen, an einem erneuten Anziehen der Wachstumsraten (Beschleunigung), an einer Verbesserung der Produktqualität, an einer besseren Versorgung der Bevölkerung mit hochwertigen Nahrungsmitteln und Konsumgütern immer wieder hingewiesen. Gorbatschow:

»Unsere internationale Politik wird mehr als je zuvor von der Innenpolitik, von unserem Interesse bestimmt, uns auf die schöpferische Arbeit zur Vervollkommnung unseres Landes zu konzentrieren. Gerade deshalb brauchen wir einen dauerhaften Frieden, Berechenbarkeit und eine konstruktive Ausrichtung der internationalen Beziehungen.«²

Eine stärkere soziale Differenzierung der sowjetischen Gesellschaft und die möglichst gesteuerte Entwicklung einer *civil society*, ferner eine Ausdehnung der Öffentlichkeit (*glasnost*) und eine stärkere Teilhabe der Menschen an Entscheidungen (Demokratisierung) sowie die Einführung eines »sozialistischen Rechtsstaats« sollen teils Instrumente auf dem Wege zu diesem Ziel sein, teils um ihrer selbst willen angestrebt werden.

Die Außen und Sicherheitspolitik hat dabei vor allem die Funktion, die Binnenreformen abzuschirmen, alte Belastungen abzubauen und neue zu vermeiden. Politische Risiken sollen minimiert, militärische Engagements verhindert und wirtschaftliche Leistungen begrenzt sowie in ihrer Nutzung effektiviert werden. Sowjetische Weltmachtpolitik ist seit 1986 sowjetische Innenpolitik, ohne daß Moskau den Weltball beherrscht. Diese Innenwendung ist durch die seit Ende der siebziger Jahre scharf hervorgetretene Doppelkrise der UdSSR³ wenn nicht erzwungen, so doch dringend angeraten worden. Hinzu kam ein Lernprozeß der (überwiegend) neuen Macht- und Facheliten.⁴ Der ZK-Sekretär und Politbüro-Kandidat Georgij Rasumovskij hat dies in seinem Festvortrag zu Lenins 118. Geburtstag wie folgt dargelegt:

»Ihre hauptsächliche internationale Verpflichtung sieht die Partei darin, erfolgreich auf dem Weg des Oktober voranzuschreiten. Die Einwirkung unseres Landes auf die weltweite Entwicklung wird in erheblichen Maße von seinem wirtschaftlichen Potential bestimmt, sie hängt von unserem Vermögen und der Fähigkeit ab, durch Tat und Beispiel die Vorzüge der neuen Ordnung zu beweisen.«⁵

Ohne erfolgreiche Binnenreformen wird der Weltmachtstatus der UdSSR mittelfristig ohnehin verlorengehen. Er beruhte seit 1945 hauptsächlich auf ihrer realen Rüstung und auf instrumentalisierten Bedrohungsbildern, nicht auf einer hegemoniefähigen Wirtschaft oder einer ausstrahlungskräftigen Kultur. Das tatsächliche sowjetische Verhalten in nicht anliegenden Regionen war schon in den siebziger Jahren überengagiert. Die den USA nachjagende Rüstung wuchs zunächst rasch und dann gebremst, die Wirtschaftsleistung nahm immer langsamer zu, bis sie um 1980 stagnierte. Selbst die im engeren Sinne militärischen Projektionsmittel waren, im Direktvergleich der Weltmächte, noch immer zweiter Klasse.⁶

Die inneren Reformstrategien werden weitgehend unabhängig von internationalen Vorgängen und Klimata erarbeitet und umgesetzt. Auch das Zustandekommen oder Ausbleiben von Rüstungskontroll- und Abrüstungsvereinbarungen hat allenfalls einen mittelbaren Einfluß auf die Binnenreformen.⁷ Der auch politisch wichtige Ökonom Aganbegjan, Sekretär der Akademie der Wissenschaften für die Wirtschaftswissenschaften, hat 1987 in einem Interview erklärt, daß die inneren Reformen auch fortgeführt würden, wenn der Westen auf die Abrüstungsavancen der UdSSR nicht einginge (*Die Zeit*, 18.9.87, 24).

Gleichzeitig ist der Zusammenhang innerer und äußerer Politik sehr eng. Diplomatie und internationale Sicherheitspolitik der UdSSR sollen die Binnenreformen abschirmen, ein international wenn nicht günstiges, so doch nicht allzu sehr störendes Klima fördern und die sowjetische Politik von den konzeptionellen und praktischen Blockaden der Gromyko-Außenpolitik lösen. Das Primat der Politik über »das« Militär bezweifelt heute niemand mehr, das Primat der Binnenreformen vor der Außenpolitik ist eindeutig.

2. *Warum wirkt das Außenverhalten dann so dynamisch, warum werden internationale Aspekte in sowjetischen Äußerungen so hervorgehoben, und warum ist »der Westen« vor allem an ihnen interessiert?*

Die neue sowjetische Politik nach außen fällt zunächst deshalb auf, weil sie sich in Stil und Inhalt vom Außenverhalten der Vorreformzeit offensichtlich abhebt. Dabei handelt es sich aber wenigstens teilweise um eine Normalisierung. Wenn die zweite Weltmacht ihre internationalen Beziehungen nicht mehr im Stil der schwierigen Schweiz oder empfindlicher Scheichtümer betreibt, sondern professionell und selbstbewußt, also auch beherrscht, dann ist das vor allem eine Normalisierung im Rahmen des gegebenen Systems internationaler Beziehungen.

Es kommt hinzu, daß die Priorität der Binnenreformen keinen Abschied von der internationalen Bühne verlangt, sondern im Gegenteil umsichtige und zielstrebige Präsenz; aber eben kein Maulheldentum und Säbelrasseln. Nach wie vor ist die UdSSR zweite Weltmacht — und bleibt das vorerst. Noch immer ist sie europäische Hegemonialmacht. Aus Gründen des geopolitischen, »natürlichen« Gewichts des Landes, der inneren Legitimation (traditionelle Motive) und der angestrebten größeren Teilhabe an der »internationalen Arbeitsteilung« (neues Motiv) soll die Präsenz im Weltmaßstab erhalten bleiben. Aber sie soll auch umgestellt werden — von der vorwiegend militärischen Grundlage auf eine

organischere Einflußnahme, mittels politischer und wirtschaftlicher Instrumente.

Dazu muß nicht nur westliches (d.h. hier und weiterhin: vor allem staatliches und wirtschaftliches) Interesse geweckt werden, sondern es sind auch die festgezurrten Perzeptionen einer »sowjetischen Bedrohung« aufzubrechen. Daß sich auf diesem Gebiet der internationalen Psychologie etwas ändert, d.h. daß Gorbatschow und seine Politik in Umfragen Beliebtheitspunkte sammeln, gehört zu den Westwirkungen, die den Reformern am wichtigsten sind.

Da die meisten »offiziellen« politischen Kräfte und Medien des Westens die UdSSR, ausgesprochen oder nicht, seit 1917 mit kürzeren Unterbrechungen als »Reich des Bösen« »verstanden« oder öffentlich so dargestellt und genutzt haben, richtet sich das publizistische und politische Interesse in den OECD- und NATO-Staaten zunächst auf die neue Weltsicht, auf das neue Sicherheitsverständnis und auf das bemerkenswerte Selbstdarstellungs- und »Marketing«-Vermögen der neuen Moskauer Führung. Die Hierarchie der Reformelemente und die Statik der Reformprogramme verbleiben dabei einstweilen im Hintergrund, ihre Einschätzung bewegt sich allenfalls auf der Ebene des »gesunden Menschenverstandes«: die Russen sehen ein, daß ihre Wirtschaft nicht funktionieren kann, gleichzeitig rüsten sie ziellos, also muß Gorbatschow die Rüstungslast etwas mindern, um seiner Wirtschaft neuen Schwung zu geben. Hier teilt sich der Menschenverstand in eine liberale Variante (also müssen wir Gorbatschow helfen) und in eine konservative (nach dieser Atempause rüsten die Sowjets um so mehr). An den wirklichen Gründen der Doppelkrise und damit an den Voraussetzungen der Reformpolitik sowie an der Art der Bearbeitung der Krise und an den Debatten, Lerneffekten und Strukturproblemen sind die liberalen und konservativen Stammtische nicht interessiert.

Schließlich trägt zu dem Eindruck sowjetischer Dynamik und der Meinungsführerschaft in Abrüstungsfragen auch der Kontrast zu den intellektuell teilweise mediokren westlichen Führungen bei. Auch die offensichtliche Unfähigkeit der NATO-Staaten, sich nach dem Scheitern des Null-Lösungs-Bluffs für die INF-Systeme auf neue Ausgangspositionen für ihre Rüstungs- und Rüstungskontrollpolitik zu verständigen, spielt für die öffentliche Wirkung eine Rolle. Wer überhaupt etwas vorschlägt und tut, steht besser da. Die (mangelnde) Realitätsnähe mancher Pläne (etwa zur atomwaffen freien Welt) bleibt dabei zumeist außer Betracht.

3. Elemente der neuen Weltsicht, Zeugnisse der neuen Politik.

In großen Linien lassen sich folgende neue Akzente im sowjetischen Weltverständnis ausmachen⁸:

Eingliederung in die eine Welt: Die Welt wird zunehmend ganzheitlich und immer weniger gegensätzlich gesehen. Systemunterschiede bleiben, aber sie treten hinter gemeinsamen Herausforderungen (Rüstung, ökologische Gefährdung, Verschuldung, AIDS) und wechselseitigen Abhängigkeiten und Verflechtungen zurück. Die Welt ist differenziert und muß so wahrgenommen werden. Politische Konstellationen sind dynamisch. Es gibt eine Vielzahl legitimer Interessen,

niemand hat einen Anspruch auf besondere Wahrheiten oder vornehmliche Interessenrealisierung.

Das sowjetische Außenverhalten ist eindeutig innengeleitet (siehe dazu These 1).

Die sowjetischen Beziehungen zu Staatengruppen und Regionen verändern sich qualitativ. Das betrifft die Überführung der zerfallenen kommunistischen Weltbewegung in einen größeren, »zivilisiert-linken« Diskussionszusammenhang; die Transformation der Beziehungen zu den Verbündeten der »sozialistischen Gemeinschaft«, d.h. im Rahmen des RGW und der WVO von einer einseitig hierarchischen Gliederung zu einer Art »sozialistischem Commonwealth« mit einem politischen Zentrum, das seine Eingriffsverluste anzuerkennen beginnt; und eine neue Südpolitik, d.h. die zunächst noch stille Eingliederung in den industrialisierten »Norden« und die Befassung mit Strukturproblemen wie der Überschuldung und dem Hunger.

Schließlich wird das sowjetische Sicherheitsverständnis überprüft und umfassend neu definiert (siehe dazu These 4).⁹ All dies sind Orientierungen und Bestrebungen, die den Theoriestreit über Sinn und Opportunität der Kategorie eines zweiten, dem ersten entgegengesetzten (sozialistischen) »Weltsystems« trotz weiter bestehender systemischer Unterschiede veralten lassen.¹⁰

4. Zur Neudefinition des Sicherheitsbegriffs.

Das sowjetische Sicherheitsverständnis war historisch so aufgeladen und interessenpolitisch so festgezurrert, daß in diesem Bereich zuletzt Veränderungen erwartet worden wären. Tatsächlich erleben wir hier jedoch seit 1986 einen — teilweise kontroversen — Prozeß der Überprüfung und Neubewertung, der von keinem Experten, sowjetische wohl eingeschlossen, für möglich gehalten worden wäre.

Bislang sind folgende wesentliche neue Akzente zu erkennen: die gegenseitige Abhängigkeit der Weltmächte, der Blöcke und der internationalen »Gemeinschaft« erzwingt Versuche, Sicherheit nicht für sich, sondern gemeinsam zu gewährleisten. Der Begriff »Sicherheitspartnerschaft« ist ebenso aufgenommen worden wie andere westlich-friedensbewegte und sozialdemokratische Konzepte (strukturelle Nichtangriffsfähigkeit). Sicherheit kann, so die neue Mehrheits-sicht, nicht allein und nicht nur mit militärischen Mitteln erreicht und garantiert werden.

Die Ursache des »Wettrüstens« wird noch immer eher in den USA gesehen, genauer: in deren militärisch-industriellem Komplex. Aber der Imperialismus steht nicht mehr generell unter dem Verdacht der Friedensunfähigkeit.¹¹ Das Abschreckungstheorem, jahrzehntelang formal zurückgewiesen, praktisch jedoch akzeptiert, wird nun ernsthaft problematisiert. Dasselbe widerfährt auch der Orientierung auf Parität, eine der wirksamsten Anleitungen sowjetischer Rüstung. Auch das ist eine erhebliche Veränderung. Ferner erklärt die sowjetische Führung ihre Bereitschaft, ihre Militärstrategie zu diskutieren. Ihr Rüstungshandeln soll sich am Konzept des »Hinlänglichen« (*dostatočnost*) orientieren (vgl. Anm. 9).

Die neue Sicht auf die Welt und die Neubestimmung der eigenen Sicherheitsanfordernisse folgten der veränderten Definition der sowjetischen Interessenlage, wie sie von Doppelkrise und Lernfähigkeit bewirkt wurde. Während die Rüstungskontrollpolitik der UdSSR überraschend und, angesichts der Uneinigkeit der NATO, anscheinend dauerhaft die Initiative gewonnen hat, folgt das konkrete Rüstungsverhalten der zweiten Weltmacht vorerst noch den vor Jahren beschlossenen Programmen. Spätestens der neue, 13. Fünfjahrplan (ab 1991) muß Aufschluß darüber geben, ob sich die sowjetische Rüstungspolitik an den neuen theoretischen Zielmarken orientiert, oder ob sie auf den alten Gleisen weiterfährt.

5. Zum Verhältnis von Kontinuität und Bruch in den sowjetischen Außenbeziehungen.

Eine Einschätzung von Konstanz und Wandel der sowjetischen Außenbeziehungen muß sich auf die verschiedenen Ebenen des Außenverhaltens beziehen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den (staatlichen oder gesellschaftlichen) Interessen, dem (theoretischen und alltäglichen) Blick auf die Welt und dem konkreten Verhalten in Regionen, Konflikten und einzelnen Politikfeldern.

Auf der Interessenebene sind das Streben nach Nicht-Gefahr (russ.: *bezopasnost'*), nach Anerkennung und Gleichberechtigung im Weltmaßstab, nach Mitwirkung (in der Welt) und nach Mitbestimmung (vor allem in Europa und Asien) nach wie vor gegeben, teilweise jedoch in anderer Form und mit anderen Instrumenten und Attributen. Hinzugekommen ist das überragende Interesse an der Abschirmung des großen Reformprojekts nach außen (s. Punkt 1). Alte Belastungen werden abgeworfen, neue vermieden, Fronten werden — buchstäblich — begradigt und zurückgenommen. Die Priorität der Binnenreformen wird — zu Recht — als so entscheidend bewertet, daß die früher so wichtigen Statusbedenken (Wie wirkt das nach außen? Ist ein bestimmtes Verhalten als Schwäche interpretierbar?) nachgeordnet werden.¹²

Das »neue Denken« und seine zahlreichen Facetten, auch Widersprüchlichkeiten, sind teilweise Ausdruck dieser veränderten bzw. ergänzten Interessen der sowjetischen Führung und der reformgeneigten Teile der sowjetischen Gesellschaft. Auf dieser Ebene haben sich die radikalsten Veränderungen vollzogen. Die neue Weltsicht (*one world*) und die Rückstufung des zumindest deklaratorisch prinzipiell anderen (sozialistisches Weltsystem), das neue Sicherheitsverständnis (nur gemeinsam und nur politisch), die Redefinition des Imperialismus, die implizite und explizite Kritik traditioneller Rüstungsmechanismen und -begründungen (Gleichgewicht, Abschreckung) und der Import westlicher Chiffren einer neuen internationalen Sicherheitspolitik — all das ist eine weitgehende theoretische Abkehr von jahrzehntelangen Interpretationen und Rechtfertigungen sowie von mitunter vorlauten, unrealistischen und ambitionierten Verlautbarungen.

Darüber darf nicht vergessen werden, daß das sowjetische Außenverhalten auch in der Vergangenheit, von einigen Ausnahmen abgesehen (Polenkrieg 1920/21, finnischer Winterkrieg 1939/40, Annexion des Baltikums, der West-

ukraine und der Nordbukowina 1939/40, die Kalte-Kriegs-Politik ab 1947, Intervention in Afghanistan 1979), risikoscheu und eher defensiv war, auch wenn die Rhetorik dem mitunter widersprach (vor allem in der Chruschtschow-Zeit und in der ersten Hälfte der siebziger Jahre).

Das gegenwärtige außen- und sicherheitspolitische Verhalten, und dies ist die dritte Ebene, zeigt ebenfalls Elemente von Kontinuität und Wandel. Die internationale Sicherheitspolitik einschließlich Rüstungssteuerung und -kontrolle bzw. »Abrüstung« und die Beziehungen zur absteigenden ersten Weltmacht, zu weiteren Machtzentren (VR China, Japan, Europäische Gemeinschaft und westeuropäische Nuklearzwerge) sind weitgehend »normalisiert«, soweit dies sowjetischem Einfluß unterliegt. Die sowjetische Politik orientiert sich deklaratorisch mehr und mehr am Völkerrecht, an »internationalen Normen« und »zivilisierten« Umgangsformen. Während abstrakt nach wie vor Interessengegensätze (an)erkannt werden, wird der partnerschaftliche Aspekt in den Vordergrund gerückt. Auch die hegemonialen Beziehungen zu den Verbündeten und Klienten in Ostmitteleuropa und in Teilen der »Dritten Welt« werden abgeschwächt. Dies reflektiert zum Teil einen Lernprozeß (neues Denken), zum Teil ist es der Nachvollzug der tatsächlich schwindenden Möglichkeiten zum politischen und ökonomischen Durchgriff in anderen Staaten und Regionen.

Dagegen folgt die sowjetische Rüstungspolitik, soweit es sich von außen und anhand der noch immer kläglichen Datenlage beurteilen läßt, noch alten Orientierungen. Bedeutsame Reorientierungen, Programmwechsel oder auch nur ein reduziertes Beschaffungstempo sind noch nicht erkennbar.¹³ Hier bleibt abzuwarten, ob sich die verstärkte Betonung des Defensivcharakters der eigenen Militärdoktrin auch in veränderte Einsatzgrundsätze und in ein reduziertes bzw. umgesteuertes Rüstungsverhalten übersetzt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß hier nicht nur (erkennbare) Vorbehalte mancher Militärs und ziviler Rüstungsorganisationsoren zu überwinden sind, sondern daß sich ein neues Rüstungsprofil auch in die schwierige außenwirtschaftliche Situation einpassen müßte. Die gefallenen Weltmarktpreise für Energieträger, dem Hauptposten des sowjetischen Exports, führen zu einer relativen Aufwertung sowjetischer Waffenausfuhren in der Devisenbilanz. Gleichzeitig sind sowjetische Importe aus dem Westen vorerst begrenzt worden. Ob eine stärkere Außenverschuldung bei OECD-Staaten und Banken als Ausweg gewählt wird, bleibt abzuwarten.¹⁴

Generell haben wir es mit Veränderungen der sowjetischen Außen- und Sicherheitspolitik zu tun, wie es sie — je nach Bereich und Maßstab — seit 1918, seit 1945 oder seit den frühen sechziger Jahren nicht gegeben hat. Die UdSSR zieht sich nicht selbst von ihrer Weltmachtrolle zurück (obgleich das bei einigen Wissenschaftlern diskutiert wird). Die Eliten haben aber erkannt, daß die Weltmachtposition ohne eine umfassende Modernisierung, Effektivierung und Qualitätssteigerung der gesamten Wirtschaft sowie ohne eine Anpassung der gesellschaftlichen Verfassung an die Standards der »fortgeschrittenen Industriestaaten« nicht zu halten sein wird. Vor allem aber wegen der inneren Komponente der Doppelkrise, die eine Befassung mit den blockierten Wirtschafts- und Sozialverhältnissen unaufschiebbar machten, gibt es weder zum Primat der Binnenreformen noch zum neuen Denken und zur neuen Beweglichkeit nach außen eine Alternative.

Die theoretische Hilflosigkeit ist (hier und dort) unübersehbar: wie könnte man sich das Zentrum eines alternativen Weltsystems sozialistischen Charakters heute vorstellen, das sich nicht oder nicht primär von der vermeintlich neutralen Moderne, von Aufklärung und Rationalität, Effizienz und »Zivilisierung« leiten ließe? Die alten Begriffe werden aufgegeben oder umdefiniert, der Wandel wird in Gang gesetzt, die Richtung ist noch ungewiß.

6. Bezugspunkte der neuen Politik: Staaten, Parteien und gesellschaftliche Gruppen.

Es ist unübersehbar, daß die Reformer in der sowjetischen Staats- und Parteiführung Ideen und Anregungen auch aus westlichen sozialen Bewegungen, etwa Friedensgruppen, aufnehmen, und daß sie kritische westliche Experten in zahlreiche Gremien berufen. Doch ist genauso offensichtlich, daß sie Regierungen und sonstige Autoritäten als ihre primären Bezugspartner verstehen.

Das ist im Prinzip nicht neu. Auch frühere Führungen waren auf die großen Gegner fixiert und haben die kleinen Freunde, soweit sie linientreu waren, allenfalls als Schmuck benutzt. Heute, immerhin, werden diese kleinen Freunde (wie die DKP) kaum mehr beachtet, und andere Kräfte (wie z.B. die Grünen) ernster genommen (was auf diese unverdient Sonne, auf jene wohlverwobenen Schatten fallen läßt). Doch fällt schon auf, daß seit Roosevelt und, allenfalls, Nixon kein amerikanischer Präsident mehr solches Wohlwollen und Verständnis erfährt wie Ronald Reagan seit 1985. Das ist nicht nur der Mantel der Rücksicht. Auch sowjetische Journalisten und Wissenschaftler überschätzen ihn nicht. Aber was hier zählt, ist der öffentliche Eindruck.¹⁵ Ganz gewiß ist Reagan in der sowjetischen Bevölkerung nicht unpopulär. Ganz gewiß ist Margaret Thatcher populär. Die Kritik an ihnen (und an den Verhältnissen, die sie repräsentieren), hat an Grundsätzlichkeit verloren. Kritisiert werden Einzelaspekte der westlichen Politik, nicht mehr diese Politik an und für sich. Es gehört ins Bild, daß der zur Zeit wichtigste außenpolitische Gorbatschow-Berater, Schachnasarov, eine Weltregierung propagiert (wenn er dafür auch noch Widerspruch erntet).¹⁶

Insgesamt, so der Eindruck des Studiums der Tages- und Fachpresse und vieler Gespräche, werden die vorgegebenen internationalen Beziehungen, ihre Orientierungen, Werte und Umgangsformen, zunehmend als Standard verstanden, den man nach früheren Übertreibungen des vor allem verbalen Außenseitertums akzeptiert — und den anderen um so eifriger als Spiegel vorhält. Dabei ist das, was die anderen tatsächlich denken und tun, zur Zeit gar nicht so wichtig. Das eigene, nicht das europäische Haus oder gar das Weltgebäude, muß in Ordnung gebracht werden. So gesehen, sind die offiziellen westlichen Auffassungen und Ambitionen wenigstens vorübergehend von einer bemerkenswerten Belanglosigkeit. In den Worten von Ed Hewett, einem der besten westlichen ökonomischen Sowjetanalytiker:

»Was auch immer die Natur der westlichen Interessen sein mag, die westliche Politik wird den Ausgang des [Reform-, Anm.d.Verf.] Prozesses nicht groß beeinflussen. Die Dynamik der Reformen in der UdSSR ist vor allem eine innere; was geschieht, ist durch Entwicklungen in der Außenwelt beeinflußt, aber kaum bestimmt.« (E. Hewett, *Reforming the Soviet Economy*, Washington, D.C. 1988, 386)

Es sind übrigens nicht nur Reagan und Thatcher, die Sowjetkarriere machen. Zwei der profiliertesten amerikanischen Hardliner, der frühere Sicherheitsberater Carters (wir erinnern uns: der mit dem Gewehr am Khyber-Pass) und der ehemalige Ostexperte Reagans im Nationalen Sicherheitsrat, Richard Pipes, der eine Politologe, der andere Historiker, füllen heute sowjetische Zeitungsspalten. Das wäre zu registrieren, aber nicht bemerkenswert, wenn nicht auch der Eindruck entstünde, die Avantgarde der *Perestrojka* wolle sich selbst mit diesen Namen schmücken: seht, wie weit wir es mit der Liberalität gebracht haben, seht auch, die lassen sich auf uns ein.¹⁷

Einzelne Moskauer Stimmen fordern eine »Entspannung von unten«, auch das nicht ganz originär sowjetisch. Mir scheint, wichtig wäre auch eine Streitkultur von unten, sozusagen als Gegengewicht zu dem kultiviert-zivilisierten Streit der großen und kleinen politischen Mächte in der einen Welt.

7. Die Auseinandersetzung mit der neuen Politik (perestrojka und novoe myšlenie) spiegelt auch und nicht zuletzt die Geschichte der westlichen Linken.

Die »klimatischen« und materiellen Veränderungen in der Sowjetunion haben gewiß eine Bedeutung, die über die Reformansätze der sechziger Jahre und über das Tauwetter nach 1955 hinausgehen. In mancher Hinsicht ähneln sie den Verhältnissen der zwanziger Jahre, in anderem gehen sie darüber hinaus. Es handelt sich, hinsichtlich des Problemdrucks wie der politischen Antworten, um einen historischen *Knoten* der russisch-sowjetischen Geschichte.

So sehr es diese Situation, deren Zeitzeugen wir sind, nahelegt, politische Bewertungen vorzunehmen, so wenig aussichtsreich sind vorerst solche Versuche. Es ist in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß die Anläufe der frühen siebziger Jahre, den theoretischen Status der osteuropäischen Staaten und Gesellschaften zu bestimmen, gegen Ende des Jahrzehnts, spätestens nach der Bahro-Debatte, aufgegeben worden sind. Übergangsgesellschaft, Staatskapitalismus, degenerierter Arbeiterstaat; Eliten- und Bürokratie-, Konvergenz- und industriegesellschaftliche Theorien — all das erinnert kaum noch jemand. Geblieben sind einige Sammelbände und Zwischenberichte und die Dokumente der zum Teil erbitterten innerlinken Auseinandersetzung über Osteuropa.¹⁸

Danach wandte sich ein Teil der Linken, vor allem in Westeuropa, von den eigenen Utopien ab, womit auch die Kritik ihrer »Entstellungen« in der Realität entbehrlich wurde. Hier machte sich Schweigen breit, »Nichtbefassung« sozusagen. In Frankreich und den USA dagegen kultivierten die ehemaligen Maoisten eine neue Empörung, weil man mittels der »neuen Philosophen« gerade den *Gulag* entdeckt hatte.¹⁹

Auch jüngere und nicht mehr so junge westliche Sozialwissenschaftler, die sich mit Osteuropa befaßten, kehrten den großen Debatten den Rücken (die sie teilweise ursprünglich zur wissenschaftlichen Befassung gedrängt hatten), und bemühten sich um »Theorien mittlerer Reichweite«. Der kommode Konsens, es handele sich bei den osteuropäischen Phänomenen um »Systeme eigenständigen Typs«, nicht Fisch noch Fleisch, aber irgendetwas doch schon, machte das Wegtauchen in die Konkreta möglich. Daß dies dem Zeitgeist parallel lief, wer kann

schon dafür.²⁰ Die neue Formel der achtziger Jahre lautete dann: *Systeme sowjetischen Typs*.

Kurz und gut, der, wie mir noch immer scheint, durchaus sinnvolle Brauch der parallelen theoretischen (und wen es drängte, auch praktischen) Kritik der west- und osteuropäischen Systeme, von einem linken, undogmatischen, aber auch nicht frei assoziierenden, im Zweifel marxistischen Bezugspunkt aus ging verloren, sowie der Bezugspunkt selbst abhanden kam. Es kamen neue soziale und andere Bewegungen, eine grüne Partei und andere Produkte des *Modells Deutschland*. Deren Interesse an Osteuropa war zunächst nicht existent, am Rande vielleicht ein paar Sympathien für *Solidarność* (aber auch das mehr ein Kristallisations- und Wendepunkt für ältere Exlinker, die den Osten über Paris und Warschau neu entdeckten, s. die Zeitschrift *Kommune*). Die intellektuell überhaupt interessierten Teile der neuen Bewegungen entdeckten den europäischen Osten, genauer: einen Teil davon, dann als Mitte neu. Dem gemeinsamen Kulturgut wurden Ungarn, Polen und Tschechen zugerechnet, nicht aber die (zu asiatischen) Russen. Schriftsteller wie György Konrád und Milan Kundera eroberten nicht nur die Spalten amerikanischer und französischer Kultur- und Weltblätter, sondern auch die Köpfe eines beträchtlichen Teils der alten und neuen westeuropäischen Intelligenzija. Deren Bewertungen der *Politik* ost- und, von mir aus, ostmitteleuropäischer Länder war hochemotional. Sie hatte natürlich nicht nur mit den Verhältnissen dort zu tun, sondern war auch eine Befassung mit der eigenen Geschichte und Gegenwart.

Angesichts dessen ist es heute schon eine intellektuelle Leistung, die tatsächlichen Vorgänge dort möglichst nüchtern zu registrieren. Für Bewertungen läuft die Zeit nicht davon.

8. Die Frage der Beurteilung (alter wie neuer) sowjetischer Politik ist auch, z.T. vor allem, eine Frage der eigenen (westlichen) Maßstäbe.

Ist die *Perestrojka* eine »linke« Reformpolitik oder eine »rechte« Modernisierungsvariante? Wird der Oktober aufgenommen und weitergeführt oder endgültig verabschiedet? Dies scheint die zentrale Frage für eine westlinke Bewertung der laufenden Reformpolitik. Sie ist, denke ich, aus zwei Gründen derzeit nicht zu beantworten: zum einen ist in den sowjetischen Reformprogrammen manches angelegt, was erstens widersprüchlich und zweitens in seinen Auswirkungen noch nicht abzuschätzen ist. Zum anderen fehlen *hier* die Maßstäbe zur politischen Beurteilung dieser Politik.

Die Westlinker ist sich nicht (mehr) im klaren darüber, wie »Ware-Geld-Beziehungen«, Marktelemente, der Parlamentarismus, *civil society*, der Staat, der »Imperialismus«, die »Klassenfrage« und weiteres einzuschätzen sind. Da das für hiesige Verhältnisse ungewiß ist, kann es auch dort nicht vernünftig bewertet werden. Wer über das endliche Aufblühen des Sozialismus oder die endgültige Verbürgerlichung im Osten rechtet, müßte zunächst aufzeigen, was das denn hier bedeuten soll. Das aber ist, soweit ich sehe, zur Zeit nicht möglich.²¹ Deshalb geht in die Beurteilung der Moskauer »Revolution von oben« viel Unausgesprochenes, Uneingestandenes und auch Undurchschaubares ein. Deshalb sind

solche Beurteilungen weitgehend sinnlos; es fehlen die Maßstäbe, es regieren Gefühle, Hoffnungen und Befürchtungen.

Ja, das ist für ausländische Beobachter wohl die aufregendste Zeit in Moskau seit 1917, seit den Beobachtungen von John Reed, Emma Goldman, Walter Benjamin. Eine dichte intellektuelle Atmosphäre, unzählige Versammlungen halboffener Art, dichtgedrängte Flure und Treppenhäuser, aufsteigende und absinkende Stars, brillante Essays in den Avantgardeblättern *Novyj mir*, *Moskovskie Novosti*, *Ogonek*, *Znamja*, *Sovetskaja kul'tura*, und unverzichtbare Artikel, Dokumente und Leserbriefe in der früher sterbenslangweiligen zentralen Presse, lebhaftes Fernsehen, spontane Diskussionen in Büros und Kabinetten, das Anstehen nach Zeitungen, das Wettlesen um das jeweils neueste Spannendste — das ist ein Klima, wie es sich nur alle paar Jahrzehnte einstellt, und wie es nicht allzu lange anhalten kann. Das mitzubekommen, vermittelt den Eindruck eines aufblühenden Republikanismus, eines ständig neuen »Noch-nie-dagewesen« und »Was-kommt-als-nächstes«. Das ist ganz bestimmt kein »rechtes« Klima.

Andererseits, die alten Dogmen und Stereotypen (es waren nämlich welche) werden mit einer Rasanz über Bord gegeben, daß man sich oft nur noch im Nachhinein fragen kann, wohin denn das gehen mag: die sanftmütige Einschätzung, der Imperialismus sei friedensfähig; der Markt unverzichtbar; soziale Differenzierung wünschenswert; jedem nach seiner Leistung; eine gewisse Arbeitslosigkeit als Stimulus hinnehmbar? Diversifizierung der Eigentumsformen; die neue Nonchalance gegenüber Befreiungsbewegungen und jungen, befreiten Staaten; die Unschuldsumutung über die »Zivilisiertheit« der internationalen Beziehungen; die Übernahme offizieller westlicher Semantik (»internationale Arbeitsteilung«, »Terrorismus« usw.) ...

»Sozialistischer« Pluralismus, »sozialistischer« Rechtsstaat, das klingt überzeugend. Aber *was ist Sozialismus?* Darauf gibt es auch dort (noch immer oder schon wieder) keine Antworten.²² Einer der besten Reformökonomien sagte auf diese Frage: Das müssen unsere Theoretiker unterwegs entscheiden. Gorbatschow, der immer den »sozialistischen Rahmen« der Reformpolitik hervorhebt, ist selbst unsicher, was das ist: »Wir müssen unsere traditionellen Vorstellungen vom Sozialismus an das Niveau der heutigen Anforderungen heranbringen.« Es sei wohl erforderlich, »Kriterien des Sozialismushaften (socialističnosti)« aufzustellen.²³ Das ist ehrlich, und das ist gut. Aber was ist davon zu halten? Veränderungen im Rahmen des Sozialismus, aber Gott weiß, was das ist? So wie Demokratie historisch und seit der Aufklärung im Westen zur Chiffre für allerlei staatliche und gesellschaftliche Varianzen geworden ist, so könnte es auch dem Sozialismus im Zuge der nachholenden Aufklärung in Osteuropa ergehen. So wie die Aufklärung (West) ihre Ambivalenz hat, so gibt es auch eine *Dialektik der Perestrojka*, die zu beobachten und zu analysieren lohnenswert wird. Beobachten und überlegen, nicht denunzieren oder euphorisieren.

9. *Die Veränderungen in der UdSSR verdienen Interesse, Sympathie, genaue Beobachtung und kritische Begleitung; auch Einmischung. Für einen neuen linken Realismus, für Bescheidenheit, ruhiges Abwarten und den Versuch einer neuen Diskussionskultur.*

Angesichts der Unübersichtlichkeit der reformerischen Suchbewegungen tun wir gut daran, Interesse wachzuhalten (was nicht schwer fallen wird), vorschnelle Bewertungen zu vermeiden und die Spannungen auszuhalten, die in widersprüchlichen und unabgeschlossenen Situationen dieser Art unvermeidlich sind. Wichtig ist das genaue Beobachten, das Nachzeichnen dessen, was vorgeht. Vor allem sollten wir uns bemühen, die Veränderungen zunächst in ihrem Kontext zu sehen, aus sich heraus zu verstehen, und sie nicht vorschnell abzutun oder zu adeln. Ernstnehmen heißt auch, das *Sowjetische der Perestrojka* zu akzeptieren. Unsere eigenen Probleme, unsere Befindlichkeit und unser Mißbehagen können dauerhaft nicht in Moskau oder sonstwo gemildert werden. Die Geschichte westlinker Projektionen, von Algerien über Vietnam, von Chile über Portugal bis zu Nicaragua sollte sich nicht Moskau als nächsten Ort der Begierde suchen.

Angesichts der Schwierigkeiten, vor denen die Veränderungsversuche dort stehen, verbieten sich Maulheldentum und Besserwisseri. Bescheidenheit ohne Selbstverleugnung dagegen könnte etwas beizutragen haben. Bereitschaft zu lernen und eigene Erfahrungen und Beurteilungen anzubieten — das könnte für diejenigen sowjetischen Reformen, die sich überhaupt für die Westlinke interessieren, hilfreich sein. Davon gibt es übrigens nicht übermäßig viele (s. These 6). Nur einige der offiziellen und informellen Wissenschaftler und Aktivisten sind bei ihrer Suche nach Anknüpfungen und Anregungen bisher bereit, nicht nur Keynes und Friedman und Thatcher, nicht nur Bahr oder das »schwedische Modell« zu studieren, sondern auch den westlichen Marxismus, Strukturalismus und andere nichtherrschaftliche Strömungen zu befragen. Dazu zählt der mutigste, der Zunft weit vorausseilende Historiker Jurij Afanas'ev, und dazu zählen auch einige Vertreter neuer informeller Gruppen wie Boris Kargalickij.²⁴

Im Sinne einer Diskussion über eigene Erfahrungen und Unsicherheiten und einer Neugier auf die sowjetische Suche nach Wegen zur Überwindung der trotz aller Leistungen und Errungenschaften und bei unauslöschlichen Katastrophen und Opfern seit 1917 immer wieder hervortretende und seit zehn Jahren nicht mehr zu überspielenden Entwicklungsblockaden kann eine ruhige, unaufgeregte wechselseitige *Einmischung von unten* weiterhelfen. Dazu gehörten Bereitschaft zum gemeinsamen Nachdenken und Streiten über die derzeitige Hilflosigkeit, aber auch über die Erfahrung westlinker Politik, und auch über die *Dialektik der Perestrojka*.

Einmischung von unten. Bei diesem Versuch werden wir merken, daß sich mit Partnern in Osteuropa noch *reden* läßt: Man hört sich zu, läßt sich ausreden und nimmt einander ernst. Das ist wenigstens etwas, was wir wieder zu lernen haben.

10. *Audiat et altera pars: Eine Spekulation über die Erwartungen derjenigen, die ihre Geschichte doch selber machen (sollen).*

In diesem Prozeß des Beobachtens und Redens wird es neben dem Verstehenwollen also auch Kritik geben, geben müssen. Manches aus der sowjetischen

Zukunft kann die Westlinke aus Vergangenheit und Gegenwart der Systeme, in denen sie lebt, beitragen, und damit im besten Fall Aufmerksamkeit neu auf die Kosten des westlichen Entwicklungsweges lenken und einige Naivität dämpfen, die nicht wenige der sowjetischen Reformer im »offiziellen« und im »informellen« Bereich auszeichnet. Doch sollte dabei niemand den erhobenen linken Zeigefinger nach Osten richten. Welche, welcher westliche Linke kann denn glaubwürdig hergehen und den Zerfall von Prinzipien und den Niedergang des Sozialismus beweinen, als »Klageweib«, das die sowjetischen Reformversuche als Abweichung denunziert?

Wir müssen immer wieder den Mikrokosmos, den jahrzehntealten Alltag des »ersten sozialistischen Staates« betrachten. Der noch immer kaum geminderte Mangel, der alltägliche entnervende Schlendrian, die wattierte und unergründliche Bürokratie, Händel und Korruption, die beengten Wohnverhältnisse, der fortschreitende Zerfall sozialer Netze, die noch immer nicht ganz aufgebrochene gesellschaftliche Apathie, der notorische Alkoholismus, die vielen kleinen Tragödien und stillen Revolten — all das demütigt, beleidigt und entwürdigt, macht bitter und mißtrauisch. Wer wollte da den Hunger nach Würde, nach einem elementaren Ernstgenommenwerden als nur idealistisch mißverstehen? Wie kann man die neue Religiosität, das West-Sehen durch Film- und Fernsehfenster als nur dumpf oder nur als »Eindringen der westlichen Massenkultur« begreifen? Wie das Hoffen auf mehr und auf bessere Produkte als »Konsumismus« abtun, und all das vom Fensterplatz aus? Die unmittelbaren Bedürfnisse und Hoffnungen der sowjetischen Menschen lassen sich nicht mit dem Verweis auf die gräßlichen Folgen der Alleinherrschaft des Wertgesetzes befriedigen. Sie haben, wie mir scheint, ein Recht darauf, bald besser zu leben — materiell und ideell. Das ist es, was man so oft jetzt und vor allem in Rußland hört: wir, unsere Menschen haben *ein Recht darauf, besser zu leben* (und, zumeist nicht ausgesprochen: es ist nicht unsere vornehmste Aufgabe, die Träume und Ansprüche westlicher Intellektueller zu erfüllen).

Erstmals seit Kriegsende, als sich die Binnenverhältnisse zu entspannen schienen, und seit dem »Tauwetter« in den fünfziger Jahren sehen viele Menschen wieder Licht, auch wenn sie oft noch nicht zugeben, daß sie es sehen, weil sie noch nicht (nicht wieder) daran glauben wollen. Deshalb sind die »einfachen Leute« oft die skeptischsten Bewerter der *Perestrojka*. Aber wer genau hinhört, der merkt, daß sich in den vergangenen Jahren auch schon viele Maßstäbe verschoben haben, vieles, was früher kaum denkbar war, nun als selbstverständlich gilt, neue Erwartungen hervorwachsen. Die Radikalität der Auseinandersetzung mit dem, was ist, spiegelt neben der kulminierten Skepsis auch ein nicht geringes Maß an neuer, vorsichtiger Identifikation.

Ist das Einbringen dieses »humanistischen« Hinhörens ein Abdanken linker kritischer Theorie? Das muß, denke ich, keineswegs so sein. Nur muß der westliche, sich seiner selbst noch nicht sichere Beobachter und Kritiker *auch* hinsehen und hinhören. *Einen* Weg aus der westlinken Ratlosigkeit angesichts der sich in viele Richtungen bewegenden sowjetischen Verhältnisse hat Hansgeorg Conert, wie ich finde, überzeugend beschrieben:

»Das Projekt der *Perestrojka* verdient unsere Aufmerksamkeit und Sympathie, weil es, seine durchaus prekäre Verwirklichung vorausgesetzt, zur Entwicklung gesellschaftlicher, ökonomischer und politischer Gestaltungsformen und Handlungsregulative führen kann, die in höherem Maße als Kapitalismus und Staatssozialismus vernunftbegründete soziale Beziehungen und Verhältnisse ermöglichen. Das wäre viel; und ob man es dann als Sozialismus oder wie immer bezeichnet, ist von geringem Belang.« (Wirtschaftsreform und Demokratisierung«, in: *Links*, Nr. 211/Oktober 1987, 22)

Nun, es ist von Belang. Doch die realen Verhältnisse, die Wünsche und Hoffnungen der Sowjetbürger, sie wiegen sehr schwer. Sie sind von Bedeutung. Wie das historische Reformprojekt, das 1985 begann, zu ihrer Befriedigung beitragen oder sie auch neu gefährden kann, oder beides zugleich, vielleicht für jeweils andere soziale Gruppen — das werden wir erleben.

Anmerkungen

- 1 Für ausführlichere Belege s. K. Segbers, Neue Elemente in der sowjetischen Außen- und Sicherheitspolitik, in: *Sowi*, 1988, 2; ders., Der neue Blick auf die Welt und auf die eigene Sicherheit, in: H. Temmen, *Michail S. Gorbatschow: »Zurück dürfen wir nicht«*, Bremen 1987, 202-211; ders., Die neue Beweglichkeit in der sowjetischen Sicherheits- und Abrüstungspolitik, in: M. Mommsen, H.-H. Schröder, *Gorbatschows Revolution von oben*, Frankfurt/M., West-Berlin 1987, 139-156; und ders., Der sowjetische Systemwandel als Kontext weltraumbezogener Aktivitäten der USA und der UdSSR, in: B. W. Kubbig, *Die unendliche Rüstung*, Frankfurt/M. 1988 (i. Dr.); sowie die Titel in Fußnote 9. Allgemein müssen Einzelnachweise zu diesem Beitrag auf einem Minimum gehalten werden.
- 2 Gorbacëv, *Za bezjadernyj mir, za gumanizm meždunarodnych otnošenij* (Für eine atomwaffenfreie Welt, für einen Humanismus der internationalen Beziehungen), in: *Pravda*, 17.2.1987. Vgl. auch die grundlegende Rede Sevardnadzes vom Juni 1987, abgedruckt in *Vestnik MID SSSR*, 1987, 2, 30-34.
- 3 Vgl. die Berichte des Studienprojekts »Krisen in Systemen sowjetischen Typs«, hrsg. von Z. Mlynar in Köln, und die Ergebnisse des Bremer Forschungsprojekts zur sowjetischen Reformpolitik, die im Frühjahr 1989 erscheinen werden. Zum äußeren Aspekt der Krise s. dazu F. Halliday, *The Making of the Second Cold War*, London 1983; R. Garthoff, *Detente and Confrontation. American-Soviet Relations from Nixon to Reagan*, Washington, D.C. 1985; M. Nacht, *The Age of Vulnerability. The Threats to Nuclear Stalemate*, Washington, D.C. 1985.
- 4 Darunter werden hier die Angehörigen und Kandidaten des ZK und der Parteikontrollkommission (Machtelite) und die Angehörigen der Leitungen von Fach- und Berufsverbänden sowie wichtige Wirtschaftsmanager, Offiziere, Diplomaten, Kommunikatoren und Kulturschaffende (Facheliten) verstanden.
- 5 *Za obnovlenie socializma, za leninizm* (Für die Erneuerung des Sozialismus, für Leninismus), in: *Pravda*, 23.4.1988; Hervorh. d.d.Verf.
- 6 Neuerdings wird auch der Mechanismus des ständigen Nachziehens und der Befund des Überengagements von sowjetischen Kollegen kritisch konstatiert. Vgl. V. Dašičev, *Vostok-Zapad: poisk novych otnošenij. O prioritetačh vnešnej politiki Sovetskogo gosudarstva* (Ost-West: die Suche nach neuen Beziehungen. Über die Prioritäten der Außenpolitik des Sowjetstaats), in: *Literaturnaja Gazeta*, 1988, 20 (18.5.), 14.
- 7 Dieser Sachverhalt wird hier oft übersehen. Das INF-Abkommen vom Dezember 1987 ist nicht nur militärisches Kleingeld — es nimmt kaum militärische Optionen weg und kann mehrfach kompensiert werden —, es ist auch wirtschaftlich eine sehr milde Spende. Wenn es überhaupt einen Einspareffekt und Entlastung für die Zivilwirtschaft bringt, was ich bezweifle, so ist er sehr gering. Generell sind Nuklearwaffen viel »billiger« als konventionelle Rüstungen und Truppen.
- 8 Es wird hier davon abgesehen, daß diese wie fast alle anderen Veränderungen in Eliten und Gesellschaft der UdSSR nicht unumstritten sind. Dies läßt sich für fast alle Fragen nachweisen, was hier nicht möglich ist. Vorgestellt werden hier die Mehrheitspositionen des Reformlagers.

- 9 Für differenzierte westliche Beschreibungen und Einschätzungen der neuen Außen- und Sicherheitspolitik s. M. Evangelista, *The New Soviet Approach to Security*, in: *World Policy*, 3.4 (Fall 1986), 561-599; Ch. Glickham, *New Directions for Soviet Foreign Policy*, *Radio Liberty Research*, Supplement, 2/1986. F. Griffiths, »New thinking« in the Kremlin, in: *Bulletin of the atomic scientists*, 43.3 (April 1987), 20-24. J.F. Hough, *Soviet Arms Control Policy in Perspective*, in: *United States Policy Information and Texts*, 1988, No. 15/A, 11-20. P. Litherland, *Gorbachev and Arms Control. Civilian Experts and Soviet Policy*, Bradford: *Peace Research Report* No. 12, November 1986, 63-81. A. Lynch, *The restructuring of Soviet foreign policy*, in: *Bulletin of the atomic scientists*, 44.2 (March 1988), 40-43. J. Tiedtke, *Neuorientierung oder Etikettenschwindel? Die sowjetische Sicherheitspolitik unter Gorbatschow*, in: *Osteuropa-Info*, Nr. 68 (1986/4), 49-62; sowie die Titel in Fußnote 1. Auf einer lernunfähigen Position beharrt G. Wettig (z. B. Gorbatschow und das »neue Denken« in der sowjetischen Außenpolitik, in: *Außenpolitik*, 1987, 1, 143-154. — Die sowjetische Diskussion über die neue Weltsicht und das neue Sicherheitsverständnis ist inzwischen so umfangreich, daß auch die Nennung einzelner wichtiger Titel sinnlos wäre. Es sei aber auf folgende Autoren verwiesen: G. Arbatov (Leiter des USA/Kanada-Instituts), A. Bovin, F. Burlackij (Journalisten), O. Bykov, V. Dašičev (beide am Institut für die Wirtschaft des sozialistischen Weltsystems), A. Dobrynin, M. Gorbachev, A. Jakovlev (ZK-Sekretäre), A. Kokošin (USA/Kanada-Institut), I. Malašenko, V. Petrovskij (stellv. Außenminister), E. Primakov (Leiter des Instituts für Weltwirtschaft und internationale Beziehungen), G. Šachnazarov (ZK-Berater), L. Semejko (Mitarbeiter des USA/Kanada-Instituts), E. A. Ševardnadze (Außenminister) V. Žurkov (Leiter des neuen Westeuropa-Instituts). Vgl. auch die teilweise konformen, teils deutlich abweichenden Beiträge von Militärs wie S. Achromeev (Generalstabschef), D. Jazov (Verteidigungsminister), A. Lizičev, D. Volkogonov (bis vor kurzem Politische Hauptverwaltung).
- 10 Vgl. Tim Luke, *On the Nature of Soviet Society*, in: *Telos*, No. 63 (Spring 1985), 187-195; Victor Zaslavsky, *The Soviet World System: Origins, Evolution, Prospects for Reform*, in: ebd., No. 65 (Fall 1985), 3-22.
- 11 Zu diesem interessanten Aspekt s. die Rede Gorbatschows zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution am 2. November, Oktjabr` i perestrojka: revoljucija prodolžaetsja (Der Oktober und die Perestrojka: die Revolution wird fortgeführt), in: *Pravda*, 3.11.1987, dt. in: *Sowjetunion heute*, November 1987 (Sondernummer), 3-27, hier 21f.
- 12 Zu diesem Aspekt vgl. Jacques Levesque, *Neue Ansätze in Gorbatschows Außenpolitik — Sicherheit und Rüstungskontrolle*, in: *Osteuropa*, 1988, 4, 245-256.
- 13 Vgl. die jährliche *Military Balance* des International Institute for Strategic Studies, London, und die Jahresberichte des US-Verteidigungsministeriums *Soviet Military Power*, die nicht so sehr wegen ihrer Daten, sondern wegen ihrer Interpretationen problematisch sind.
- 14 Im Frühsommer 1988 gibt es dafür einige Anzeichen. S. *FAZ* vom 19.5.1988, *FR* vom 9. und 25.5.1988. S.a. Jerry Hough, *Opening Up the Soviet Economy*, Washington, D.C. 1988.
- 15 S. die Berichterstattung über das Moskauer Gipfeltreffen im Frühjahr 1988 in *Moskovskie Novosti*, 1988, 23, 4-5 unter der denkwürdigen Überschrift »Nancy und Ronald bei uns zu Gast«. In der deutschen Fassung ist diese Vertraulichkeit eigenartigerweise etwas gemildert — nun sind »Die Reagans bei uns zu Besuch« (*Moskau News*, Juli 1988, 16).
- 16 Šachnazarov, *Mirovoe soobščestvo upravljaemo* (Die Weltgemeinschaft ist steuerbar), *Pravda*, 15.1.1988; dagegen A. Bovin, *Mirovoe soobščestvo i mirovoe pravitel'stvo* (Weltgemeinschaft und Weltregierung), ebd., 1.2.1988; E. Hewett, *Reforming the Soviet Economy*, Washington, D.C. 1988, 386.
- 17 Für jüngere Beispiele s. *Moskovskie Novosti*, 1988, 19 und 21. Beide Artikel sind mit Gegenkontentaren versehen, die zu lesen ebenso sehr lohnt.
- 18 Gute Überblicke geben G. Meyer, *Sozialistische Systeme*, Opladen 1979, und G.-J. Glaebner, *Sozialistische Systeme*, Opladen 1982. Angesichts des derzeitigen Zustands der politischen Befassung mit dem versteinerten Erbe ist auch, etwas wehmütig, an die Debatten auf dem *Manifesto-Kongreß* im November 1977 in Venedig über »postrevolutionäre Gesellschaften« zu erinnern (*Potere e opposizione nelle società post-rivoluzionare. Una discussione nella sinistra*. Il manifesto, Quaderno 8, Roma 1978; dt. Ch. Bettelheim, I. Mézarós, R. Rossanda u.a., *Zurückforderung der Zukunft*, Frankfurt/M. 1979).
- 19 Erinnert sei an *Köchin und Menschenfresser* (Paris 1974, dt. 1976) und an die *Meisterdenker* (Paris 1977, dt. 1978) von André Glucksmann. Diese Auseinandersetzung blieb hinter früheren

- kritischen Debatten zurück — man denke an Merleau-Ponty u.a. Aufschlußreich auch die Entwicklung der amerikanischen Theoriezeitschrift *Telos*, vgl. K. Segbers, *The European Peace Movements, the Soviet Union, and the American Left*, in: *Telos*, No. 54 (Winter 1982/83), 161-172, und ders., USA: Kalter Krieg der Linken? in *Telos*, Nr. 156 (März 1983), 22-23.
- 20 Das ist nicht so böse gemeint, wie es sich liest. Wahrscheinlich war damals eine theoretische Weiterentwicklung nicht möglich, zudem ist die konkrete Befassung mit Reanalysen von großer Bedeutung; und, nicht zuletzt, das Monitum geht auch an die eigene Adresse.
 - 21 S. z. B. das Thesenpapier von Peter von Oertzen, *Frankfurter Rundschau*, 31.3. und 2.4.1988. Die Überlegungen und Debatten in Teilen der SPD, im italienischen PCI, in der britischen Linken (*Marxism today*), im Offenbacher »Sozialistischen Büro«, neuerdings bei Teilen der DKP und bei reflexionsbereiten »Grünen« deuten in dieselbe Richtung. Jürgen Habermas hat diesen Zustand, nicht ganz unmodisch, als »neue Unübersichtlichkeit« benannt.
 - 22 Das hängt gewiß eng damit zusammen, daß es an einem eindeutigen oder auch nur tragfähigen Kapitalismusbild fehlt. In einer Zeit, in der westliche Elemente und »Erfolgs«garanten im Osten zur Erprobung anstehen, und in der der Kapitalismus wenn schon nicht real, so doch analytisch und definitorisch verschwimmt, kann es auch kein granitenes Sozialismusmodell geben. Das wäre nicht tragisch, wenn nicht der Begriff selber zunehmend ins Gerede käme. Vielmehr: aus ihm herausfiele.
 - 23 Bemerkungen auf einem Treffen mit Vertretern von Medien, ideologischen Einrichtungen und Künstlerverbänden. in: *Pravda*, 11.5.1988. Der bislang wohl interessanteste Beitrag dazu stammt von Fedor Burlackij, *Kakoj socializm narodu nužen* (Welchen Sozialismus braucht das Volk), in *Literaturnaja gazeta*, 1988, 16, 2.
 - 24 Zu Afanas'evs Position s. die spannende Podiums-Diskussion »Barrikaden der Perestrojka« in *Das 20. Jahrhundert und der Frieden*, 1988, 2 (wiedergegeben in *Links*, Nr. 219 und 220, Juni und Juli 1988). Zu Kargalickij s. seinen Beitrag in *Arbeiterkampf*, 2.5.1988.

Weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Conert, Hansgeorg, 1988: Die Gorbatschowschen Reformen. *Argument* 168
 Conert, Hansgeorg, 1987: Revolutionäre Reform? Zu Gorbatschows Projekt. *Argument* 162
 Bergmann, Theodor, 1986: Über die Reformfähigkeit des Sozialismus. *Argument* 160
 Lebowitz, Michael A., 1986: Die Krise der sozialistischen Wirtschaft überwinden. *Argument* 160
 Conert, Hansgeorg, 1985: Gorbatschows Wirtschaftspolitik des indirekten Zentralismus. *Argument* 154
 Balogh, Istvan, 1985: Sozialistische Warenproduktion und Marxismus. *Argument* 153
 Ambarzumow, J.A., 1985: Gesellschaftlich-politische Krisen im Sozialismus. *Argument* 152
 Tiedtke, Stephan, 1982: Militär- und Gesellschaftspolitik in der Sowjetunion. *Argument* 133
 Nolte, Hans-Heinrich, 1982: Militarismus in der sowjetischen Gesellschaft und internationaler Rüstungswettlauf. *Argument* 131

Stalinismus-Diskussion

- Schröder, Hans-Henning, 1980: Zum aktuellen Stand der Stalinismusforschung im Westen. *Argument* 123
 Gransow, Volker, und Michael Krätke, 1979: Zwei Stalinismus-Debatten in der KP Großbritanniens. *Argument* 118
 Conert, Hansgeorg, 1979: Über Konstitutionsmerkmale nachkapitalistischer Gesellschaften. *Argument* 117
 Elfferding, Wieland, 1979: Gibt es in den sozialistischen Ländern Herrschaftsverhältnisse? *Argument* 117
 Haumann, Heiko, 1979: Die Wende von 1929. Sozialökonomische Veränderungen in der Sowjetunion und das System des Stalinismus. *Argument* 115
 Lorenz, Richard, 1979: Politischer Terror in der UdSSR während der dreißiger Jahre. *Argument* 114
 Meyer, Gert, 1978: Zur sozialökonomischen Entwicklung Sowjetrußlands 1917-1927. Ein Literaturbericht. *Argument* 111
 Gransow, Volker, 1978: Jenseits des Stalinismus? *Argument* 110
 Meyer, Gert, 1977f.: Industrialisierung, Arbeiterklasse und Stalinherrschaft in der UdSSR (I-III). *Argument* 106, 107, 108
 Masuch, Michael, 1977: Das Problem der Erklärung des »Stalinismus«. *Argument* 106

»... kopflös kann man nicht mit den Händen arbeiten«

Projektgruppe Automation und Qualifikation (PAQ)



Politik um die Arbeit

Argument

Politik um die Arbeit

Der Streit um Automationsarbeit währt seit fast zwei Jahrzehnten. Die Positionen wechseln: aus den Gegnern von einst werden Freunde. Aber ähnlich bleiben die Logik des Streitens und der Analyse. Gesucht wird die *Wirkung* der technologischen Entwicklung, die positiv oder negativ angenommen wird. Andere sprechen von den *Folgen* der Automatisierung und prophezeien Elend oder Glück, je nach Standpunkt. Die Schwarz-Weiß-Logik verdankt sich der eigentümlichen Sichtweise, in der die Bedingungen, unter denen gearbeitet wird, selbst als Subjekte des Geschehens gefaßt werden, die eigentlich Handelnden aber

als Betroffene, als Opfer im Guten und im Schlechten.

Um die Logik des einfachen Dafür oder Dawider zu durchbrechen, haben wir unseren Band um Arbeitspolitik selbst als Streitbuch konzipiert.

Es diskutieren:

Beckenbach, Briefs, Brödner, Drinkuth, Göranson, Hauff, F. Haug, Hoß, Hurrle, Karl, Kubicek, Ohm, Robak, Rolf, Sandewall, Schütte, Tjaden, Touraine, v. Treeck.

Argument-Sonderband AS 167
206 S., br. DM 18,50/
DM 15,50 f. Stud.

Widersprüche der Automationsarbeit

Das Handbuch faßt die bisherigen Ergebnisse der Projektgruppe zusammen: historische Entwicklungsgesetzmäßigkeiten der Arbeit, Auseinandersetzung mit Theorien über Automationsarbeit, empirische Untersuchung von Automationsarbeit, arbeitsbiografische Forschung. Dargestellt werden Grundbegriffe der Arbeitsanalyse, Umbrüche in Managementtheorien und -aktivitäten sowie in den Arbeitsteilungen, insbesondere die Veränderungen der Position der Frauen. Das von PAQ entwickelte Analysekonzept ermöglicht, vom Standpunkt der Arbeitenden alternative Gestaltungen von Technik und Arbeitsorganisation zu entwickeln.

»... ein ausgezeichnetes Handbuch.« *die taz*
228 S., br., DM 24,—

Argument

Wolfgang Fritz Haug

Gorbatschow oder Revolution wider die Apathiemaschine¹

Vorbemerkung

Michail Gorbatschows neues Denken und Handeln an der Spitze der KPdSU hat die politische Lage weltweit verändert. Ein Alptraum ist gewichen. Der weltgeschichtliche Horizont des Sozialismus hat sich neu geöffnet. Eine Gegenwart gewinnt ihre Zukunft mitsamt ihrer Vergangenheit.

Wir gewöhnen uns zu schnell an das Neue, das vor kurzem noch keiner für möglich hielt. Nichts kennzeichnet die Situation treffender als das paradoxe Nebeneinander zweier aus unzähligen Mündern kommenden Äußerungen: »Man hätte es sich vor drei Jahren nicht träumen lassen«², und »es gibt keine Alternative« oder, wie selbst der als »konservativ«³ geltende Sekretär des Schriftstellerverbands auf der 19. Parteikonferenz sagte, es ist »anscheinend wirklich die letzte Chance« (Karpow 1988). Die Politik, zu welcher es keine Alternative gibt und die man sich gleichwohl nicht hätte träumen lassen — wahrhaft, sie ist des Nachdenkens wert. Sie prägt einen jener seltenen Geschichtsmomente, in denen der Gedanke sich mit der Politik berührt und von dieser die Impulse empfängt.

Texte sind das Material dieses Versuchs. Was entschuldigt es, Worten solches Gewicht beizumessen, wo doch zumal in der Sowjetunion seit sechzig Jahren traditionell Worte und Taten auseinanderklaffen? Und ist das Neue nicht sogleich unter Verdacht gestellt worden, bloße »Öffentlichkeitsarbeit« zu sein, in ihrer Raffiniertheit vergleichbar gar, nach Meinung des dafür unbegabten Helmut Kohl, der teuflischen Propaganda des weiland Josef Goebbels? Der tückische Vergleich war nicht sehr wirksam, erinnerte sich wenig später nur noch als ein peinliches Kuriosum. Der Umbruch in der Sowjetunion hat solcher Propaganda den Atem verschlagen. Aber mit der Frage nach dem Verhältnis von Öffentlichkeitsarbeit und wirklicher »Arbeit der Umgestaltung« (1987b, 68) werden wir uns beschäftigen müssen. Könnte es nicht sein, daß es sich, wie einige meinen, vor allem um einen Umbruch im Reich der öffentlichen Rede handelt, und ist es nicht tatsächlich eine der »chronischen Krankheiten« und das »alte Leiden« sowjetischer Politik, die Realisierung von Beschlüssen in die Länge zu ziehen, bis die Reform versandet (1988f)? Blieben zum Beispiel nicht alle früheren Resolutionen über die Aufwertung der Sowjets auf dem Papier, wie Gorbatschow auf der Parteikonferenz (1988d) gesagt hat? Was, wenn Boris Jelzin recht hätte, der auf eben dieser Konferenz vor der »zu starken Stützung auf Parolen« warnte?⁴ Wird unser Versuch solchen Parolen als seinem Medium und Material aufsitzen? Werden wir der »Hypnose der Worte« (Jelzin 1988) verfallen? Werden wir unwillkürlich die Voraussetzung machen, bloßen Worten zu *glauben*?

Aber Worte *verraten* Gedanken, und dies im Doppelsinn, indem sie das Gemeinte, das nicht gesagt ist, ja sogar das Ungedachte durchscheinen lassen oder indem sie das, was gesagt werden soll, an die Sprache verlieren, an die Phrase,

das Stereotyp, die gegen den Inhalt selbständige Form. Vor allem aber zeigen die Diskurse in ihrer Abfolge, ihrem Selbst- und Fremdwidersprechen eine *Dialektik* an, in der sich die »Hypnose« der Losungen auflöst.

Was aber ist mit all denen, die — zumeist für ein Bruchteil dessen, was inzwischen von der Parteiführung geäußert wird — verketzert und verfolgt, zumindest ausgegrenzt worden sind?⁵ Ihr verzeihlicher, gleichwohl blockierender Fehler wäre es, vor allem nach der Selbstbestätigung zu suchen, verspätet recht zu erhalten. Es wäre z.B. ohne weiteres möglich, den Nachweis zu führen, daß viele der Ideen, die im *Pluralen Marxismus*⁶ vorgetragen sind, auch in der Theorie der Perestrojka auftauchen und daß etwa der Begriff der *politischen Kultur*, den jenes Buch im Untertitel führt, einer der Schlüsselbegriffe dieser Theorie ist. Aber nicht darum soll es im folgenden gehen, sondern es gilt, einen Schwarm von Einzelaspekten, Formulierungen wie Praktiken, auf seinen inneren Zusammenhang hin zu befragen, Kohärenz wie Grenzen der Perestrojka auszuloten, die implizite Theorie und den Theoriebedarf zu erschließen, Hinweise für die Weiterentwicklung der marxistischen Theorie zu gewinnen.

Ausgangspunkte

Das den Politikern immer wieder Abverlangte, nämlich dem Überleben der Menschheit den ersten Platz unter ihren Zielen einzuräumen, aus dem System des Exterminismus auszubrechen — zur ungläubigen Überraschung der Welt hat die sowjetische Führung unter Gorbatschow dies zu ihrem Ausgangspunkt gemacht. Verringerung der Kriegsgefahr gilt ihr als »Hauptfrage« (Thesen 1988). Mit ihr verknüpft sie die Frage der Verelendung der Dritten Welt und die »Gefahr eines ökologischen 'Infarkts'« (1987d). Und schließlich begreift sie die Gefahren, Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Situation im Rahmen des Übergangs zur hochtechnologischen Produktionsweise. Diese Verknüpfung bildet das Koordinatengefüge, in das die Perestrojka sich auf eine Weise einschreiben soll, »daß durch die *Umgestaltung* im weitesten Sinne des Wortes die Unversehrtheit der Welt garantiert werden wird« (1987b, 334).

Die Verflechtung der Weltwirtschaft, die Reichweite der Produktiv- wie der Destruktivkräfte sowie der ökologischen Auswirkungen von Produktion und Konsumtion erzwingen die Globalisierung der Politik. Die Welt ist durch Gegensätze gespalten, aber die Einheit dieser Gegensätze macht sich völlig neuartig und in katastrophierenden Formen geltend.

»Trotz der tiefen Widersprüchlichkeit der heutigen Welt und der grundlegenden Unterschiede zwischen den sie bildenden Staaten ist die Welt in ein Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten eingebettet, interdependent und stellt eine gewisse Ganzheit dar. Bedingt ist das durch die Internationalisierung der weltwirtschaftlichen Beziehungen, den allumfassenden Charakter der wissenschaftlich-technischen Revolution, die grundsätzlich neue Rolle der Massenmedien und Kommunikationsmittel, den Zustand der Ressourcen unseres Planeten, die allgemeine ökologische Gefahr und die schreienden sozialen Probleme der Entwicklungswelt, die alle betreffen. Aber in erster Linie durch die Entstehung des Problems des Überlebens des Menschengeschlechts, denn das Aufkommen und die Androhung der Anwendung von Kernwaffen hat dessen Existenz selbst in Frage gestellt.« (1987e)

Die Problemkonstellation verlangt »von den politischen Bewegungen eine neue Analyse und ein neues Durchdenken der eigenen Aufgaben, die Überwindung der bestehenden ideologischen Schemata und Klischees« (1987d). Es dauert gefährlich lange, bis diese Situation erkannt und die Erkenntnis in die Politik durchgedrungen ist. »Das grundsätzlich Neue der internationalen wirtschaftlichen und politischen Prozesse unserer Zeit ist in der Tat noch nicht restlos erkannt und erschlossen.« (1987e) Drei Fragen drängen sich vor dem Hintergrund marxistisch-leninistischer Überlieferung zunächst auf: Die Frage nach dem Wesen des Imperialismus, die nach den Gesetzmäßigkeiten des internationalen Klassenkampfes und schließlich die nach einem Paradigma der Kooperation zwischen den konkurrierenden Gesellschaftssystemen. Diese drei Fragen ergeben sich aus der einen Frage, ob das, was als notwendig erkannt ist, überhaupt möglich ist. »Wie realistisch ist die Hoffnung, daß sich die Erkenntnis der katastrophalen Gefahr, in der unsere Welt schwebt ..., zu praktischer Politik verdichtet?« (1987e) Die Globalisierung der Notwendigkeiten, mit der Drohung nicht mehr nur des schon im *Kommunistischen Manifest* für möglich erkannten »gemeinsamen Untergangs der kämpfenden Klassen« einer Gesellschaft (MEW 4, 462), sondern der Menschheit als ganzer, erzwingt einen neuen Universalismus des allen Menschen Gemeinsamen. Daraus ergeben sich die für das Neue politische Denken »allgemeinmenschlichen Kriterien« und die »Orientierung auf Vernunft und Offenheit« (1987e), den »kollektiven Verstand der Menschheit« (1987d). Doch ist diese Orientierung »nicht einfach Deklaration und Aufforderung«, sondern »eine Philosophie des Handelns« (1987e), eine Waffe, die gegen die Akzeptanz der Rüstungspolitik wirksam ist. Es war der Vorwand der sowjetischen Bedrohung, unter dem man den »militär-industriellen Komplex Mittel zuführte« (1987e); der Abbau dieser Bedrohung bedroht nun die Hochrüstung; zumindest kann er den militärkeynesianischen Ressourcentransfer erschweren. Das neue Denken »zerstört die Stereotypen des Antisowjetismus und das Mißtrauen gegen unsere Initiativen und Handlungen« (1987e). Damit es nach außen wirksam ist, muß freilich die Sowjetunion im Innern sich seinen Kriterien folgend umgestalten. Die Perestrojka ist die harte Probe aufs Exempel des Neuen Denkens. »Glasnost und Perestrojka verleihen unseren außenpolitischen Ideen und Initiativen 'materielle' Überzeugungskraft.« (1988c)⁷

(...)

Analyse der alten Gesellschaftsordnung: Der etatistische Sozialismus und sein Apparat

Der Aufbruch bedeutet zunächst Bruch mit der alten Ordnung. Wie wird sie begriffen? Es ist behauptet worden, die Perestrojka sei »ohne ausreichende Analyse der Gründe der Stagnation, ... ohne tiefgehende Analyse der von der Partei begangenen Fehler und Versäumnisse verkündet worden« (Jelzin 1988). Prüfen wir diese Behauptung! Die Analyse der Verhältnisse, die zur Stagnation geführt haben, und die Zielvorstellungen des »Vorhabens ... einer revolutionären Umwandlung« (1988f) bedingen einander. Das erste einschneidende institutionell-politische Reformziel gibt den Hinweis: Die Sowjetunion nimmt nun ihren Namen

wieder ernst und richtet den Blick auf die Sowjets, ihr »Rätesystem«, das unter den Bedingungen ihres Sozialismus in gewisser Weise (und mit unaufhebbaren Unterschieden) dem Parlament kapitalistischer Gesellschaften entspricht. Status quo: »Derzeit sind die Sowjets ... zu Befehlsempfängern ihrer Exekutive herabgewürdigt worden.« Sie befinden sich »auf zweit-, ja sogar drittrangigen Positionen« (1988d). Historisch erklärt sich dieser Zustand dadurch, daß »das administrative Weisungssystem, das sich im Verlauf der Industrialisierung herauszubilden begann und in der Zeit der Kollektivierung einen neuen Impuls erhielt, sich auf das gesamte sozialpolitische Leben unseres Landes auswirkte. Nachdem es sich in der Wirtschaft durchgesetzt hatte, dehnte es sich auf den Überbau aus« (1987e). Hinzu kam die Übertragung des »Kriegs kommunismus«⁸, also von »Methoden, wie sie in der Periode des Kampfes gegen den Widerstand der feindlichen Ausbeuterklassen erzwungenermaßen angewandt worden waren«, auf die Periode des Aufbaus. »Im Lande wurde eine Atmosphäre von Unduldsamkeit, Feindschaft und Argwohn erzeugt.« (1987e) Die falsche Theorie von der Verschärfung des Klassenkampfes beim sozialistischen Aufbau legitimierte diese Politik.

All dies lief zusammen in einer Umkehrung der Produktionsverhältnisse. »Das Volkseigentum wurde schrittweise von seinen wahren Eigentümern, den Werktätigen, abgetrennt.« (1987b, 56) Noch ist es, als erschärke dieser kühne Gedanke vor sich selbst, denn tautologisch geht es weiter: »Die Folge war zunehmende Entfremdung des Menschen vom Kollektiveigentum« (ebd.). Aber Entfremdung von den Produktionsmitteln ist nur eine andere Ausdrucksweise für die Trennung von denselben, es sei denn, darunter würden die Folgen für die Arbeitsmoral verstanden, auf die wir gleich noch eingehen werden. Jedenfalls kam es zur »Entfremdung des Bauern vom Land« (1988c), deren ökonomischer Angelpunkt der nichtäquivalente Tausch zwischen Stadt und Land war: die Bauern wurden gezwungen, zu einem erheblichen Teil die primäre sozialistische Akkumulation der Industrialisierungszeit mit ihrer subalternen Mehrarbeit zu bestreiten. Noch ein halbes Jahrhundert später »drückt eine gigantische Pyramide den Bauern« (1988b). Und die Parteikonferenz von 1988 beschloß, daß man »die Produktionsverhältnisse in der Landwirtschaft selbst verändern muß« (Resolutionen 1988).

Hinterlassenschaft des Stalinismus war ein »erstarrtes Machtsystem« (1988c). Nach Beseitigung der durch Terror abgestützten persönlichen Herrschaft an der Spitze »hat der Verwaltungsapparat ... de facto seinen Willen in der Wirtschaft und in der Politik diktiert«. Er war »beinahe auf 100 Unions- und 800 Republikministerien und andere zentrale Staatsorgane angewachsen«. Keines der gewählten Organe, weder Sowjets noch Parteiführung, schafften es, »den Druck behördlicher Interessen unter Kontrolle zu halten« (1988c). Der Offizialdiskurs malte es anders, aber Rednerpult-Phrasen und »autoritäre« Praxis klappten heillos auseinander (ebd.).

Die Folgen für die politischen Machtverhältnisse bringt Gorbatschow auf den strukturellen Generalnenner: »Die Rolle der Exekutivorgane gewann gegenüber den gewählten Organen in unzulässiger Weise die Oberhand.« (1987a) Die große *Verkehrung* von *Apparat* und *Politik* artikuliert er mit einem Zitat von Lenin (LW 36, 527): Wo es mit rechten Dingen zugeht, ist »der Apparat für die Politik da ...

und nicht die Politik für den Apparat« (1987a). Hat der Apparat die Politik überwältigt?

Es ist schwierig — und in den zitierten Erklärungsansätzen noch klärungsbedürftig —, im Herrschaftssystem der »Stagnationsperiode« Staat und Partei auseinanderzuhalten. Der »Verwaltungsapparat« oder die »Bürokratie« sind Kategorien, die auf Strukturen im Staat wie in der Partei gleichermaßen passen. Entscheidend ist ein System von Trennungen und Dominanzverhältnissen, die alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens, von der Basis bis zum Überbau durchziehen. Die Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln findet ihre notwendige Ergänzung durch die »Trennung der Parteimitglieder in Vorgesetzte und Untergebene« (1988c). Dies bedeutet nichts anderes, als daß »das Prinzip des demokratischen Zentralismus ... weitgehend vom bürokratischen Zentralismus« verdrängt wurde (1988c). Die entsprechende Einflußlosigkeit der »Basisorganisationen« und der »einfachen Parteimitglieder« bewirkte mit der Entmachtung der wählenden Basis die »Schwächung der ... wählbaren Organe«; die Folge war ein »übermäßiger Bedeutungsanstieg des Apparats auf allen Ebenen« (1988c).

In den Analysen Gorbatschows verrät sich eine gewisse Unsicherheit, wo der Unterschied zwischen der stalinistischen Struktur und den Machtverhältnissen in der sogenannten Stagnationsperiode bestimmt werden müßte. Gewiß werden in der Folge die Gesellschaftswissenschaftler und die Historiker an der Ausfüllung dieser blinden Flecken — nicht im Sagen der Wahrheit über die Tatsachen, sondern in der theoretischen Durchdringung derselben — arbeiten und so »dem zunehmenden theoretischen Rüstzeug der Perestrojka« (Resolutionen 1988) wichtige Elemente anfügen. Vorläufig gibt es nicht viel mehr als Ansätze. Kuraschwili (1988) etwa versucht, die »Beziehungen zwischen der politischen Führung und dem Verwaltungsapparat« unter beiden Herrschaftsformen vergleichend-kontrastierend dahingehend zu bestimmen, daß unter Stalin die absolute Herrschaft der politischen Führung bestanden habe und »der Apparat vollständig der Politik unterstellt« gewesen sei, während sich unter Chruschtschow eine »Doppelherrschaft« von politischer Führung und bürokratischem Apparat, der sich zumeist de facto durchsetzte, herausgebildet habe. Unter Breschnew sei es zu Koexistenz und Miteinander-Verwachsen der beiden Mächte gekommen. »Die Doppelherrschaft bleibt eines der kennzeichnendsten Merkmale in den ersten Jahren der Perestrojka«, wird aber nun »immer konfliktreicher«. »In dieser Wandlung liegt ein Grund zur Hoffnung wie zur Besorgnis. Die Beseitigung der Doppelherrschaft zugunsten der politischen Führung wurde zur Brückenkopfschlacht um die Perestrojka.« (Kuraschwili 1988)

Zweifellos hatte sich die Stellung des Apparats mit dem Verschwinden Stalins und der auf ihn zugeschnittenen terroristischen Regierungsform schlagartig verändert. Die »Nomenklatura« war nun gleichsam unter sich. Gorbatschow sieht den Beharrungsimpuls einer privilegierten Gruppe, deren Angehörige vom Standpunkt der »Posten« denken, die sie innehaben, und so »von engstirnigen, egoistischen Überlegungen ausgehen« (1988d), als entscheidenden Bremsfaktor. Wer auf einem hierarchischen Posten saß, machte sich dort seßhaft; das Sitzfleisch der Amtsinhaber machte sich als »Behinderung des Mitarbeiterwechsels« geltend, und »ganze Generationen ... konnten am Parteileben eigentlich nicht

teilnehmen« (1988c). — »Distanz zum Parteivolk und zur arbeitenden Bevölkerung«, bei denen kaum mehr Kontrollmacht gegen oben verblieben war, führte zur »Verantwortungslosigkeit« eines »beträchtlichen Teils der wählbaren Funktionäre und des Parteiapparats«, die »nicht selten in politischem und moralischem Verfall« endete; dies sind die »Wurzeln« von »Machtmißbrauch und moralischer Entartung« (1988c).

Nenner des Schlechten der »letzten Jahre« ist »der technokratische, 'durch administrativen Druck' gekennzeichnete Arbeitsstil« (1987a). »Der bittere Lohn solcher Methoden ist Gleichgültigkeit, Erschlaffen der sozialen Aktivität der Massen, Entfremdung des Menschen vom öffentlichen Eigentum und von der Leistungstätigkeit.« (1988c)

Der »Logik des befehlsadministrativen Systems« (1988c), d. h. der Eigendynamik des »Systems, in dem von oben herab angeordnet und verwaltet wurde« (1988c), entspricht eine mechanische und quantitative Auffassung des ökonomischen Prozesses, die allenfalls mit extensiver Reproduktion auf einem lange überholten industriellen Niveau kompatibel war, solange dies von den Arbeitenden noch als relativ fortschrittlich empfunden werden konnte. »Wie lange noch werden wir uns drehen im Teufelskreis der hoffnungslos veralteten Ansichten und Formeln — 'Produktion um der Produktion willen' und 'Plan um des Plans willen'?« (1988c) Im besten Fall dienen die Kader alten Typs »treu ihrer Majestät, der Bruttoproduktion« (1988c).

Einerseits machte die Planung die Rechnung ohne den Wirt, das heißt, sie verfehlte die von oben verplanten Individuen, die sich in der Inkompetenz, in der sie gehalten wurden, wie in einem Widerstandsnest verschanzen konnten und Apathie und Gleichgültigkeit als Waffe benutzten, vom Alkoholismus ganz zu schweigen. Andererseits mußte der Apparat aber auch die Wirtschaftlichkeit verfehlen, sowohl was die Optimierung und Flexibilisierung, als auch was die Durchsetzung betraf. »Wirtschaftliche Rechnungsführung und ökonomische Leitungsmethoden« werden »dazu beitragen, die ökonomischen Wurzeln des Bürokratismus auszurotten, der heute der schlimmste, der gefährlichste Feind der revolutionären Umgestaltung ist.« (1987c)

»Die Reform kommt nicht voran. Erstens, weil der kommandierende Verwaltungsapparat noch zu groß ist. Außer Papier produziert er nichts. Alle schreiben, erteilen Befehle und Weisungen; es gibt unzählige Kontrollen und Kommissionen.« (1988b) »Der Apparat ist gleichsam noch von alten Bestimmungen und Instruktionen gefesselt, verharrt in Trägheit und möchte seine Rechte nicht aufgeben.« (1987a) »Ich kenne keinen einzigen Fall, daß ein erfahrener Ingenieur aus dem Büro in eine Fabrik, in einen Industriebetrieb gegangen wäre.« (1988b) Die Parteifürsten der Rayon- und Stadtkomitees »haben lange genug in den ... Luxusgemächern, die sie sich in den vergangenen Jahrzehnten eingerichtet haben, herumgesessen! Auch ihre Türen müssen weit geöffnet werden ... Das Land ist in Bewegung, es braucht Ideen, Taten und Diskussionen. In dieser Zeit herrscht in den mit Parkett und Teppichen ausgestatteten Arbeitszimmern Stille, und alles verläuft nach Protokoll. Man stelle sich vor, die Revolution wäre nach Protokoll gemacht worden!« (1987c) Auch die neuen Funktionärsaufsteiger sind nicht unbedingt neue Menschen: »Ihre erste Sorge gilt denn auch dem Regierungstelefon,

einem guten Arbeitsraum, dem Auto usw. Ferner sorgen sie dafür, daß Mitarbeiter zur Stelle sind, damit man jemandem Anweisungen geben kann.« (1988b)

Die befehls-administrativen Produktionsverhältnisse sind das eine; in der Distribution bedingt die Kontrolle über die Lebensmittel einen anderen Typ von Macht und Privilegien, auch Korruption. Zum Beispiel die Konsumgenossenschaften, von den Agrarproduzenten hervorgebracht, verselbständigten sich zu Herren der Verteilung. Ihre Mitarbeiter »fühlen sich nahezu als die wichtigsten Leute auf dem Lande, sie wollen, daß die Menschen sie umschmeicheln und alle ihre Wünsche erfüllen. Das geht nicht an! Das Gegenteil muß der Fall sein.« (1988a) Die Folgen sind absurd und für die Menschen, die das ausbaden müssen, schlechterdings unerträglich. »Gegenwärtig leben rund 100 Millionen Menschen auf dem Lande. Geld haben die Leute, die Verdienste sind in der Regel beachtlich. Da ist man in der Lage und auch bereit, für Dienstleistungen zu zahlen, oft ist aber niemand und nichts da, wem bzw. wo man dafür bezahlen könnte.« (1988a) Da hilft keine Kosmetik, keine kleine Reform. »Es gilt, alles vom Kopf auf die Füße zu stellen. Die Herren ... sind die Werktätigen der Landwirtschaft selbst. ... Jene aber, die das inzwischen vergessen haben und nur daran denken, wie sie die Chefs am besten zufriedenstellen können, sollte man aus den Genossenschaften fortjagen.« (1988a)

Lenins Wende vom Kriegskommunismus zur Neuen Ökonomischen Politik, gegen Widerstand und Verratsvorwürfe⁹ durchgeführt, von Gorbatschow immer wieder als Quelle von Hinweisen für die Perestrojka genutzt, verhilft auch hier zur Artikulation: Wenn der Apparat blockiert, wird »ein Kampf unvermeidlich« (Lenin, zit. 1987c).

Die Trennung vom und der Gegensatz zum Parteivolk und zu den arbeitenden Menschen prägte den bürokratischen Kader. Die neuen Kader müssen diese Trennung teils aufheben, teils überbrücken. Nur wer »den Schmerz des Volkes« spürt, kann richtig handeln (1988b).

Die administrierte Apathie

Das System der auf Befehl und Administrieren gegründeten Produktionsweise hat den Fluch »des Bürokratismus und der Mißwirtschaft, der sozialen Apathie und der Verantwortungslosigkeit« über die Sowjetgesellschaft verhängt (1988a). Die Umgestaltung droht, sich von vornherein in dem zu verfangen, was Lenin 1919 »die ungeheure Macht der Gewohnheit und Trägheit« (LW 29, 411) genannt hat. In der Tat taucht bei Gorbatschow — wie zuvor beim Lenin der Revolutionszeit — das Thema der zu zerstörenden Gewöhnung an Subalternität als eines der Grundmotive auf. Viele der in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren Geborenen sind »verknöchert«; dem Volk, das man »über Jahrzehnte hinweg eingekullt« hat, ist Initiative ungewohnt, ja unbekannt (1987b, 87). Wenn sich hier übers Volk unter den Führenden verständigt wird, so sind diese nicht ausgenommen: »Wir alle sind das Produkt ... gewisser Denkschablonen und Gewohnheiten.« (1987b, 91) Die administrierte Apathie macht auf Grund der Entmachtung der Basis nicht vor der Partei halt, und für die Perestrojka ist es daher »lebenswichtig, jegliche Passivität von Parteimitgliedern zu überwinden« (1988f). Die

»Konservativen« werden als Verteidiger des Altgewohnten artikuliert (1987b, 64). Was sie vor allem nervös macht, ist die Rückgabe der geistigen Kompetenz an die Individuen, die Abschaffung des institutionellen Monopolanspruchs auf Wahrheit, was für die Intellektuellen besonders wichtig ist, weil es ihnen die Verfügung über ihre spezifische Produktivkraft wiedergibt. »Manche hatten Einwände und behaupteten, es sei schwierig, in einer Atmosphäre zu arbeiten, in der jeder einzelne sich zu seinem eigenen Philosophen mache, zu seiner Autoritätsinstanz, und glaube, er habe das Recht gepachtet.« Gorbatschow hielt dem entgegen, es sei »viel schwerer, mit passiven, gleichgültigen und zynischen Intellektuellen auszukommen.« (1987b, 101)

Verwaltungsherrschaft und Apathie der Herrschaftsunterworfenen arbeitet Gorbatschow vor allem am Beispiel der Landwirtschaft heraus. Darin schwingt nach, welche katastrophale Folgen die überstürzte Gewaltform hatte, in der unter Stalin die Kollektivierung der Landwirtschaft, die auf eine Verstaatlichung hinauslief, durchgeführt wurde. Während Lenin in der Phase der Neuen Ökonomischen Politik die im gesellschaftlichen Rahmen selbständig wirtschaftenden, »auf Rentabilität und Selbstverwaltung basierende Genossenschaft« gefördert hatte, in der »die Demokratie und die wirtschaftliche Rechnungsführung« miteinander verknüpft waren, wurden seine Ideen nach seinem Tode »ausgehöhlt«. »An der Wende der dreißiger Jahre« liquidierte man die gewerbliche Genossenschaft und führte »eine Art Verstaatlichung der Genossenschaften« in der Landwirtschaft durch, deren authentische Form sich zumal »unter den Bedingungen eines nichtäquivalenten Austauschs zwischen dem Staatssektor und den Genossenschaften« (1988a) nicht halten konnte. Die späten Konsequenzen dieser Entwicklung rufen bis heute »eine passive Haltung gegenüber den gesellschaftlichen Angelegenheiten hervor« (1988a). Auf den Kolchosen herrschte »Gleichgültigkeit gegenüber den Versammlungen, auf denen die Kolchosangelegenheiten erörtert werden und der Vorsitzende gewählt wird«, weil »das Eigentümerbewußtsein verwischt« worden war, dem »die Sorge des Bauern um die Angelegenheiten seines Kolchos« entspringt (1988a). So ist »eine verächtliche Haltung zu den Rechten der Arbeitskollektive vielen Leitern ... wahrhaft in Fleisch und Blut übergegangen. Sie sind es gewöhnt, so zu handeln, wie es ihnen eben beliebt, wobei sie keinerlei moralische und schon gar nicht die materielle Verantwortung für die negativen Folgen ... tragen.« (1988a) Mißachtung der Produzentenrechte von oben und die Unfähigkeit der Menschen an der Basis, ihre Rechte »gewohnheitsmäßig ... zu nutzen« (1987b, 69), ja, die gegen die Leitung ausgespielte Unzuständigkeit, wirken dabei zusammen.

Abgehobenheit der Leitung von den Produzenten ist ein struktureller Grund für deren Gleichgültigkeit. »Derjenige, der sich vom Volk distanziert hat, wird kaum eine Zunahme der Lebensmittelproduktion sichern können.« Mit der Subalternität der Beherrschten erzeugt solche Herrschaft zugleich ihre eigene Ineffizienz. Unterstützung findet der Leiter, der »ihnen nahesteht«. Dieses »Nahestehen« verlangt die Umstellung der Produktionsverhältnisse. Es gilt, sie zu einer Anordnung zu machen, welche die in ihnen Tätigen aktiviert.

Die Suche nach aktivierenden Praxisformen

Die Frage stellt sich so: »Apathie« oder »Aktivitäten an der Basis« (1987b, 91), und die »Dialektik der Perestrojka« zeigt sich in ihrem dritten Jahr in der dynamischen Verschiebung der entscheidenden Rolle auf die Menschen, die »subjektiven Faktoren« (1988a). Die »wichtigste« Konsequenz aller bisherigen Erfahrungen besagt, »daß wir auf die Initiative und Kreativität der Massen bauen sollten, auf die aktive Mitarbeit weiter Teile der Bevölkerung bei der Durchführung unserer geplanten Reformen. Das heißt, auf Demokratisierung und immer wieder auf Demokratisierung.« (1987b, 53) Die Aufgabe besteht in der Schaffung von Aktivierungsdispositiven, d.h. in der Öffnung von Praxisfeldern, die der »Freisetzung gesellschaftlicher und politischer Aktivitäten des sowjetischen Volkes« dienen (1987b, 82), also darin, Formen gesellschaftlicher Verhältnisse zu entwickeln. »die die menschliche Aktivität und Initiative maximal freisetzen« (1988a), zumal das »intellektuelle und moralische Potential« der Bevölkerung (Thesen 1988). Dabei geht es nicht nur um Initiative als solche, sondern um einen der »informations-elektronischen Phase« (Dubcek 1987) des Sozialismus angemessenen Typ von Subjekthaftigkeit und Handlungsfähigkeit. Im Übergang zur elektronisch-automatischen Produktionsweise stolpert der Obrigkeitsstaat über die eigenen Beine. Unwideruflich gilt jetzt: »Überhaupt kann nur ein geistig frei denkender Mensch, der auch von den Fesseln der Bürokratie befreit ist, eine erfolgreiche Wirtschaftsentwicklung garantieren.« (Arbatow 1988)

In Produktion und Handel bedeutet dies zunächst den »Übergang von vorwiegend administrativen zu ökonomischen Leitungsmethoden«. »Ökonomisch« sind solche Steuerungsformen, bei denen die gesellschaftliche Wirtschaftlichkeit einer Produktion sich unmittelbar als Wirtschaftlichkeit für die Produzenten geltend macht und insofern der »Interessiertheit« der Produzenten Rechnung trägt. »Lenins Gedanke, die wirksamste und modernste Form zu finden, das gesellschaftliche Eigentum und das individuelle Interesse miteinander zu verschmelzen, ist das Fundament« der ökonomisch-politischen Reformen (1987b, 103f). Dabei geht es immer noch und wieder einmal um die Einsichten, die Marx in der *Kritik des Gothaer Programms* formuliert hat: Im Sozialismus gilt es, Konsumanteil und Leistungsbeitrag miteinander zu koppeln.¹⁰ Daraus folgt »Überwindung der Gleichmacherei«, Leistungsverträge statt Vorschriften, schließlich ein Netz von Genossenschaften (Thesen 1988).

»Die Möglichkeiten ... werden ganz offenkundig unzureichend genutzt. Die Gründe dafür müssen auf der Konferenz gründlich analysiert werden.« (Thesen 1988) Einer der Gründe ist das »Bestreben, sich an die gewohnten ... Methoden zu klammern und auf althergebrachte Weise zu leben und zu arbeiten« (ebd.). »Vielfach wird unter dem Deckmantel von Staatsaufträgen ... und anderen neuen Leitungsmethoden im Grunde das gute alte administrative Diktat beibehalten.« (Ebd.) Das verhindert den *Wettbewerb* »als Gegengewicht zu Monopolismus, Stagnation und Konservatismus« (ebd.). »Wo doch das Monopol immer zur Fäulnis führt, auch im Sozialismus.« (Arbatow 1988)

»Freiwilligkeit der Vereinigung« ist bei der Genossenschaft die wichtigste Voraussetzung. Um das Wertvollste, die verantwortliche und einfallsreiche Eigen-

tätigkeit der vielen nicht zu blockieren, ist »der administrative Juckreiz« der Leitung niederzuhalten.

Wenn Gorbatschow davon spricht, es bedürfe eines »Klimas« für »Initiative«, so ist das nicht privatkapitalistisch zu verstehen. Zugrunde liegt dem die Einsicht, daß »die Kooperation nicht 'von oben' aufgedrängt werden kann. Nur die Initiative und das Schöpfertum 'von unten' sind in der Lage, eine nicht lahme, nicht formale, sondern eine lebendige, vollblutige Kooperation hervorzubringen und ihr wirklichen Massencharakter zu verleihen.« (1988a) Kooperation im strengen Sinn ist »ohne Offenheit, ohne Wählbarkeit, ohne offene Rechenschaftsablegung und ohne Mitbestimmung der Werktätigen schlechthin nicht möglich« (1988a).

Wenn die befehls-administrative Lenkungsweise der Wirtschaft »vertikalistisch«, von oben nach unten verfährt, so muß ihre Aufhebung *horizontale* Beziehungen zwischen den Wirtschaftsakteuren erschließen. Es geht konkret darum, wie Ligatschow 1987 formulierte, »sich der wirtschaftlichen Rechnungsführung sozusagen in der Horizontale, das heißt, in den Wechselbeziehungen zwischen Kollektivwirtschaften und Staatsgütern einerseits und den verarbeitenden Betrieben und Service-Einrichtungen andererseits, zu bedienen.« Das bedeutet nichts anderes als die Aneignung eines Kernstücks ökonomischer Vergesellschaftungskompetenz durch die Wirtschaftsakteure. Der Rückzug des Staates aus der unmittelbaren Leitungskompetenz in Produktion und Distribution führt zur Vielfältigung nicht nur der Betriebstypen, sondern auch der Beziehungen zwischen Betrieben und Arbeitskräften. Gorbatschow sieht in der selbstverwaltet und auf eigenes Risiko wirtschaftenden Genossenschaft zugleich einen Schlüssel zur Einbeziehung von Bevölkerungsschichten in die produktive Arbeit, die in der staatlich verfaßten Wirtschaft mehr oder weniger von ihr ausgeschlossen sind. Als Betätigungsförm mache die Genossenschaft es möglich, »die Beschäftigung aller Schichten der Bevölkerung« auch auf dem Land zu erhöhen. Sie können »Menschen in die Produktion und die Dienstleistungssphäre einbeziehen, deren Arbeitskraft in staatlichen Betrieben und Einrichtungen ... nicht verwendet werden kann. Das sind vor allem Rentner, Invaliden, Hausfrauen und die lernende Jugend.« (1988a)

In diesen Auffassungen gibt es einige Unklarheiten. Zum Beispiel sagt Gorbatschow manchmal »individuelle Wirtschaft«, wo es um familial betriebene »Privatwirtschaft« zu gehen scheint. Die Terminologie wirkt in ihrer teilweisen Unklarheit verschleiern. Die »verschiedenen Pacht- und Vertragsformen« (1988c) kraft derer bei fortbestehendem Gemeineigentum Produktionskollektive selbstbestimmt und erfolgsabhängig wirtschaften können sollen, müssen klarer herausgearbeitet und von kapitalistischer Privatwirtschaft unterschieden werden. Auch wäre deutlicher zu machen, daß die Koppelung von Leistung und Konsumtionsanteil nichts Neues ist. Das Neue besteht darin, daß aus dem Scheitern der befehls-administrativen Weise, diese Koppelung durchzusetzen, nunmehr radikale Konsequenzen gezogen werden. Die Anweisungen von oben betrafen die Allokation der Ressourcen, die Festlegung der Produktionsziele und der Erträge in Abhängigkeit von plankonformen Resultaten. Dieses System war dümmel und machte die Menschen dümmel, als unter Bedingungen intensiver Reproduktion

oder qualitativen Wachstums noch irgend tragbar war. Nun taucht also anstelle der diskreditierten Bürokratie der Markt aus der Versenkung. In »sachlicher« Form sanktioniert der Markt Wirtschaftshandeln. Freilich geschähe die Abdankung kollektiver Vernunft vor den Marktgesetzen nicht straflos. Der gute alte Fettscharakter der Ware läßt nicht mit sich spaßen. Wirtschaftskrisen neuen Typs wären die Folge. An der Ausarbeitung einer konkreten Dialektik von Plan und Markt wird sich das Schicksal der ökonomischen Seite der Perestrojka entscheiden. Sozialistische Marktwirtschaft muß aber nicht notwendig »private« Akteure alten Typs, sei es in Form einfacher Warenproduktion, sei es in Form kapitalistischer (Lohnarbeit ausbeutender) Produktion hervorbringen. Zum Beispiel kann Gorbatschow denen, die Genossenschaften als »Rückkehr zum Privatunternehmertum« verstehen, zurecht erwidern: »Nein, als eine soziale Massenbewegung der Werktätigen in einer von der Ausbeutung und vom Klassenantagonismus freien Gesellschaft entsprechen die Genossenschaften ... den Aufgaben des Sozialismus« (1988a). Aber es bleibt ein enormer Präzisionsbedarf für die Praxis und Klärungsbedarf für die Theorie. »Jedes sozialistische Land ist im Grunde ein gesellschaftliches Labor« (1987b, 217). Die Angst davor, mit der sozialistischen Produktionsweise noch einmal bewußt ins Labor der Geschichte zu gehen, ist töricht, weil sie auf der Verkennung der tödlichen Gefahr beruht, in die das alte Wirtschaften den Sozialismus gebracht hat. Die Frage stellt sich doch so: Der Staatssozialismus hat soziale Organisation und aggregierten Verstand blamiert; solange es keine genuin *sozialistische* Neuerung gibt, drängen privater Eigennutz und irrationaler Mechanismus sich vor. Solange er darauf nur administrativ und edukationistisch¹¹ zu antworten vermag, bleibt die Blamage unabwendbar. Wer fürchtet oder hofft, bei der Perestrojka gehe es »um Managerkapitalismus« (Trampert 1988), wer nichts als »Liquidation des proletarischen Internationalismus« und Propagierung »bürgerlicher Sekundärtugenden«¹² (Gremliža 1988) sieht oder es nur zu der »beängstigenden Frage« bringt, ob »hinter der Maske ein wenig Sozialismus bleiben« wird (Neumann 1988)¹³, der übersieht das Entscheidende: Die sozialistische Maske verbarg die Apathie der Arbeiterklasse, Wissenschaft und Kultur einbegriffen, d.h. die Subalternität des einzig möglichen aggregierten Subjekts eines »wissenschaftlichen und humanitären Sozialismus« (1988c). Perspektivisch geht es Michail Gorbatschow, wie er mit Lenin sagt, um den »Übergang 'zu einer wirklichen Selbstverwaltung des Volkes' (LW 26, 98)« (1987a). Alle Aktivierungsformen sind von Interesse, die uns diesem Ziel näher bringen. Daß der »Markt« unter ihnen an prominenter Stelle auftaucht, wo wir doch bei Marx gelernt haben, ihn als Entfremdungsstruktur mit Krisendynamik zu begreifen, stellt die Fähigkeit zur Dialektik auf eine harte Probe. Die Probe, auf die er die sowjetischen Ökonomen noch stellen wird, lassen sich erst ahnen.

Revolution von oben?

Die »zweite russische Revolution« nennt Gorbatschow im Untertitel seines Buches von 1987 die Perestrojka. Ist das Wort zu hoch gegriffen?¹⁴

Apathie, dieser negative Abdruck der Leitung von oben, ist als Haupthindernis des Übergangs zur hochtechnologischen Produktionsweise im Sozialismus erkannt. Aber wie könnte sie dann wiederum »von oben« überwunden werden? Es heißt nun, die Sowjets erhielten »ihre reale Machtfülle zurück« (Kuraschwili 1988). Aber wie könnte man je Machtfülle *geschenkt* kriegen? Die Ohnmacht des bloßen Kriegens dementiert die Fülle der Macht. Die »Rückgabe der Macht an die Räte« (1988d), dieser Schlüssel zum politischen Umbau, stellt zunächst einen Widerspruch in sich selbst dar. Wo die Macht nicht ist, sie zu nehmen, geht sie nicht hin. Gibt es einen Ausweg aus diesem Paradox der Perestrojka?

Schon früh ist die Perestrojka als »Revolution von oben« bezeichnet und in eine Linie mit vorsozialistischen Staatsreformen gestellt worden. Bei derartigen Projekten ging es immer um »tiefgreifende und wesentliche Veränderungen, die zwar durch die Regierenden selbst vorgenommen werden, jedoch durch einen objektiven Wandel der Situation und des sozialen Klimas notwendig geworden waren. Es sieht ganz so aus, als sei die angelaufene Perestrojka ebenfalls eine 'Revolution von oben'.« (1987b, 67) Zumindest handelt es sich um eine revolutionäre Reform, die von der Partei- und Staatsführung initiiert wurde. »Revolutionär« heißt hier zunächst, »die gesamte Gesellschaft von oben bis unten« betreffend (1987b, 65). Handelt es sich, weil von oben ausgehend, um eine *passive Revolution*?

Wie ein Sinnbild dafür erscheint auf den ersten Blick Gorbatschows Rede vor der Parteikonferenz von 1988. Das Fernsehen zeigte das alte Bild, Bild der Alten, die wie ein Aufsichtsrat über dem Redner thronten. Schon die räumliche Anordnung des riesigen Saales schien den Vorgang als Entgegennahme von Anordnungen durch die Delegierten zu definieren. Sie saßen wie zum Rapport gerufen, weder zur Rede noch zur Tat. In denkwürdigem Gegensatz zur ausgeruht und vibrierend wirkenden Erscheinung¹⁵ des Redners sprach aus vielen der von den Kameras aus der Menge herausgehobenen Gesichtszüge die sedimentierte Skepsis von Machtbenutzern, die völlige Abwesenheit von Enthusiasmus. Kein revolutionäres Feuer schien durch; es bewegte sich nichts.

Zuerst scheint es, als würde die Form der Rede gegen diesen Redner arbeiten. Widerspiegelt sie nicht die Allkompetenz der Parteispitze, das Generelle des Generalsekretäres, seine Allzuständigkeit, die von ihm verlangt, von Amts wegen wie der »Geschäftsführer des Weltgeists« (Hegel) auf jedem Feld zu Hause zu sein? Und tritt er dadurch nicht zeitweilig auf wie der personifizierte Gemeinplatz, Prediger dessen, was überall und immer wahr ist, dessen Rede daher zur *Fischpredigt* zu werden droht, auf die bekanntlich keiner hört? Aber nein, auch wenn sein Diskurs, zur großen Veränderung aufrufend, noch paradoxen Anteil an eben dem Zustand hat, den es zu ändern gilt, und wenn so manche Delegierte die Vernunft dieser Rede wie ein unausweichliches Verhängnis hinzunehmen scheinen, so ist es doch enorm produktiv, alle Bereiche und Beziehungen zu durchlaufen. Auch wenn der Redner seinen Angriff nicht zu konzentrieren, den Spannungsbogen nicht durchzuhalten vermag, so bringt diese Zusammenfassung der Gründe für die Veränderung, der Beschreibung und Analyse ihres Stockens, der zu verallgemeinernden Ansätze ihres künftigen Erfolgs ein diskursives Universum hervor, in dem ein neues kollektives Selbstbewußtsein dieser Partei von

sich und ihrer Aufgabe sich bilden kann. — Aus dem Inhalt in die Form wanderte das Neue in den Sternstunden des Kongresses, in denen Szenen einer neuen politischen Kultur auftauchten, als die Diskussion ihre Dynamik entfaltet hatte. »Die Geschichte«, sagte G. Arbatow auf der Konferenz, »ist ... geizig mit wirklich großen Ereignissen. Wenn die Zeit für solche Ereignisse kommt, dann gelingt es deren Zeugen nicht immer, die Ausmaße und Tiefe der Veränderungen sofort richtig einzuschätzen.« Bei den Delegierten, die zunächst auf der Schwelle zu verharren schienen, wuchs immer mehr das Gefühl, »an einer historischen Veranstaltung teilzunehmen« (*Der Spiegel* 28/1988).

Viele der »Lektionen der Wahrheit« (1988c) über Vergangenheit und Gegenwart sind bereits in den Monaten davor wieder und wieder gesagt worden. Überraschend kommt der Vorschlag, die Parteisekretäre für das Amt des neu zu schaffenden Präsidenten des Sowjets der entsprechenden Ebene vorzuschlagen, womit der Redner seine Kandidatur für die Präsidentschaft des Obersten Sowjets anmeldet. Auf den ersten Blick sieht das nach Überwältigung des gewünschten Neuen durchs Alte aus. Aber der Vorschlag ist dialektisch, und dies ist das einzige Mal während der Rede, daß es rumort im Saal. Die Funktionäre erhalten, was sie wollen: die Kontrolle, den Vorsitz; aber erstens müssen diese Kandidaten sich der geheimen Wahl im Sowjet stellen, um, falls sie nicht die Mehrheit gewinnen, auch als Parteisekretäre abzutreten; zweitens bringen sie wie von selbst die Fülle ihrer jetzigen Aufgaben mit, transferieren sie also mitsamt ihrer jetzigen Macht durch die Personalunion auf den Sowjet, derart verhindernd, daß dessen Aufwertung zum obersten Entscheidungsorgan auf dem Papier stehen bleibt. Vor allem aber wird die Verbindung der Parteiführung mit den Massen auf eine qualitative neue Ebene gehoben, denn, wie Gorbatschow in einer ihm abverlangten Erläuterung dieses Vorschlags sagt, »die Partei wird sozusagen einer demokratischen Prüfung unterzogen«, und »der Parteisekretär muß ... eine zusätzliche Wahlkampagne durchstehen.«¹⁶ Hinzu kommt die in den Vorschlag eingebaute Klausel: »'In der Regel'. D.h. daß es sich nicht überall so abspielen wird, daß man auch einen anderen Kandidaten aufstellen kann.« (1988d) Unter den Bedingungen des Einparteiensystems entspreche dies, sagt Gorbatschow, dem Usus in anderen Ländern, daß die Partei, die an der Macht ist, »ihre Kandidaten aufstellt und sie durch die demokratischen Mechanismen schleust« (1988d). Welche Bewegungsform der Widerspruch zwischen Parteimonopol und Demokratisierung finden wird, steht noch in der Zukunft. Aber so viel ist klar, daß die Mechanismen aufhören, demokratisch zu sein, sobald die Wähler nicht mehr die Möglichkeit haben zu bestimmen, wer durch die Schleuse kommt und wer nicht. Um dem Rechnung zu tragen, öffnet die Partei sich daher dem *sozialistischen Pluralismus*¹⁷, also dem beständigen inneren Wettbewerb von Analysen und Strategien, der periodisch mit dem System demokratischer »Schleusen« außerhalb der Partei verkoppelt wird. *Kritik* und *Kontroverse* werden zu Bewegungsformen des Parteilebens. Der demokratische Zentralismus soll auf die Einheit in der Respektierung von Mehrheitsbeschlüssen zurückgeführt und mit maximaler Dezentralisierung verbunden werden.

Für Gorbatschow stellt die »Machtfrage«, die zentral für jede Revolution ist, sich unter den gegebenen Bedingungen und infolge der Analyse des »Brems-

mechanismus« als Frage der *Demokratisierung* (1987b, 65). Dies nicht nur, weil anders die Perestrojka unter der Schwäche mangelnden Konsenses litt (1987b, 69), sondern weil die auf Dauer gestellte massenhafte Eigentätigkeit die absolute Bedingung für den Erfolg ist. »Die Arbeit der Umgestaltung«, von oben nach unten initiiert, hätte keine »Erfolgschance gehabt, wenn sie die Initiative von 'oben' nicht mit der Bewegung an der Basis verschmolzen hätte« (1987b, 68). In der Tat werden nicht Forderungen von unten einfach ins Regierungsprogramm inkorporiert und vertreten, um dem Protest den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die zentrale Bedeutung von Aktivierungsdispositiven, die Multiplikation der Akteure spricht eine andere Sprache. Das Machtsubjekt der Perestrojka, das in den Kräfteverhältnissen bestehen kann, ist ein komplexes aggregiertes Subjekt, das zugleich von »unten« und von »oben« den riesigen Apparat des »bürokratischen Zentralismus« (1988c) in die Zange nimmt.

Diese Strategie zieht den Schluß aus einer klarsichtigen Analyse von Chruschtschows Fehlern, über die er gestürzt ist und die sein Entstalinisierungsprojekt scheitern ließen. Da sind die »subjektivistischen Methoden«: »In der Wirtschaftsführung herrschte Improvisation vor. Die eigenwilligen und wechselnden Vorstellungen und Maßnahmen dieser Regierung hielten Gesellschaft und Partei in Atem. Wieder schufen ambitionierte, nicht einhaltbare Versprechen und Prognosen eine Kluft zwischen Worten und Taten.« (1987b, 52) Chruschtschows Voluntarismus belastete die Entstalinierung und erleichterte es den Stalinisten, sie zu diskreditieren. »Doch die Hauptursache für den Mißerfolg von Reformen, die in jener Zeit unternommen wurden, lag darin, daß sie sich nicht auf eine breite Entfaltung von Demokratisierungsprozessen stützten.« (1987e) Die »Unterschätzung und Minderung der Rolle der sozialistischen Demokratie« bildete die entscheidende Beschränktheit des 20. Parteitag und der auf ihn folgenden Politik (1988c). »Es gab in der gesamten Nachkriegszeit in unserem Land keine wesentlichen Initiativen sozio-politischer Natur.« (1988d) In seinem (zunächst ungeplanten) Diskussionsbeitrag auf der 19. Parteikonferenz ging Gorbatschow die Reformversuche seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs durch. Die damaligen Pläne und die Gründe ihres Scheiterns werden heute studiert, und »tatsächlich nützen wir vieles aus dieser Quelle« (1988d).

Anmerkungen

- 1 Teil-Vorabdruck aus einer Studie, die im Herbst 1988 bei *Argument* unter dem Titel *Gorbatschow. Versuch über den Zusammenhang seiner Gedanken* erscheint. Die Zitate von Michail Gorbatschow sind im Anhang nachgewiesen, die übrigen Literaturnachweise mußten weggelassen werden und finden sich dann in der Broschüre.
- 2 Streng genommen muß es heißen: Man hat sich 1985 nicht träumen lassen, was bereits 1987 wahr geworden ist; und nach der 19. Parteikonferenz notierte Egon Bahr (1988): »vor einem Jahr noch hat man sich diese offene und öffentliche Diskussion im Kreml nicht vorstellen können«. *Der Spiegel* (18/1988) zitierte einen jungen Delegierten der 19. Parteikonferenz: »Wer hätte vor kurzem noch davon zu träumen gewagt.«
- 3 Daß er den Medien wieder »eine straffere Führung durch die Propagandaabteilungen« (Karpow 1988) verordnen möchte, zeigt, daß die Abstempelung nicht grundlos ist. Indem aber seine Forderung (im Sinne der Rede Gorbatschows) auf eine Verpflichtung der Medien hinausläuft, »auch die Reaktionen auf ihre kritischen Beiträge abzudrucken«, also Kritisierten ein Erwidernsrecht einzuräumen, bewegt er sich ganz im Rahmen der »Glasnost«, und ist die Behauptung des *Spiegel* (27/1988), der »Konservative« Karpow habe »gegen Glasnost« argumentiert, irreführend.

- 4 »Derzeit kann der Glaube der Menschen jederzeit umschwenken. Bisher befanden sich alle unter der Hypnose der Worte, was uns auch gerettet hat. Im weiteren Verlauf kommt das Risiko des Verlustes der Lenkung und der politischen Stabilität.« (Jelzin 1988)
- 5 Vgl. neben vielen anderen die hellstichigen Stellungnahmen von Bahro (1987), Biermann (1987), Dubcek (1987), Mlynar (1987).
- 6 Veröffentlicht im gleichen Jahr, in dem Gorbatschow Generalsekretär der KPdSU wurde (1985).
- 7 Es stellt sich daher die Frage, ob es angemessen ist, wie Klaus Segbers (in diesem Heft) vom Primat der Innenpolitik zu sprechen. Dann liefe es auf eine Modernisierungspolitik mit außenpolitischer Rückendeckung hinaus. Mir scheint dagegen, daß die globale Problemstellung als Ausgangspunkt erst genommen werden muß, obwohl es in der Tat zugleich um den Übergang zur hochtechnologischen Produktionsweise geht. Der Zusammenhang soll uns näher beschäftigen.
- 8 Für R. Medwedew (1988) ist Stalinismus »eine schrecklichere Version von 'Kriegskommunismus', jene Periode, die den breiten Demokratismus der ersten Tage nach der Oktoberrevolution ablöste.« Die Konzentration auf den Sieg im Bürgerkrieg war damals die einzig mögliche Option, indes waren für Lenin die Einschränkungen der Demokratie transitorisch. »Stalin sah seine Chance in der Philosophie und Psychologie der belagerten Festung.« Zentralisation und strikte Disziplin schwächten die innerparteiliche Demokratie. An der Schwelle der 30er Jahre usurpierte Stalin die Macht. »Im Prinzip brauchte Stalin keine Partei. Eher war sie ihm im Weg.«
- 9 »Lenin wurde der Abtrünnigkeit beschuldigt.« (1988b)
- 10 Vgl. MEW 19, 18-22. — Sternberger (1986) verschiebt sich dieser Differenzierung. Marxistische Wissenschaft ist für ihn »Offenbarungswissenschaft wie die Theologie, mit dem Unterschied freilich, daß ihr diese ihre eigene Natur verborgen ist«. Marxismus ist für ihn »Religion der Arbeit«, wie das Christentum »Religion der Liebe«. Angesichts der Wendung gegen »Gleichmacherei« im Parteiprogramm der KPdSU von 1986 mochte er »meinen, die sowjetischen Sozialisten seien vom Marxismus zum Saint-Simonismus übergegangen«. Gegen Gleichmacherei sei Stalin schon 1931 zu Felde gezogen. Chruschtschow wollte 1961 die Leistungslohndifferenzierung auf zwei Jahrzehnte terminiert haben; zugleich sollten »unablässige« die Unterschiede verringert werden. — Reizwörter aus dem Programm von 1986 seien: »Vervollkommnung, Vorschreiten, Beschleunigung, Verbesserung, Erweiterung, Vertiefung, Erhöhung, Festigung, Wachstum, Mehrung, Vergrößerung, Intensivierung, Steigerung der Arbeitsproduktivität«. Schon früher seien solche Vokabeln häufig benutzt worden, aber ihr Gebrauch im Programm von 1986 bilde den »absoluten Rekord«.
- 11 Nach Ligatschow (1987) »ist es besonders wichtig, die wirtschaftlichen, ökonomischen Leitungsmethoden möglichst eng mit umfassender ideologischer Erziehungsarbeit, mit der Überzeugung der Menschen, mit der Entwicklung ihres politischen Bewußtseins zu verbinden.« Usw. Aber wie? Der Appell zu »umfassender ideologischer Erziehungsarbeit« klingt nach Phrase, nicht anders als folgende Beschwörung: »Zugleich darf aber auch nicht zugelassen werden, daß sich Werktätige auf dem Lande nur von Geschäfts- und Geldinteressen leiten lassen. Hier, denke ich, ist es nicht abwegig, zu betonen, daß die wahre wirtschaftliche Rechnungsführung und auf gesunder sozialistischer Grundlage funktionierende Ware-Geld-Beziehungen nichts gemein haben mit Begünstigung von Gewinnsucht und Raffgier. Die Parteiorganisationen sind berufen, mit allen Erziehungsmitteln in den Kollektiven den Drang nach einem geistvollen, moralisch und physisch vollwertigen Leben zu prägen, bei den Menschen vernünftige Bedürfnisse zu formen.« Aber wie will die Partei, die hier noch ganz als Staat auftritt, bei den Menschen den »Drang prägen« und die »Bedürfnisse formen«? Wie anders, als durch Förderung von Selbsttätigkeit und Selbsterziehung? Vielleicht läßt sich Marx' Kritik am Gothaer Programm auch hier anwenden und »bedarf umgekehrt der Staat einer rauen Erziehung durch das Volk« (MEW 19, 31). Gorbatschow versucht, an die Leninsche Vorstellung vom Wirken der Partei im Volk anzuknüpfen.
- 12 »Schon jetzt wimmelt es ja von Schlagworten wie Erwerbsstreben, soziale Aufstiegsorientierung, Leistungs-, Mobilitäts-, Verantwortungsbereitschaft, Zuverlässigkeit, Initiativfreude« (Gremliza 1988).
- 13 Der Kontext macht die Sache nicht klarer: »Gorbatschow reformiert nicht, er versucht, Degenerationen zu beseitigen.« (Neumann 1988)
- 14 Die Frage nach dem revolutionären Charakter der Perestrojka findet in der *FAZ* ihre finstere Bejahung: »Das Wort war nicht zu hoch gegriffen. Die Mitwelt sieht erstaunt eine Lage im Lande Lenins, die kaum noch vorrevolutionär genannt werden kann.« (Maetzke 1988) Um die neue »Ein-

- sicht« mit dem Axiom von der Unreformierbarkeit des Bolschewismus zu vereinbaren, versteigt sich der Autor zu folgender Deformation: »Das Ganze war von Anfang an ein Weg, der mit Klassenmord begann, zu geistiger Deformation und wirtschaftlicher Desorganisation fortschritt und nun in ein Chaos münden könnte.« Und er verlangt nach Szenarios, wie sich die kapitalistischen Industrieländer »gegen Entwicklungen wappnen könnten, die in der SU vielleicht eintreten und dann auch sie in Mitleidenschaft ziehen«. Die neue sowjetische Gefahr, Rüstung legitimierend, soll nun so aussehen, daß eine restaurative »neue Führung die Aufmerksamkeit auf leicht von ihr zu erfindende äußere Gegner ablenkt«. — Ein Jahr zuvor hatte derselbe Autor prophezeit: »Die sowjetische Führung wird im Namen der 'Perestrojka' Grausamkeiten ohne Zahl begehen müssen, wenn sie ihr verkommenes Land auf den Weg nach oben bringen will.« (Maetzke 1987a)
- 15 Gegen allen Augenschein behauptete der *Spiegel* (28/1988), G. habe seine »scheinbar ausgewogene« Rede »todernst und nervös ... hastig« vorgetragen. Die anscheinend hastig zusammengestellte Titelgeschichte der betreffenden Ausgabe (»Revolution in Moskau«) reiht einen Schnitzer an den andern. Z.B. heißt es, »zur völligen Überraschung seiner Zuhörer« habe G. Gewaltenteilung zwischen Staat und Partei empfohlen — als stünde dies nicht in den *Thesen* und wäre nicht schon Monate vor der Konferenz in Artikeln und Reden erörtert worden. Wir werden weitere »Enten« aus diesem Artikel vorführen.
 - 16 Die *FAZ* fand Gorbatschows Vorschlag »ein zweideutiges Projekt«; es bedeute *entweder*, »daß die Partei den Staatsapparat direkt in die Hand nimmt«, *oder*, »daß die Partei allmählich vom Staatsapparat aufgesogen wird und schließlich nur als Ornament überlebt.« Zur Sicherheit hält sich die *FAZ* noch eine dritte »Schneide« scharf: Möglicherweise habe Gorbatschow nur vor, »seine Macht damit zu vergrößern« (Reißmüller 1988a). — Sonderbar wieder die Deutung des *Spiegel* (28/1988): »Auf diesem Umweg wird die Partei verstaatlicht, und das heißt: demokratisiert.« Als wäre die Verstaatlichung der Partei etwas Neues und dazu gleichbedeutend mit Demokratisierung.
 - 17 »Der Sozialismus in seiner Leninschen Auffassung bietet die Möglichkeit, einen Pluralismus von Meinungen, von Interessen und Bedürfnissen zu garantieren« (1988b). Die bisherige Praxis der »Glasnost« machte aus diesem Satz mehr als eine bloße Deklaration. Aber Michael Stürmer weiß es besser: In der Geschichte war in Rußland »Pluralismus immer Abweichung« — dem bleibt »die Zukunft ... verhaftet«. Darum war auch »Stalin nicht Abweichung von der Revolution, sondern Vollendung der asiatischen Despotie.« (Stürmer 1987)

Zitierte Texte von Michail Gorbatschow

- 1987a Die Rede. Ansprachen vor dem Plenum des ZK, 27.-28.Januar. Reinbek b. Hamburg
- 1987b Perestrojka. Die zweite russische Revolution. (Aus dem Amerikanischen) München
- 1987c Partei der Revolution — Partei der Umgestaltung. [Rede in Leningrad am 13.10.] Moskau 1987
- 1987d Verantwortung für das Schicksal der Welt beweisen. [Rede am 4. November 1987 auf dem Treffen der Vertreter von Parteien und Bewegungen, die an den Feierlichkeiten zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution teilnahmen.] Moskau
- 1987e Siebzig Jahre Oktoberrevolution. (2.11.87) Moskau
- 1988a Das Potential der Genossenschaften — für die Perestrojka (Rede auf dem IV. Kongreß der Kolchosbauern, 23.3.). Moskau
- 1988b Durch Demokratisierung zum neuen Antlitz des Sozialismus. (Treffen im ZK mit den Leitern der Massenmedien usw. 7.5.). Moskau
- 1988c Die Verwirklichung der Beschlüsse des 27. Parteitages der KPdSU und die Intensivierung der Perestrojka. 28. Juni 1988, Eröffnungsrede zur 19. Parteikonferenz. In: *Prawda*, dt. Ausgabe, 29.6., 2-7
- 1988d Diskussionsbeitrag auf der 19. Parteikonferenz am Donnerstag, 30. Juni. In: *Prawda*, 1.7., 8
- 1988e Zwischenbemerkung auf der 19. Parteikonferenz am 1.7.. In: *Prawda*, 2.7., 5
- 1988f Schlußwort zur 19. Parteikonferenz der KPdSU. In: *Prawda*, dt. Ausg., 2./3. Juli, 1f.
- Thesen 1988: Thesen des ZK der KPdSU zur XIX. Unionsparteikonferenz, 23.5.88
- Resolutionen 1988: Resolutionen der 19. Gesamtsowjetischen Konferenz der KPdSU. In: *Prawda*, 5.7., 1-3

Frigga Haug und Barbara Ketelhut

Die Perestrojka und die Frauen

Die eigentliche Lebensaufgabe der Frau

Aufgefordert, sich bei uns in Westdeutschland eine Gesellschaft vorzustellen, an der sie mitbauen wolle, sagte eine Hausfrau, Mutter von drei Kindern, ganz unvermittelt:

»Also mir geht ja noch immer dieses Erlebnis durch den Kopf. Als ich da mal gesammelt habe für die Friedensinitiative, für die Anzeige in der Zeitung zur Verhinderung der Pershing. Und 'ne Woche später 'ne Gegenanzeige von der CDU kam: daß wir von Moskau bezahlt werden. Und da habe ich, glaube ich, von abends um neun Uhr bis nachts um halbzwei geheult. Weil ich wirklich so enttäuscht war. Und für mich gibt es überhaupt keine Möglichkeit, da ranzukommen ...«¹

Ein dreifacher Antikommunismus lähmt jede perspektivische Phantasie: Der instrumentalisierte Antikommunismus der CDU, der in den Medien jede Regung von unten als von einem anderen Oben gesteuert denunzieren kann, trifft auf einen wohlvorbereiteten Boden des Antikommunismus der einfachen Menschen, für die der Verdacht der Fremdsteuerung unheilvoll verschmilzt mit Kommunismus, der darum keine Züge von Selbststeuerung mehr hat, und auf eine jahrzehntelang praktizierte Politik der Sowjetunion, tatsächlich durch Anweisungen von oben in ihr verbundene Bewegungen anderer Länder einzugreifen. Die Perestrojka verkündet einen Bruch mit dieser Art Außenpolitik. Nicht auszudenken, welche Schwierigkeiten für denunziatorische Politik von der oben beschriebenen Art entstünden, wenn Worte wie »Moskau« mit einem Mal Hoffnung statt Drohungen ausstrahlen würden. Und die Lähmung der Hausfrau in unserem Beispiel deutet auch auf die utopischen Energien, die in den Menschen auch der westlichen Ländern zurückgestaut sind und in Freiheit gelangen könnten.

In der Tat schöpft die Linke seit Beginn der Perestrojka in den westlichen Ländern Hoffnung. Sollte das Schwierige wirklich werden? Unvermutet aber und doch wieder erwartet trifft der Schlag die Frauen: Die Perestrojka sieht für sie vor, zu ermöglichen, daß sie »ihren täglichen Pflichten zu Hause« besser nachkommen können — »dem Haushalt, der Erziehung der Kinder und der Schaffung einer familiären Atmosphäre« (147). Man kann es drehen, wie man will, auf diesen zwei von insgesamt 344 Seiten des Gorbatschow-Buches von 1987, die den Frauen und der Familie (Frauen kommen tatsächlich in derselben Kombination wie im Familienministerium der BRD vor) gewidmet sind, wird Abhilfe gesucht für die Probleme »im Verhalten vieler Kinder und Jugendlicher, in unserer Moral, der Kultur und der Produktion — (die) zum Teil durch die Lockerung der familiären Bindungen und die Vernachlässigung der familiären Verantwortung verursacht werden« (ebd.). Hinzu kommen Fragen des »Alkoholmißbrauchs« (148). Aufgerufen sind die Frauen und ihre »unerläßliche erzieherische Funktion als Mutter und Hausfrau«.

Selbst wenn wir annehmen, daß die Übersetzung den einen oder anderen biederer Schlenker verursacht hat, bleibt Empörung der Frauenbewegung im

Westen berechtigt. Eigentümlicherweise mischt sich Triumph in den Zorn. Mehr als 70 Jahre sind seit der Oktoberrevolution vergangen, und es fällt denen dort nicht mehr ein als die Frauen an Familien- und Mutterpflichten zu gemahnen, während alles übrige im neuerlichen Aufbruch ist. Und doch hatten wir auch solches erwartet: denn theoretisch wie praktisch ungelöst ist das Verhältnis von Klasse und Geschlecht. Der Rückzug Gorbatschows in der Frauenfrage gibt im Grunde der feministischen Bewegung recht, soweit sie eine Eigenständigkeit der Frauenunterdrückung vor jeder Klassenfrage behauptet. In dieser Weise schlichtet Gorbatschow ungewollt den Streit zwischen Arbeiterbewegung und Frauenbewegung, ob nun wirklich »das Kapital Haupt-Frauenunterdrücker«² sei und mit dem Sozialismus die Frauenunterdrückung verschwinde, zugunsten der Frauenbewegung, die umgekehrt eine eigene Gesetzmäßigkeit des Patriarchats behauptet und als eine Keimzelle der Reproduktion von Frauenunterdrückung die Familie vermutet.

Produktion, Reproduktion und Politik

Wir denken uns Frauenunterdrückung als Resultat zweier großer Arbeitsteilungen: der zwischen dem Leben und seiner Pflege und Erhaltung und der gesellschaftlich betriebenen Lebensmittelproduktion und ihrer Verwaltung; und der zwischen dem Ökonomischen und dem Politischen. In beiden Fällen gewannen die männlichen Gesellschaftsmitglieder im Laufe der Geschichte und in besonderer Zuspitzung im Kapitalismus die Oberhand. Männlich besetzt ist, was gesellschaftlich das Sagen hat: sei es in der gewinnbringenden Lebensmittelherstellung (und -verwaltung), sei es in der Profession gewordenen Politik. Frauen arbeiten umsonst oder in der Folge schlechter bezahlt, wenn sie erwerbstätig sind; in der Öffentlichkeit haben sie mit wenigen Ausnahmen wenig zu sagen; die Politik ist so ausschließlich Sache der Männer, daß die grauen Anzüge fast ein Symbol des Politischen sein könnten. Eine Form, durch die sich solche Arbeitsteilungen halten, ist die Familie mit der hauptverantwortlichen Hausfrau und Mutter. Die Folgen sind vielfach diskutiert, von der Frauenbewegung skandalisiert. Jeder Befreiungsentwurf greift darum hier ein, bringt die Bereiche durcheinander, greift mit den Maßstäben des Häuslichen ins Politische und ins Erwerbsleben. In dieser Weise gehört die Frauenbefreiung zu den Grundlagen des sozialistischen Projekts, soweit dieses die Emanzipation der Menschen auch in der Zurücknahme der eigenständig politischen Sphäre und der Aufhebung der Zweck-Mittel-Verkehrung in der Produktion des Lebens anzielt. Sowenig also Frauenunterdrückung ein einfaches Produkt kapitalistischen Gewinnstrebens ist, so sehr hat die Emanzipation der Frau doch eine Schlüsselstellung im sozialistischen Projekt.

Von hier aus blicken wir mit einiger Sorge auf Gorbatschows Perestrojka und seinen »Stolz«, darauf, »was die sowjetische Regierung den Frauen gegeben hat: das gleiche Recht auf Arbeit wie die Männer, gleichen Lohn für gleiche Arbeit und soziale Sicherheit« (147). Wenig davon ist Wirklichkeit (vgl. unten) — und wo steht solches im Kapitalismus nicht auch auf dem Papier?

Ein Blick in die Geschichte der Frauenbefreiung in der Sowjetunion

Schon während der Oktoberrevolution und in den ersten stürmischen Jahren danach geriet die Frauenfrage in ein eigenartiges Spannungsfeld. Während Alexandra Kollontai alle Energie darauf richtete, die Unabhängigkeit der Frauen, ökonomisch und psychisch zu erstreiten und von daher die Lösung von den Fesseln der unmündig machenden Familien- und Liebesbande als Hauptaufgabe begriff, verschob Lenin das Problem in die Agitation der Frauen in die Erwerbsarbeit. Eine Einsicht war:

»Die Hauswirtschaft ist in den meisten Fällen die barbarischste und schwerste Arbeit, die die Frau verrichtet. Es ist eine sich im allerengsten Rahmen bewegende Arbeit, die nichts enthält, was die Entwicklung der Frau irgendwie fördern könnte.« (LW 30. 26)

Das Konzept der Vergesellschaftung der Hausarbeit durch die Schaffung von »Hauskommunen, öffentliche Speisehäuser, zentrale Waschanstalten, Kinderkrippen usw.« (Programm der Kommunistischen Partei Russlands 1919) sollte die Bewegung in die Erwerbsarbeit unterstützen.

Wie so vieles wurde auch dieser Anfang unter Stalin zurückgedreht: Die nach der Revolution erleichterte Ehescheidung wurde 1936 wieder erschwert, die geschlechtsspezifische Aufgabenteilung in der Familie betont, »da der Staat vorübergehend nicht in der Lage sei, Familienfunktion zu übernehmen« (Swetlow, zit. n. Millett 1974, 226). Die Frauen blieben in der Folge berufstätig (nahezu alle Frauen in der Sowjetunion sind berufstätig) und zugleich zuständig für die Familienaufgaben. Das Ergebnis: die Lage der Frauen in der Sowjetunion ähnelt der in unseren Ländern stark, wiewohl einige Lichtpunkte Änderungen vorzeichnen, einige Schattenseiten in der sozialen Versorgung ihr Los schlechter machen. So gibt es z. B. zur Zeit mehr Studentinnen als Studenten; ca. die Hälfte aller Ingenieure sind weiblich; medizinische und Chemieberufe haben einen hohen Anteil an Frauen. Aber seit langem gibt es keine Frauen im Ministerrat der UdSSR; in der Industrie sind nur 12 Prozent der Leiter von Produktionsvereinigungen Frauen, Ähnliches gilt für Chefingenieure. Während unter den wissenschaftlichen Mitarbeitern an den Universitäten noch 40 Prozent weiblich sind, sind es unter den Akademie-Mitgliedern nur noch 2 Prozent (das entspricht in etwa ihrem Anteil unter den C4 Professoren in der BRD). Schlimmer noch steht es in der industriellen Produktion: die Frauen arbeiten in den technisch zurückgebliebenen Bereichen, sie sind ungenügend qualifiziert, werden im Durchschnitt mindestens eine Lohngruppe niedriger eingestuft. Sie nehmen selten an Weiterbildungsmaßnahmen teil — nur ein bis zwei der werktätigen Frauen mit Kindern nahmen in letzter Zeit Qualifikationsmaßnahmen in Anspruch. Insgesamt qualifizieren sie sich nur halb so oft wie Männer (etwa einmal in zehn Jahren!). Ihre Arbeit ist schwer, die ergonomischen Bedingungen sind schlecht, ja selbst Nachtarbeit wird häufiger von Frauen als von Männern wahrgenommen, eben weil sie in veralteten Betrieben arbeiten.³

Die wissenschaftlich-technische Revolution und die Reproduktion von Männlichkeit

»Die Perestrojka, das ist die wissenschaftlich-technische Revolution«, versichert ein Ingenieur aus Silicon-Valley in Kalifornien selbstsicher. Die Entwicklung

der technischen Produktivkräfte ist soweit vorangeschritten, daß ihr Einsatz die »vollvergesellschafteten Menschen« zur Bedingung hat. Hinter solchen allgemeinen Sätzen verbirgt sich nichts Geringeres als die Auffassung, daß der Einsatz einer so ausgreifenden Technologie, wie der Mikroelektronik jede einfache Befehlsstruktur in der Arbeit verunmöglicht und statt dessen Mitdenken, Mitverantwortung, Mitentwicklung zur Tagesaufgabe macht. Die Aufgabe ist so gigantisch wie sie einen Aufbruch notwendig macht. Die Produktivkräfte machen zum Erfordernis, daß die Produktion des Lebens und ihre Regelung Sache aller Menschen wird. Ohne Zweifel lassen sich viele Dimensionen von Perestrojka unter diesem Vorzeichen lesen. »Wir begannen mit der praktischen Realisierung einer neuen Strukturpolitik, wobei das Schwergewicht auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und die Modernisierung des Maschinenbaus als Grundlage für die Hebung des technischen Niveaus der gesamten Wirtschaft gelegt wurde.« (Thesen, 6) »Grundlage der wirtschaftlichen und sozialen Strategie der Partei ist die Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, in erster Linie die Beherrschung der Errungenschaften seiner gegenwärtigen Etappe, die mit der Entwicklung von Spitzentechnologien — Mikroelektronik, Robotertechnik, Gerätebau, Informatik und Biotechnologie, Entwicklung von Werkstoffen mit vorgegebenen Eigenschaften usw. -verbunden ist.« (Thesen, II) Gesetzt wird auf die »Initiative der Arbeitskollektive, den Unternehmungsgeist der Menschen« (ebd., 7). Wie aber passen da hinein die Frauen? Die wenigen Zeichen, die bis zu uns drangen, stehen auf Sturm. Die Frauen sind in ihrer Mehrzahl geringer qualifiziert, doppelt belastet, und sie arbeiten in den von der Automatisierung erfaßten oder noch einzubeziehenden Bereichen. Unter unseren Verhältnissen würde das heißen: sie werden wegrationalisiert. Und die Politik unserer CDU-Regierung empfiehlt ihnen den häuslichen Herd als eigentliche weibliche Lebenssphäre. Die Lage scheint in einem Ausmaß parallel zu sein, daß Zweifel sich regt. Statt weitere Gleichheiten, gewonnen aus den Erfahrungen in unserer Gesellschaft, herauszuarbeiten, suchen wir nach den Differenzen. Sie liegen ebenso auf der Hand. Auf's Kürzeste zusammengezogen lauten sie: die Frauen in der Sowjetunion sind doch ihrem Selbstverständnis nach berufstätig — immerhin würden aber 20 Prozent (so die Soziologin Maya Pankratova⁴) ihre Arbeit aufgeben, wenn sie sich das leisten könnten. Ein Problem ist die Unterversorgung mit Lebensmitteln, das den Einkauf zu einer Halbtagsarbeit macht, ein weiteres eine Unschlüssigkeit in der Erziehung: Wenngleich die Frauen nicht zu Hause bleiben, werden sie in erster Linie »als Mütter« erzogen.

»Für uns ist das häusliche Leben einfach schrecklich«, sagt Maya Pankratova, »mit all den Schwierigkeiten: Mängeln, Schlangen, dem plötzlichen Verschwinden bestimmter notwendiger Dinge. Das nimmt uns nicht nur Zeit, sondern auch geistige Kraft: man kann einen Beruf nur ordentlich ausfüllen, wenn man sich auf ihn konzentriert.« (Ebd.)

Die Vernachlässigung des alltäglichen Reproduktionsbereichs lenkt den Änderungsblick von Frauen auch ins Familiäre und die Äußerungen Gorbatschows können insofern die Auffassung von Frauen wiedergeben, wenn er über sie spricht. So äußert sich eine Arbeiterin aus einem Eisen-Zementwerk:

»Offen gesagt, sind mein Heim und meine Familie, meine Kinder für mich die Hauptsache. Ich arbeite für sie. Glauben Sie mir, die Mehrheit der Frauen denkt so.«⁵

Selbst diese Äußerung aber zeigt diese Arbeiterin mit einem Bein in der Fabrik, mit dem anderen zu Hause und insofern nirgends ganz.

So lesen wir die Gorbatschowschen Mängelrufe in Richtung der Frauen jetzt zunächst als Beleg, daß der Bereich der Reproduktion der Menschen, der Bereich von »Moral, Kultur«, Lebensweise, als ungelöstes Menschheitsproblem hinterrücks in Krise geraten ist und daß dieser Zustand jetzt auf Behebung drängt. Wir kennen diesen Umstand als immer dringlicher werdendes Problem, welches ebenso durch die Entwicklung der Produktivkräfte krisenhaft wird, und können es durchaus mit einem nachholenden sozialistischen Projekt in Zusammenhang bringen, ebenso wie die Lage der Frauen in der Sowjetunion ein Zeichen dafür ist, daß »Männlichkeit« sich in den Arbeitsteilungsstrukturen quasi automatisch reproduziert, wenn keine eigene Strategie dagegen eingeschlagen wird.

Frauenräte

Unter diesen neuen Gesichtspunkten lesen wir die wenigen Überlegungen in Gorbatschows Buch und in den Thesen des ZK ein weiteres Mal und sind zunächst erstaunt, daß wir dies überhaupt erhofften: einen Aufbruch in der Frauenfrage in einem sozialistischen Projekt, entworfen und niedergelegt von einem Parteichef und einem überwiegend männlichen ZK. Es kann uns zwar enttäuschen, daß Gorbatschow als Zeitgenosse hoffen kann, die Vernachlässigung in einem Bereich durch traditionelle Geschlechtszuweisung sich vom Halse schaffen zu können; andererseits aber kann die Befreiung der Frauen nur das Werk der Frauen sein, und sie ist eine »lebenswichtige Frage des Sozialismus«. Unter diesem Gesichtspunkt geraten die unter der Verlautbarungssprache für uns nicht so gleich auffälligen Frauenräte in den Blick. Da steht:

»Wir erwarten, daß die Frauenvereinigungen aktiv werden und die Initiative ergreifen. Sie können mit ihrer Arbeit, die gerade in Schwung kommt, eine Menge erreichen, denn keine andere Organisation ist so eng mit dem privaten Bereich und den Problemen der Frauen verbunden wie sie.« (148)

Was sich zunächst wie eine Marginalisierung las — etwa durch die Formulierung »privater Bereich« und »Probleme der Frauen« und »Vereinigung«, liest sich jetzt wie ein Aufbruch. Es kann nur darum gehen, daß die Frauen aus den Bereichen, in denen sie sind und für die sie offenbar noch immer die Hauptverantwortung tragen, selbstbewußt ins Gesellschaftlich-Politische treten und auch diesen Bereich kollektiv ins sozialistische Projekt einbringen. Elementar für das Befreiungsprojekt wird die wissenschaftliche Erforschung der Reproduktion der Geschlechterverhältnisse durch Frauen, um den historischen Vorurteilen männlicher Analyse zu entgehen und die »Demokratisierung des Lebens« (Wortlaut aus den Thesen ...) voranzutreiben. Wir erwarten, daß diesen Frauenräten möglichst schnell ein großer politischer Raum und ein öffentliches Echo zuteil wird, bzw. daß eigene Frauenmedien entstehen können. Und wir warten auf Nachricht von solcher Bewegung der Frauen selbst. Bisher erfuhren wir: Die Frauenräte sind zwar schon in den zwanziger Jahren entstanden zur Unterstützung von Frauenbildung und -berufstätigkeit. Mit der wachsenden Erwerbstätigkeit der Frauen aber

verloren sie an Bedeutung. Heute bilden sich Frauenräte überall: in Betrieben und Wohnsiedlungen. Sie sind »freiwillige, selbständige Vereinigungen«, deren Aufgabenbereich von der Verbesserung der Arbeitsbedingungen bis zur Hilfe für »zerrüttete Familien« reicht und die Druck auf staatliche Organe ausüben können, ohne selbst an staatliche Anweisungen gebunden zu sein.⁶ Es handelt sich also um eine Bewegung mit Artikulationsformen und damit um nichts Geringeres als um den lange vermißten Aufbruch der Frauen in der Sowjetunion. In den Thesen (26) kommen Frauenvereinigungen allerdings nur einmal vor neben solchen von Veteranen, dem Kulturfond und dem Fond für Kinder. Es wird angemerkt, daß alle diese Vereinigungen zur Verbesserung des Lebens beitragen wollen. Eine Erkenntnis, daß die Rolle der Frauenräte von elementarem strategischen Wert sein könne, ist noch nicht zu entdecken.⁷

Anmerkungen

- 1 Aus einem Gruppeninterview im Rahmen einer empirischen Forschung zur Diskussion der Thesen Oskar Lafontaines in verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Hamburg 1988.
- 2 Vgl. dazu etwa das 1985 erschienene Buch aus dem Marxistischen Blätter-Verlag: Frauenarbeitskreis des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (Hrsg.), *Patriarchat und Gesellschaft*. Frankfurt/M.
- 3 Zahlen und Daten von Soja Puchowa aus der KPdSU-Zeitschrift *Kommunist* 10/87. Die deutsche Veröffentlichung in *Marxistische Blätter* 10/87.
- 4 Pankratowa in *Moscow News*, 24. 1988.
- 5 Zitiert nach Mandel, David.
- 6 Nach Jelena Kotljarskaja. 1988: Einige Aspekte zur Situation der Frauen in der UdSSR. In *Konsequent* 1. Berlin/DDR
- 7 Nachrichten über die Aktivitäten von Frauen in der Sowjetunion sind — gemessen an dem starken Echo, das die Perestrojka in der westlichen Welt erhält — relativ spärlich. Immerhin hat gerade die Äußerung Gorbatschows über die »eigentliche Aufgabe der Frau« offenbar eine Form öffentlicher Diskussion provoziert.

Literaturverzeichnis

- Gorbatschow, Michail, 1987: Perestrojka. Die zweite russische Revolution. München
ders., 1988: Perestrojka. Die zweite Etappe hat begonnen.
- Hansson, Carola, und Karin Liden, 1983: Unerlaubte Gespräche mit Moskauer Frauen. München
- Jansen, Mechthild, 1988: Die Perestrojka und die Frauen. In: *konkret* 5. Hamburg
- Kollontai, Alexandra, 1918: Die neue Moral und die Arbeiterklasse. Münster (1978)
- Kotljarskaja, Jelena, 1988: Einige Aspekte zur Situation der Frauen in der UdSSR. In: *Konsequent* 1. West-Berlin
- Mandel, David, 1988: Economic Reform and Democracy in the Soviet Union. In: Ralph Miliband, Leo Pantich, und John Saville (Hrsg.): *Socialist Register* 1988, London
- The Angry Woman wants Change, 1988: Interview mit der Soziologin Maya Pankratowa von Natalya Kraminova. In: *Moscow News* 24. 12.Juni
- Millett, Kate, 1974: Sexus und Herrschaft. München
- Puchowa, Soja, 1987: Gleiche Rechte, gleiche Mitwirkung. In: *Kommunist* 10. Dt.: *Marxistische Blätter* 10/1987
- Thesen des ZK der KPdSU zur XIX. Unionsparteikonferenz, 23. Mai 1988
- Tretjakow, Vitaly, 1988: Portrait of a Soviet Family. In: *Moscow News* 20. 15. Mai

Helmut Fleischer

Die Perestrojka erreicht die Philosophie (II)

Nachtrag zu dem Bericht in *Argument* 167

Nach meinem »Redaktionsschluß« mit Heft 11/1987 hat die Zeitschrift *Fragen der Philosophie* in den folgenden drei Ausgaben (bis 2/1988) noch einmal 16 Diskussionsreferate veröffentlicht, dazu 6 Seiten kurze Zusammenfassungen von weiteren Diskussionsbeiträgen und 7 Seiten Zusammenfassung von Leserbriefen. Ein redaktionelles Kommuniké schließt die Dokumentation ab, nicht ohne einige Zensuren zur Person und zur Sache auszuteilen: Unter den Ansichten, die in der Beratung über die Philosophie und ihre Verbindung mit dem Leben geäußert wurden, hätten sich gehaltvoll-argumentative befunden, aber auch »überwiegend emotionale, die auf den äußeren Effekt berechnet waren«. Was den Leistungsstand der Philosophie im ganzen angeht, vermerken die Redakteure Positives bei der Bearbeitung vieler Probleme der Erkenntnistheorie, der Logik, der philosophischen Fragen der Naturwissenschaft sowie der Geschichte und Kritik der heutigen bürgerlichen Philosophie. Jedoch: »Leider können wir das nicht von der Sozialphilosophie, der Ethik, dem wissenschaftlichen Atheismus, d.h. von den philosophischen Wissensgebieten sagen, deren Aufgabe die Erforschung und Bestimmung der Wege der Gesellschaftsentwicklung, des gesellschaftlichen Bewußtseins, der gesellschaftlichen Ideologie und Psychologie ist.« (2/88, 116)

Eines findet noch besondere Hervorhebung: »Im Laufe der Beratung erhob sich ein außerordentlich wichtiges theoretisches und praktisches Problem, das auch vordem schon vor den Philosophen und Gesellschaftsforschern gestanden, jedoch keine so scharfe Aufmerksamkeit gefunden hatte. Es betrifft die Ethik des Gelehrten, welcher die Fähigkeit zugrunde liegt, den Unterschied zu erfassen zwischen dem Kampf um die Erlangung objektiver Wahrheit, die (wie wohl bekannt) aus dem Streit und der Polemik erwächst, und andererseits dem Kampf ungeachtet und entgegen (*naperekor*) der Wahrheit um der Befriedigung eigener Ambitionen willen, zugunsten gekränkter Eigenliebe.« (117)

M. Koslowa hat in ihrem Diskussionsreferat das Ethos des Philosophen zum Thema gemacht und (auf den bekannten Film anspielend) erklärt, auch in der Philosophie sei jetzt eine Art von »Reue« vonnöten. Sie fragt ganz direkt: »Kann ein unsittlicher Mensch ergebnisreich und schöpferisch in der Philosophie arbeiten?« (2/88, 100) Ihre Hoffnungen setzt sie in die neuen intellektuellen Kräfte aus der Generation der »Sechziger«.

Die Beratung demonstrierte die ganz extreme geistig-praktische Spannweite im Ringen zwischen dem Neuen und dem Alten. Wie ein Geisterfahrer wirkte auf mich einer, dessen Namen ich nicht nennen möchte, der auf seiner äußersten rechten Spur allen denen entgegenkommt, die reihenweise zum Links-Überholen angesetzt haben. Doch die Moskauer Straßen sind breit — der Karl-Marx-Prospekt hat, glaube ich, zehn Fahrspuren. Die sowjetischen Philosophen-Kollegen werden die sprichwörtliche »weite Seele« haben, um eine eigene Spur für Geisterfahrer zu reservieren. An Teodor Ojserman erging ganz direkt-

persönlich und ohne Bosheit die Einladung, er — eine Inkarnation von Jahrzehnten sowjetischer Philosophengeschichte — möge jetzt doch seine Lebenserinnerungen niederschreiben. — So könnte er den Nachgeborenen den Weg zu einem Verständnis jenes phantasmagorischen Geisterreiches bahnen.

Diskussionsreferate in *Woprosy filosofii* 12/1987 — 2/1988

(Die Zahlen in Klammern bezeichnen den Erscheinungsmonat)

- Bujewa, L.P.: Humanisierung der Philosophie (2)
 Burow, W.G.: Zu einer objektiven Aufhellung der Geschichte der sowjetischen Philosophie (2)
 Butenko, A.P.: Über Stalin und das Problem der antagonistischen Widersprüche im Sozialismus (2)
 Kosłowa, M.S.: Über das Ethos der philosophischen Tätigkeit und die Bestimmung der Philosophie (2)
 Kerimow, W.I.: Die lebendige Seele der Kultur (2)
 Kimow, R.M.: Die Rechtmäßigkeit einer Annäherung zwischen Philosophie und realem Leben (12)
 Kupzow, W.I.: Die marxistische Philosophie muß sich als Wissenschaft entwickeln (2)
 Meljuchin, S.T.: Die zwei Funktionen der Philosophie (2)
 Mitrochin, L.N.: Nur die Professionalität hat Bestand (12)
 Motroschilowa, N.W.: Gegen den Ballast der dogmatischen Apologetik (2)
 Mysliwtschenko, A.G.: Die Methode philosophischer Forschung vervollkommen (1)
 Romanenko, M.W. und Kirzjewa, L.W.: Aus dem Vergangenen nicht die Asche, sondern die Glut nehmen (1)
 Sawtschuk, W.W.: Perestrojka der Philosophie — Probleme und Wege ihrer Lösung (1)
 Schinkaruk, W.I.: Philosophie, Perestrojka und Politik (12)
 Smirnow, W.A.: Für Professionalität in der Philosophie (12)
 Smoljakow, L.Ja.: Über die gesellschaftliche Rolle der Intelligenz in der gegenwärtigen Perestrojka der philosophischen Wissenschaft (12)

Theodor Bergmann

Die zweite Entstalinisierung

Uns Zeitgenossen der großen Revolutionen muß es schwerfallen, ihre Höhen und Tiefen, Sternstunden und Deformationen, Erfolge und Schrecken mit der Distanz des Historikers zu erfassen und zu analysieren. Die Sternstunden haben die für soziale Veränderungen kämpfenden Menschen in aller Welt begeistert. Sie haben auch weltweite Solidaritätswellen ausgelöst, die einfache Menschen zu heroischen Taten motivierten. Die Deformationen andererseits haben die am meisten Begeisterten abgeschreckt und manchen sensiblen Kämpfer von der kommunistischen Weltbewegung abgestoßen. So haben die Krisen der sozialistischen Länder zu Krisen der sozialistischen Weltbewegung beigetragen. Wenige weitsichtige Revolutionäre versuchten, sozialistische Solidarität mit kritischer Analyse der Probleme zu verbinden, so Rosa Luxemburg, August Thalheimer, Isaac Deutscher und andere. Manchen der von Stalin besiegt und später liquidierten Aktivisten der Revolution hat gelegentlich die Verbitterung die Feder geführt; den notwendigen Abstand konnten sie noch nicht haben. 70 Jahre nach der siegreichen Oktoberrevolution, 39 Jahre nach dem Sieg der KP Chinas ist die Zeit reif für eine marxistische Analyse, lassen sich vielleicht erste und zweite Entstalinisierung und Entmaoisierung als historisch notwendige Korrekturen begreifen. — In dieser Arbeit wird Gorbatschow nur selten erwähnt, obwohl ich seine Politik mit größter Sympathie verfolge. Reformen hängen nicht von einer Person ab, und ich bin überzeugt, daß er sehr viele Vordenker und Mitkämpfer/innen hat.

Der erste Versuch 1954 bis 1964

Nach Stalins Tod begann der erste Versuch der Entstalinisierung mit der Hinrichtung von L. Beria, dem letzten GPU-Chef seit 1937, mit der Absetzung von Georgij Malenkow, und dem Aufstieg von Nikita Chruschtschow zum Generalsekretär 1954 und Ministerpräsidenten 1955. In seinem »Geheimerbericht« auf dem 20. Parteitag enthüllte er schonungslos die Verbrechen der Stalin-Führung. Dieser Bericht wurde dann vor allen Parteieinheiten verlesen, von seinen Freunden ins Ausland gebracht und vollständig veröffentlicht. Schon Abfassung und Verlesung des Berichts ängstigten die Mitverantwortlichen der Stalin-Ära. Über die Widerstände, auch seitens stalinistischer Parteiführer in kapitalistischen Ländern, berichten ausführlich Medwedew (1971) und Talbott (1971)¹. Chruschtschow gab anfangs eine vereinfachte Erklärung der stalinistischen Deformationen: Mit dem Personenkult wurde ein Symptom zur Ursache gemacht. Auf dem 22. Parteitag im Oktober 1961 vertiefte er seine Attacke gegen den Stalinismus, indem er eine grundlegende Neuorientierung der sowjetischen Politik auf fast allen Gebieten versuchte. In der Außenpolitik bemühte er sich um die Verbesserung der angespannten Beziehungen zu China und den USA, den Schutz der kubanischen Revolution, die Normalisierung mit der BRD. Wirtschaftlich ging es um die Dezentralisierung der Entscheidungen und der Materialflüsse, die Schaf-

fung regionaler Einheiten, einen höheren Stellenwert von Konsumgütern und Wohnungsbau. In der Landwirtschaft erhielten die Kollektivwirtschaften mehr Selbständigkeit, staatliche Maschinen- und Traktorenstationen wurden aufgelöst, zentralisierte Kompetenzen abgebaut und eine Neulandkampagne initiiert. Innenpolitisch machte sich das Tauwetter in Wissenschaften und Künsten allmählich bemerkbar, die riesigen Zwangsarbeitslager wurden aufgelöst, unter Stalin verfolgte Kommunisten rehabilitiert.

Freilich gab es auch Irrtümer und Mißerfolge. Haupthindernis waren die Bürokratie und die alten Stalinisten, die jede Erneuerung blockierten, weil dann ihre Mitverantwortung deutlich geworden wäre. Auf dem 22. Parteitag (Oktober 1961) setzte Chruschtschow das Thema der Entstalinisierung erneut auf die Tagesordnung. Sein Versuch, Nikolai Bucharin und andere Bolschewiki zu rehabilitieren, scheiterte an zähem Widerstand in den höchsten Gremien. Im Oktober 1964, beim zweiten Versuch, gelang es den Konservativen im ZK, Chruschtschow zu stürzen; Leonid Breschnjew wurde sein Nachfolger. Das Pendel schwang etwas zurück, aber nicht zu den Methoden der Stalin-Ära. Die Periode von 1964 bis 1982 gilt heute mit Recht als eine der Stagnation. Jurij Andropow, Breschnjews Nachfolger, war bei Beginn seiner Amtszeit bereits schwer krank und arbeitsbehindert und konnte folglich seine Reformideen nicht verwirklichen.² Sein Wunschkandidat war Michail Gorbatschow, der sich gegen die Herrschaft der Alten beim ersten Anlauf 1984 nicht durchsetzen konnte. Erst nach Konstantin Tschernenkos einjähriger Amtszeit und seinem Tod 1985 setzten die Reformer im ZK die Wahl Gorbatschows durch. Die zweite Entstalinisierung konnte beginnen.

Neue Ziele und Methoden

Es kam zum Versuch einer »Reform an Haupt und Gliedern«, wie sie Thalheimer 1929 erstmals gefordert hatte. Die Stagnation auf allen Ebenen, die ungelösten außenpolitischen Probleme, die Verfallserscheinungen in der obersten Schicht (Fitz, Korruption, Nachlässigkeit, Selbstzufriedenheit) wurden offenbar.³ Die gegen den Widerstand der Konservativen (die nicht einfach identisch mit den Alten sind) endlich durchgesetzte Wahl brachte eine Führung an die Spitze, die mit Energie und Umsicht, mit Geduld und einem sich immer klarer profilierenden Gesamtkonzept an die Arbeit ging.

In der Außenpolitik wurde eine neue Militärdoktrin propagiert und ein neues Denken für die Ära der nuklearen Bedrohung ausgearbeitet mit dem Ziel einer Beendigung des Wettrüstens. Zugleich bemühte man sich um die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Israel und um eine friedliche Lösung des Nahost-Konflikts. Das Verhältnis zu den sozialistischen Ländern soll auf der Basis gleichberechtigter Nachbarschaft aufbauen. Die Normalisierung der Beziehungen zu China, der Rückzug aus Afghanistan und der mäßige Einfluß auf Vietnam bestätigen diese Absicht. In der Wirtschafts- und Sozialpolitik geht es in erster Linie um die Dezentralisierung der Planung, mehr Verantwortung für die Betriebsleitungen, Mitwirkung und Kontrolle der Arbeiter und Angestellten, Modernisierung der Industrie, Priorität für Konsumgüter und Wohnungsbau, Um-

strukturierung und Demokratisierung der Kolchosen, Selbständigkeit der Gewerkschaften, bessere Sozialleistungen, eine allgemeine Erhöhung des Lebensstandards. In der Innenpolitik soll ernst gemacht werden mit der berühmten Parole der Oktoberrevolution »Alle Macht den Räten«, wozu die Trennung der Funktionen von Partei und Regierung gehört, eine »neue Gesetzlichkeit«, Offenheit der Presse, Öffentlichkeit der Politik, freie Debatte, Kritik auch nach oben, Erneuerung der Kader, Abbau der Bürokratie und ihrer Privilegien. Dabei kommt der Kommunistischen Partei eine neue Rolle zu. Statt ständiger Einmischung in die Staatsverwaltung muß sie ihre geistige Führungskraft und ihre Fähigkeit zur politischen Kontrolle unter Beweis stellen. Entdogmatisierung, Rehabilitierung der alten Bolschewiki und aller Stalin-Opfer, kurz, die »Rückkehr zu den Leninschen Normen des Parteilebens« stehen auf der Tagesordnung.

Diesem Katalog läßt sich folgendes entnehmen:

1. Es handelt sich um ein integrales Konzept, dessen Komponenten sich gegenseitig bedingen und Resonanz geben. Rüstungskontrolle und -abbau fördern z.B. die Modernisierung der Wirtschaft und die Grundversorgung der Bevölkerung. Zusammen mit der inneren Liberalisierung mobilisieren diese Veränderungen die Initiative der Produzenten und beschleunigen wiederum die ökonomische Leistungssteigerung. Offene Korrektur früherer Deformationen und die Rehabilitierung der Opfer schaffen Vertrauen, ermutigen die lebensnotwendige Kritik, die Mißstände aufdeckt und die Führung warnt, fördern die unerläßliche Initiative von unten.

2. Der Prozeß der gesellschaftlichen Erneuerung kann nicht im Hauruckverfahren und auf Kommando durchgeführt werden, sondern bedarf eines längeren Zeitraums, also auch eines langen Atems und guter Nerven der neuen Führung. Bisher galten politischer Konformismus, Heuchelei, Denunziation jeder Abweichung als kluges Verhalten und waren seit 1929 von der breiten Masse der Parteimitglieder, den Beamten und Produzenten verinnerlicht worden. Jetzt bedarf es des Mutes zu offener Meinungsäußerung und dazu der Sicherheit vor neuen Sanktionen, d.h. auch des Vertrauens in Kontinuität der Politik und Stabilität der Führung.

3. Die kritische Aufarbeitung der eigenen Geschichte und die Rehabilitierung der Führer der Revolution, die alte Kommunisten am meisten bewegt, ist nur eine unter vielen Aufgaben, wenn auch eine, die als wichtiger Bestandteil zum Gesamtkonzept dazugehört.

Haltungen zur Perestrojka

Die Unterschiede zwischen dem ersten und dem zweiten Versuch der Entstalinisierung sind vielfältig. 1956 lebten noch sehr viele Mitverantwortliche an den Stalinschen Verbrechen. Der Widerstand gegen ein Umdenken war fraktionell organisiert, wie sich bei Chruschtschows Absetzung 1964 erwies. 1985 sind nur noch wenige Verantwortliche am Leben. Dennoch stirbt der Stalinismus gewiß nicht aus Altersschwäche. Chruschtschows Ansatz war punktuell, weil er nicht zur Analyse der Ursachen der Deformationen vordringen durfte. Heute wird nach den Ursachen geforscht. Die neue Führung hat aus Chruschtschows bitteren

Erfahrungen gelernt und ihre Strategie entsprechend ausgelegt. — Aber auch 32 Jahre nach dem ersten Versuch gibt es keineswegs nur begeisterte Anhänger der Perestrojka. Vielmehr lassen sich folgende Gruppen unterscheiden, über deren Größe wir allerdings nichts wissen.

Vorbehaltlose Befürworter finden sich vor allem unter den Intellektuellen aller Berufe, den kritischen Parteimitgliedern und Arbeitern, aber auch unter dem Teil der Nomenklatura, der sich der Mängel bewußt ist⁴, sowie unter den Hunderttausenden alter Kommunisten, die die Verfolgungen der Stalin-Ära überlebt haben. Zu den Gegnern gehören Personen und Gruppen, die an den Verbrechen beteiligt waren, die davon noch heute profitieren, die Privilegierten, die eine Einschränkung ihrer Macht befürchten, die Verfasser der verlogenen Geschichtsbücher. — Gutgläubige, falsch Informierte und Unwissende bilden eine Gruppe, die bislang keinen Grund hatte, an der offiziellen Version zu zweifeln, weil sie den gewaltigen materiellen Leistungen »unter Stalins Führung« (die Industrialisierung, der Sieg über Hitler-Deutschland, der Aufstieg zur Supermacht) aufsaß. — Die Vorsichtigen und Zweifler wiederum haben im Verlauf einer über 60-jährigen Geschichte die Haltung verinnerlicht, daß jede Initiative gefährlich werden kann.⁵ — Die Unpolitischen oder Entpolitisierten messen die Reden, Hoffnungen, Versprechen an den Realitäten des Tages, an den materiellen Verbesserungen. Die große Reform kann aber nur Erfolg haben, wenn die große Mehrheit sich selbst mobilisiert und den neuen Kurs unterstützt. — Feinde des Sozialismus gibt es natürlich auch 70 Jahre nach der Oktoberrevolution. Jetzt treten sie öffentlich auf. Manche hängen sich verbal an den Reformkurs und benutzen die neue Freiheit zu reaktionärer, auch antisemitischer Hetze.

Manche Beobachter glauben, die »einfachen Arbeiter« in der Sowjetunion seien Gegner der Reformen, weil man den Alkoholkonsum einschränke, Qualitätsarbeit verlange sowie Lohn und Leistung enger aneinander binde. Aber sind hoher Alkoholkonsum und schlechte Arbeit nicht Folgen gesellschaftlicher Mißstände? Ein sowjetischer Arbeiter möchte — wie jeder andere Arbeiter auch — gute Arbeit leisten; dazu aber bedarf es entsprechender Voraussetzungen. Eines der Hauptprobleme ist, daß die sozialökonomische Verbesserung, die die Massen erwarten, nur aus ihrer eigenen Anstrengung hervorgehen kann, die aber wiederum von dieser Verbesserung abhängig gemacht wird. Um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, das Trägheitsmoment, die »ungeheure Macht der Gewohnheit« (Lenin 1919, LW 29, 411) zu überwinden, bedarf es einer gewaltigen Schubkraft. Soll die KPdSU diese Kraft entfalten, wieder Motor, Führer, Vorbild werden, muß sie sich selbst radikal verändern. Gegner wie Anhänger der Reform finden sich in allen Schichten, auf allen Ebenen — vom ZK bis zum letzten Dorf. Keineswegs ist »die ganze Führung dumm und korrupt« (Zdenek Mlynar 1987), sondern viele wissen um die Gedanken und Bedürfnisse der Massen.

Die politische Entstalinisierung

Generell stellt sich die Aufgabe, ein alternatives Konzept des sozialistischen Aufbaus mit anderen Strategien und Methoden zu entwickeln. Dazu gehören im einzelnen: die Entwicklung einer neuen politischen Kultur des Kommunismus, pro-

letarische Demokratie in Staat und Partei; Neuformulierung der Rolle und Aufgaben der kommunistischen Partei im Sozialismus; Befreiung des Marxismus aus den dogmatischen Fesseln und seine Erneuerung als kritische Gesellschaftswissenschaft, auch in den sozialistischen Ländern; Analyse der Ursachen der stalinistischen Deformation; schließlich verlangt die Rehabilitierung aller unschuldig verurteilten Kommunisten, daß die Geschichte der Sowjetunion, der KPdSU und der kommunistischen Weltbewegung neu geschrieben wird. Nur so können die Heutigen das nötige Vertrauen in die neue Führung entwickeln.

Proletarische Demokratie ist nicht identisch mit bürgerlich-parlamentarischer Demokratie. Da langfristig die gesellschaftlichen Widersprüche nicht-antagonistisch sind, kann die proletarische Demokratie mehr bürgerliche Freiheiten gewähren, muß sie auf mehr politische Initiative von unten setzen, führt sie nicht zur Verschärfung des Klassenkampfes, wie Stalin und Mao Zedong behaupteten, um ihren Fraktionskampf zu legitimieren. Offene Debatte auf allen Ebenen ist wieder möglich, eher möglich als zu Lenins Zeiten. Sollte sich die Kommunistische Partei nicht fähig zeigen, alternative Positionen bei sich zu beherbergen, muß es vielleicht mehrere kommunistische Parteien geben. Um den »Strukturmängeln sozialistischer Systeme« (Deng Xiaoping 1980) zu begegnen, müssen innerparteilicher demokratischer Umbau und gesamtgesellschaftlicher Umbau Hand in Hand gehen.

In der Analyse der Ursachen der stalinistischen Deformationen sind wir erst am Anfang. Rosa Luxemburg (1918) sah in der Isolierung der russischen Revolution und in der Verabsolutierung der Leninschen (vorrevolutionären) Organisationsprinzipien die Hauptfaktoren. Ähnlich dachten die großen russischen Revolutionäre selbst. Daher, nicht aus imperialistischem Expansionsdrang, hofften sie auf die Revolutionen in den industriell entwickelten Ländern. — Manche sehen heute im planwirtschaftlichen Zentralismus die wesentliche Ursache (Senghaas 1980), andere in der kulturellen und technologischen Rückständigkeit. Dem widerspricht, daß sich das kulturelle Niveau dank der Revolution wesentlich gehoben hat, die Voraussetzung der Deformation also geschwunden sein sollte. Wieder andere sprechen vom asiatischen Charakter Stalins und von der asiatischen Prägung der Sowjetunion. Diese »Erklärung« scheint mir nichtssagend. Wenn Dutschke (1974) in diesem Zusammenhang von der asiatischen Produktionsweise spricht, dürfte das ein Mißverständnis sein.

Die äußere Gefährdung infolge der weltpolitischen Isolation, insbesondere die Bedrohung durch den aufsteigenden deutschen Faschismus, wird als Grund angeführt für die beschleunigte soziale Transformation, die zu Zwangsmaßnahmen greifen »mußte«. Selbst Antifaschisten, die für die Verteidigung der Sowjetunion eintraten, sehen hier nur die Hälfte der Wahrheit. Denn — so argumentieren jetzt auch schon sowjetische Historiker — Stalins fehlerhafte Politik und Bevormundung der KPD hat zum Sieg des Faschismus beigetragen; andere Kommunisten hätten die notwendige Transformation klüger und überzeugender durchgeführt; seine Innenpolitik (u.a. die Vernichtung der Führung der Roten Armee 1937) hat die Verteidigungsbereitschaft der Sowjetunion geschwächt. Der Personenkult gilt heute allgemein als unzureichende Erklärung. Sie käme einer Überschätzung der Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte gleich. Andererseits unterschätzt

die Behauptung von der »zwangsläufigen« Entwicklung diese Rolle der Persönlichkeit. Denn »die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, ... sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen« (K. Marx, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, MEW 8, 115). Andere Personen hätten für die gleichen Probleme andere Lösungen gesucht. Keiner von Stalins Gegnern und Opfern wäre zur Liquidierung seiner früheren Kampfgenossen fähig gewesen. Rosa Luxemburgs Kritik und Lenins *Brief an den Parteitag* (1922, LW 36, 577-582) beweisen, daß sich andere Marxisten der Gefahren bewußt waren und nach Auswegen gesucht haben.

Anatolij Butenko, Philosophieprofessor und Mitarbeiter der *Moscow News*, spricht von einem »Bremsmechanismus« (*Moscow News* 1987, 43). Aus der notwendigen Arbeitsteilung und der Erfüllung allgemeiner Aufgaben entstehe eine Gruppe mit speziellen Interessen, die sich von ihren ursprünglichen Auftraggebern unabhängig macht und die Macht usurpiert. Diese Usurpation, wie sie von Stalin praktiziert wurde, blockierte jede Initiative von unten:

»Der Bremsmechanismus (in der Wirtschaft) ist das Nebenprodukt des Mechanismus der administrativ-bürokratischen Usurpation der Klassenherrschaft ... mit all ihren charakteristischen Deformationen des ökonomischen und politischen Systems, wie auch der Ideologie und Psychologie.« (1987, 8)

Butenko untersucht dann die Grundlagen dieses Systems: Strenge hierarchische Organisation, direkte zentrale Leitung der Ökonomie und des gesellschaftlichen Lebens, Verschmelzung der Funktionen von Partei und Staatsapparat, entsprechende Konzentration der Macht bei wenigen Führern, die von oben ernannt werden und dem Volke keine Rechenschaft schulden. Die Vorzüge des Sozialismus, sagt Butenko, konnten so nicht genutzt werden. Er läßt die Frage offen, ob es sich bei dieser sozialen Formation der Usurpation um eine neue Klasse handelt.

Selbst der großartige Sieg der Sowjetarmeen über Hitlerdeutschland kann den Stalinismus nicht rechtfertigen. Zwar wurde den Sowjetsoldaten immer wieder gesagt, ihr Sieg sei Stalins Führung zu verdanken. Aber richtiger ist: Es war ein Sieg des sozialistischen Landes und der übermenschlichen Einsatzbereitschaft fast aller seiner Bürger, die Stalins politische und strategische Fehler ausgewetzt und den Sieg errungen haben — eher trotz, statt dank Stalin. Auch diese Einsicht ist heute in sowjetischen Analysen zu finden.

Probleme der zweiten Entstalinisierung

Wie weit muß und darf die zweite Entstalinisierung gehen? Besteht gar die Gefahr, daß das sozialistische Land mit dem stalinistischen Badewasser ausgeschüttet wird? Kommunisten kämpfen nicht ein Leben lang, um am Ende den Kapitalismus zu restaurieren. Ängstliche Kommunisten fürchten, Gegner des Sozialismus hoffen oder fordern, daß das historische Experiment als Fehlschlag betrachtet und abgebaut werde. Zwei Irrtümer führen zur gleichen falschen Schlußfolgerung. Die einen identifizieren den Stalinismus kurzerhand mit Kommunismus; die anderen sehen im Kapitalismus *das* überlegene, im Grunde einzig mögliche Gesellschaftssystem. Das Qualitätskriterium ist dann ein rein technokratisches, etwa die Autodichte in einigen hochindustrialisierten Ländern. Gesucht ist ein

qualitativ neuer Entwicklungsbegriff. — Die Frage der Kollektivierung ist ein interessantes Beispiel dafür, wie schwierig und zugleich notwendig die Abgrenzung positiver und negativer Leistungen der Stalin-Ära ist. Alle kommunistischen Ökonomen der zwanziger Jahre waren für die Kollektivierung; keiner außer Stalin aber wollte sie beschleunigt, mit Zwang und ohne moderne Technik in vier Jahren vollenden. Ist der heutige Zustand der sowjetischen Landwirtschaft eine Folge der Kollektivierung an sich oder der Stalinschen Methoden der Durchführung, u.a. der Desinvestition im Agrarsektor (des überhöhten Faktorbeitrags der Landwirtschaft)? Die neue sowjetische Führung plädiert für letzteres, will also die Struktur der Kolchosen beibehalten und zugleich die Potentiale individueller Verantwortlichkeit und der Hofwirtschaften mobilisieren. Große Maschinen überwiegen in der Landtechnik; weite Teile der Landwirtschaft und viele Kulturen sind dafür durchaus geeignet. Daher erscheint diese Entscheidung als rational. Andererseits lassen sich durchaus ökonomisch-rationale Gründe für den anderen Weg der chinesischen Strukturreform anführen: kleinparzellierte Fluren, intensivste Bewässerungswirtschaft, kaum große Landmaschinen; daher Rückkehr zur kleinsten Arbeitsgruppe und Aufbau neuer, freiwilliger Genossenschaften.

Dauer und Tempo des Prozesses. — Die Vorstellungen über die Art des gesellschaftlichen Umdenkprozesses gehen auseinander. Das alte Kommandieren wie bei den bürokratischen Wendungen ist nicht möglich. Manche wünschen, den Prozeß zu beschleunigen, um möglichst bald wieder zur normalen Tagesordnung übergehen und produzieren zu können. Andere empfinden ihn als zu schnell. Eine längere Umbauperiode vermindert die Schreckwirkung für die Menschen, verlangsamt aber zugleich den Prozeß und könnte die Gegner ermutigen. Das gemäßige Tempo zu finden, ist nicht zuletzt eine Frage der Überzeugungskraft der Pioniere und ihrer eigenen inneren Überzeugtheit. Dieser Prozeß bedingt ein geistiges Ringen in allen gesellschaftlichen Bereichen, auch und gerade in den Medien. Gegenstimmen beweisen die Lebendigkeit der Debatte und nicht die schwache Stellung Gorbatschows und seiner Mitkämpfer oder seinen bevorstehenden Sturz.⁶ Taktische Rückzüge gehören zu diesem Ringen, wenn einzelne Kämpfer zu schnell vorwärtsdrängen.⁷ Die neue Führung hat Chruschtschows Erfahrungen mit seinen Gegnern, die ihn schließlich absetzen konnten, verarbeitet; das bestimmt ihre umsichtige, nicht vorsichtige Strategie mit.

Bedingungen des Erfolgs. — Der bisherige Verlauf der Entmaoisierung und Reform in China beleuchtet Erfolgsbedingungen und Probleme. Die Masse der chinesischen Bauern, organisiert in den Volkskommunen, wünschte Reformen. Die neue Führung sah die Notwendigkeit der ökonomischen und ihren Zusammenhang mit den politischen Reformen. An die Stelle der von oben nach unten gerichteten »Selbstkritik« trat der Dialog, die Kommunikation in beiden Richtungen: öffentliche Debatten, Demonstrationen und Streiks wurden wieder normale Erscheinungen, Signale für Verwaltung und politische Führung.

Die ursprünglich demokratischen Organe, die in und nach der Revolution entstanden, sind mittlerweile durch eine Bürokratie ihrer Kompetenzen beraubt worden. Die »sozialistischen gesellschaftlichen Klubs«, von denen es in der Sowjetunion heute etwa 30000 gibt, sind Versuche ihrer Wiederbelebung. Solche

spontanen Ansätze sind wichtig, um die als Folge der Stalin-Ära verinnerlichte Initiativlosigkeit zu überwinden und die neuen Gesetze mit Leben zu füllen. Freilich gibt es unter ihnen auch reaktionäre Gruppen, wie etwa »Pamjat« in Moskau. Aber es ist besser, sie sind am Tageslicht; dann kann man ihnen politisch begegnen.⁸ Überzeugte Kommunisten dürften sich nicht vor der Selbsttätigkeit der Werktätigen und einem »Überborden« fürchten.

Wirkungen auf die kommunistische Weltbewegung. — Die kritische Überprüfung der eigenen Geschichte kann nicht an den Grenzen der Sowjetunion haltmachen. Denn die Stalin-Führung hat die ganze Komintern »bolschewisiert« und die anderen Parteien in verlängerte Arme ihrer fraktionellen Politik umgewandelt. Damit hat sie zu schweren Niederlagen wesentlich beigetragen. Die kommunistischen Parteien und ihre Anhänger verhalten sich keineswegs einheitlich gegenüber der Aufarbeitung der eigenen Geschichte. Mit einem Mal ist nun die Parteigeschichte nicht mehr frei von Fehlern, Irrtümern und haarsträubenden Ungerechtigkeiten gegenüber opponierenden Anhängern. Manche Parteien begrüßen heute den größeren Freiheitsraum (z. B. die Parteien Chinas, Jugoslawiens, Italiens, Schwedens, Großbritanniens). Andere stellen sich formell positiv zu den Veränderungen, bleiben aber real in einer schweren inneren Krise stecken (Frankreich und Spanien). Die Parteiführungen von SED und DKP verhalten sich zurückhaltend, weil sie selbst politische Leichen im Keller haben. Aus Unterwerfung hat sich bei manchen Parteiführern Unterwürfigkeit und Opportunismus entwickelt, der abwartet, wie der Linienkampf in der führenden Partei ausgeht. Kurt Hager hielt es für unnötig, selbst neu zu tapezieren, nur weil der Nachbar neue Tapeten braucht. Die DKP-Führung muß die Dinge noch überdenken.⁹ Große Teile der Mitglieder wünschen dagegen eine gründliche politische Erneuerung ihrer Parteien. Die PVAP mit Wojciech Jaruzelski dürfte der neuen Moskauer Führung politisch voll zustimmen, steht aber innenpolitisch und wirtschaftlich vor gewaltigen Schwierigkeiten. In der Tschechoslowakei versucht eine halb erneuerte Parteiführung den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Eine wirkliche Erneuerung würde u. a. folgendes beinhalten: Neubewertung des Prager Frühlings 1968 als Reformversuch *im* Kommunismus, Rehabilitierung der Parteiführung von 1968, Rücktritt der Funktionäre, die damals den »Hilferuf« an die sowjetische Führung unterschrieben haben. — Allgemein kann gesagt werden, daß die Entstalinisierung in der Sowjetunion parallele Prozesse in anderen Parteien anstößt und neue Freiräume schafft. Die Zeit des Kommandierens ist vorbei: wie die Freiräume genutzt werden, bleibt den Kräfteverhältnissen in jedem Land überlassen.

Weiterentwicklung des Marxismus. — In der Ära des »größten Marxisten unserer Zeit« wurde der Marxismus sterilisiert, weil Diskussion und Opposition beseitigt wurden (vgl. Labica 1986). Statt eines kritischen Analyseinstruments auch für sozialistische Gesellschaften wurde er zu einer Legitimationswissenschaft degradiert. Die Arbeiten, die jetzt aus sowjetischen Schubladen hervorgeholt werden, und die kritischen marxistischen Gesellschaftswissenschaftler, die in der Sowjetunion, China, Ungarn usw. hervortreten, beweisen, daß das Potential zur Wiederbelebung des Marxismus in den sozialistischen Ländern vorhanden ist. Folgendes scheint mir am nötigsten: die Analyse der sozialistischen Ge-

sellschaften, ihrer sozialen Zusammensetzung und konfligierenden Interessen; die Probleme der Wirtschaftsorganisation und -entwicklung; das Verhältnis von Markt und Plan; die ökonomischen Beziehungen zwischen sozialistischen Staaten und zum kapitalistischen Weltmarkt; die Formen sozialistischer Demokratie, neue Rolle der revolutionären Partei nach der Revolution, die politische Kultur; die Bürokratie; die Aufarbeitung der Geschichte der kommunistischen Weltbewegung; Analysen der Ursachen der Deformationen; Überprüfung der marxistischen Terminologie (inwiefern paßt z. B. der Klassenbegriff noch für nachkapitalistische Gesellschaften?).

Die Rehabilitierungen — der Fall Bucharin

Die Bereinigung der von der Stalin-Führung zurückgelassenen Erblast ist schwieriger, als sich das von außen erkennen läßt. Gorbatschows Wort, es dürfe keine weißen Flecken in der Geschichte geben, ist Programm. Nach Jahrzehnten systematischer Geschichtsfälschung und Desinformation werden neue Geschichtsbücher benötigt. Diese Wendung muß — im Gegensatz zu früher — überzeugend erklärt werden. Ein Prozeß des Lehrens und Lernens, der Zeit braucht, also auch von den Opfern Geduld verlangt, ist bereits in Gang gekommen. Manche Historiker (Antonow-Owssejenko, Roy Medwedew u.a.) haben die Arbeit seit längerer Zeit aufgenommen, einige Bücher liegen vor. Schriftsteller und Künstler haben darüber geschrieben (etwa Rybakow und Shatrow). In den Vorbesprechungen und Vorabdrucken sowjetischer Zeitungen und Zeitschriften werden viele Werke angekündigt, die bisher in privaten oder Verlags-schubläden lagerten. Wir werden vermutlich eine umfangreiche »Wunden-Literatur« bekommen, wie sie die VR China bereits kennt.

In der Presse und in öffentlichen Diskussionsveranstaltungen wird die Entstalinisierung sehr kontrovers diskutiert. Protagonisten der offenen Entstalinisierung, wie Jurij Afanassjew, Professor und Leiter des Instituts für historische Archive, treten mit Vorträgen und Interviews, auch in der ausländischen Presse, hervor. Aber ebenso kommen die Gegner häufig zu Wort. Hinter der offenen Debatte von pro und contra vor allem in den überregionalen Zeitungen wittern ausländische Beobachter oft eine Gefährdung der Stellung Gorbatschows.⁶ Tatsächlich aber geht es um Erziehung zur offenen Debatte und Information über die unterschiedlichen Positionen.

Viele alte Bolschewiki, aber auch parteilose Opfer sind bereits juristisch rehabilitiert worden, u.a. der Agrarökonom Tschjanow, die meisten Marschälle und Generäle der Roten Armee, die 1937 in einem Geheimprozeß abgeurteilt und hingerichtet worden waren. Bilder der drei bekanntesten (Tuchatschewski, Uborewitsch und Yakir) hängen inzwischen im Moskauer Lenin-Museum. Bucharin und seine zwanzig Mitangeklagten wurden am 4. Februar 1988, fast genau fünfzig Jahre nach der Hinrichtung, von allen Anklagen freigesprochen. Nur einer wurde ausdrücklich ausgenommen: Genrich Jagoda, noch GPU-Chef während der ersten Schauprozeß-Serie, schon Angeklagter in der dritten und ebenfalls hingerichtet. War er mehr Täter oder mehr Opfer? Die selektive Rehabilitierung war jedenfalls berechtigt. Politische Rehabilitierung bedeutet formelle Wieder-

aufnahme in die KPdSU. Diese hat für Bucharin — soweit bekannt — noch nicht stattgefunden. Aber seine Artikel erscheinen jetzt in der theoretischen Zeitschrift der KPdSU *Kommunist*. Viele ausführliche Beiträge über ihn in wichtigen Periodika haben ihn ins Bewußtsein vieler gebracht. Ein umfassender Prozeß ist in Gang gekommen, an dessen Ende auch die Rehabilitierung Leo Trotzki stehen wird. Manche Konservative wehren sich noch dagegen, indem sie einzelne Irrtümer der Opfer hervorkehren. Aber selbst der größte politische Fehler eines Revolutionärs berechtigt nicht zu Verurteilung und Hinrichtung.¹⁰

Reformversuche sind dem sozialistischen Gesellschaftssystem immanent. Auch wenn die Debatte brutal unterdrückt wird, findet sie unterirdisch und zwischen vielen Köpfen statt. Die bürgerlichen Kritikern und den Stalinisten gemeinsame Vorstellung, daß der Kommunismus monolithisch sei, daß Stalinismus der einzige oder unausweichliche Weg sei (gewesen sei), daß nur mit dieser Härte Revolution, industrieller Aufbau und der Sieg gegen Hitler möglich waren, ist mechanistisch, unhistorisch, im Grunde tautologisch: Weil es so war, hat es so sein müssen.¹¹ Die Theorie von der Verschärfung des Klassenkampfes nach dem Sieg der Revolution erweist sich als Zwecktheorie. Die »Säuberungen« der Stalin-Ära und die Große Proletarische Kulturrevolution waren nicht Klassenkampf gegen Kapitalisten (oder capitalist roaders in China), sondern Fraktionskampf gegen Opponenten.

Nach den Mühen der Berge, die Mühen der Ebenen. Nach der Revolution stellen sich völlig neue Aufgaben, statt Bürgerkrieg ist Bürgerfriede — weitestgehende Mitarbeit — erwünscht. Die Umschulung der Partisanenführer zu Ingenieuren¹², die Öffnung der Kader für die nun benötigten Fachleute, lassen neue Widersprüche entstehen. Nicht zufällig tauchen nach dem Sieg auch in der Wirtschaft viele militärische Begriffe auf (z.B. »Sieg an der Getreidefront«). Bucharin (1922) analysierte die sozialen Kosten der Revolution. Dazu rechnete er: Vernichtung und Verschleiß der Produktionselemente, Zerfall des Zusammenhangs zwischen diesen, Umgruppierung der Produktivkräfte im Sinne des unproduktiven Verbrauchs. Die Opfer an Menschen kommen hinzu. Im Bürgerkrieg sind sie unvermeidlich, danach unverzeihlich. Lenin wußte sie zu vermeiden. Trotz dieser Kosten hat die russische Revolution als Lokomotive der Weltgeschichte gewirkt, haben die Revolutionen ihren Ländern gewaltige Entwicklungsschübe gebracht. Und wir deutschen Sozialisten kennen die viel größeren Kosten der Nicht-Revolution; die SPD-Führung versprach 1918 das »friedliche Hineinwachsen in den Sozialismus« und ebnete damit den Weg zum Sieg der weltgeschichtlich brutalsten Konterrevolution. Indische Werktätige können ihren gradualistischen Fortschritt mit dem ihrer chinesischen Nachbarn und Klassenossen vergleichen. Aber auch diese historischen Vergleiche entbinden Revolutionäre nicht von der Pflicht, die sozialen Kosten nach Möglichkeit zu minimieren. Jetzt liegen auf diesem Gebiet genügend Erfahrungen vor. Die Entstalinisierung nimmt sie auf und stellt sich die Aufgabe, eine neue politische Kultur des Sozialismus zu entwickeln.

Anmerkungen

- 1 Die Authentizität des von Talbott herausgegebenen Buches ist sehr umstritten. Chruschtschows Familie bestritt, daß er diese »Interviews« gegeben habe. Dennoch ist das Buch lesenswert.
- 2 Andropows gesammelte Reden und Artikel zeigen, daß er ein Pionier und Vordenker der Reformen war.
- 3 Siehe Gorbatschows Rede auf dem 27. Parteitag 1986.
- 4 Dazu gehören auch führende NKWD-Funktionäre, wie Andropow. Denn sie haben Zugang zu allen kritischen und realistischen Lageberichten.
- 5 Am schädlichsten in dieser Hinsicht war Maos Kampagne der »Hundert Blumen« 1957 und eine ähnliche Aktion Stalins. Alle Kritik wurde ermuntert, um alsbald die Kritiker zu verhaften und als Feinde zu verurteilen.
- 6 Als die Moskauer Tageszeitung *Sowjetskaja Rossija* die Reformgegnerin Nina Andreeva mit ihrer langen Epistel zu Wort kommen ließ, glaubten westliche Zeitungen schon, daß Gorbatschows Position ernstlich gefährdet sei.
- 7 Aber solche allzu stürmischen Pioniere werden nicht mehr in die Wüste geschickt, sondern nur aus der ersten Linie zurückgezogen. So ist Hu Yaobang in China, der als Generalsekretär abgelöst wurde, weiterhin Politbüromitglied. Boris Jelzin leitet jetzt das Staatliche Komitee der UdSSR für Bauwesen.
- 8 Die *Pravda* hat sich ausführlich mit der politischen Gefahr befaßt, die von der »Pamjat«-Gruppe ausgeht. Gorbatschow hat im April 1988 mit Willy Brandt gleichfalls offen über diese Gefahren gesprochen.
- 9 Willi Gerns, Mitglied des Präsidiums der DKP, sagt darüber: »Dabei kann es allerdings kein schematisches Übertragen geben ... Bei Beachtung dieser Tatsache geben uns die Entwicklungen in der Sowjetunion und in der KPdSU dennoch viele Anregungen, über die wir nachdenken und die wir für unsere Bedingungen aufarbeiten müssen.« (1987, 11)
- 10 Nach der Niederschrift dieses Beitrags sind die Hauptangeklagten des ersten und des zweiten Moskauer Schauprozesses rehabilitiert worden: Sinowjew, Kamenew, Radck. Pjatinitzki, vermutlich auch die anderen Mitangeklagten. Der Historiker Juri Afanassjew und der Mitherausgeber des Theorie-Organs der KPdSU haben die Rehabilitierung Leo Trotzkis und die Herausgabe seiner Werke gefordert.
- 11 Shatrow (1988) bringt in seinem historischen Drama über 1917 eine Szene, in der Lenin Sinowjew und Kamenew Vorhaltungen macht, weil sie seine Warnungen vor Stalin nicht bedacht, sondern ihn dennoch 1924 wiedergewählt haben. Juri Afanassjew unterstreicht, daß es immer historische Alternativen gibt, die Fehlentwicklungen der Stalin-Ära also vermeidbar gewesen wären (Moscow News, 14.9.1987).
- 12 Soweit bekannt, war Jugoslawien das einzige Land, in dem nach dem Sieg der Kommunisten die meisten Partisanenführer auf die Universitäten geschickt wurden, um wichtige Berufe zu erlernen.

Literaturverzeichnis

- Andropow, J., 1983: Ausgewählte Reden und Schriften, Berlin/DDR
- Antonow-Owssejenko, A., 1983: Stalin. Porträt einer Tyrannei. München
- Bergmann, Th., 1982: Von der Verfermung und Liquidierung zur Rehabilitierung — Liu Shaoqis Schicksal im Kontext der politischen Entwicklung Chinas. In: ders., U. Menzel, U. Menzel-Fischer (Hrsg.), Liu Shaoqi — Ausgewählte Schriften und Materialien, Bd. 2, 305-334. Stuttgart
- Bucharin, N., 1922: Ökonomik der Transformationsperiode. Hamburg (Reinbek 1970)
- Butenko, A., 1987: Braking Mechanism: What is it and how to break it. In: Moscow News 1987, 43.
- Chruschtschow, N. S., 1977: »Geheimrede« vom 25.2.1956. In: R. Medwedew, R. Havemann, J. Steffen u.a.: Entstalinisierung. Der XX. Parteitag und seine Folgen, 487-537. Frankfurt/M.
- Deng Xiaoping, 1980: Comment les erreurs de Mao nous ont conduit à la guerre civile (Interview mit Oriana Fallaci), in: Le Nouvel Observateur 827/828. Paris
- Dobrynin, A., 1988: Zur Verteidigung des Leninismus. In: Unsere Zeit, 18.4.1988
- Dutschke, R., 1974: Versuch, Lenin vom Kopf auf die Füße zu stellen. West-Berlin
- Gerns, W., 1987: Die Umgestaltung in der Sowjetunion und die DKP. Düsseldorf
- Gorbatschow, M., 1986: Politischer Bericht des Zentralkomitees der KPdSU an den XXVII. Parteitag. Moskau
- ders., 1987: Die Oktoberrevolution und der Umgestaltungsprozeß: Die Revolution geht weiter. In: Sowjetunion heute, Nov., Sondernummer, 3-30
- Labica, G., 1986: Der Marxismus-Leninismus. Elemente einer Kritik. West-Berlin
- Luxemburg, R., 1974: Zur russischen Revolution. In: Gesammelte Werke Bd. 4, 332-365. Berlin/DDR (in der DDR erstmalig veröffentlicht 56 Jahre nach der Niederschrift 1918)
- Medwedew, R. A., 1973: Die Wahrheit ist unsere Stärke — Geschichte und Folgen des Stalinismus. Frankfurt/M.
- Rybakow, A., 1987: Kinder des Arbat. Moskau
- Senghaas, D., 1982: Von Europa lernen. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen. Frankfurt/M.
- Shatrow, M., 1988: Weiter ... weiter ... weiter! Die Ereignisse vom 24. Oktober 1917 und was danach geschah, aus der Sicht des Autors. In: Neue Zeit, 1-3, Köln (Auszüge)
- Talbott, S. (Hrsg.), 1971: Chruschtschow erinnert sich. Reinbek
- Thalheimer, A., 1929: Um was geht es? Zur Krise in der Kommunistischen Partei Deutschlands. Berlin

Literatur im historischen Prozeß

Literatur im historischen Prozeß



Stephan/Weigel (Hg.)
Weiblichkeit
und Avantgarde

Argument

Weiblichkeit und Avantgarde

Hrsg. von I. Stephan und S. Weigel

Auffallend viele Frauen stehen im Mittelpunkt des neuerwachten Interesses am Konzept der Avantgarde. Dieser Rekurs vor dem Hintergrund eines allgemeinen Überdusses an (weiblicher) Erfahrungsliteratur muß zur Auseinandersetzung anregen: In welcher Form ist die in der Geschichte des Avantgarde-Begriffs eingeschriebene Funktion des Weiblichen zu nutzen? An einigen Beispielen wird der Ort von Frauen in der historischen Avantgarde beschrieben. Untersucht wird ferner die Differenz zwischen männlichen und weiblichen Avantgarde-Praktiken sowie die Bedeutung des »Weiblichen« bei weiblichen und männlichen Avantgarde-Autoren.

LHP 16, 230 S.

DM 18,50/15,50 für Stud.

Frühe DDR-Literatur

Traditionen, Institutionen,
Tendenzen

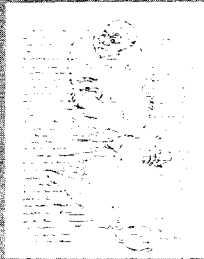
Hrsg. von Klaus R. Scherpe und
Lutz Winckler

In der Diskussion um die »Einheit« der deutschen Literatur spielt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der frühen DDR-Literatur eine Schlüsselrolle: Betont die Literaturgeschichtsschreibung der DDR den historischen und kulturellen Neuanfang und damit die Konstituierung einer eigenständigen DDR-Literatur, so wird im Westen auf die Kontinuität von Sprache und Kultur verwiesen, die die deutsche Literatur auch nach 1945 als Einheit erscheinen lassen. Der Band versteht sich als Beitrag zu dieser Diskussion. Neben einzelnen Autoren und ihren Werken werden literarische Traditionen, Gattungen sowie literarische Institutionen untersucht.

LHP 17, 207 S.

DM 18,50/15,50 für Stud.

Literatur im historischen Prozeß



Scherpe/Winckler (Hg.)

Frühe DDR-Literatur

Argument

Literatur im historischen Prozeß



Frauen-
Literatur-Politik

Argument

Frauen - Literatur - Politik

Dokumentation der Tagung in
Hamburg vom Mai 1986

Hrsg. von A. Pelz, M. Schuller, I.
Stephan, S. Weigel, K. Wilhelms

Die Fragestellungen der dritten internationalen Tagung von »Frauen in der Literaturwissenschaft« konzentrieren sich um einen in der feministischen Literaturkritik veränderten Begriff des Politischen, in den sowohl verborgene Gewaltzusammenhänge als auch symbolische und diskursive Herrschaftsformen einbezogen wurden.

Themen des Bandes sind u. a.: Die Erzählstrukturen bei Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmanns Roman »Malina«, die Untersuchung heroischer Weiblichkeitsmythen Kindesmörderinnen in der Literatur des Sturm und Drang.

LHP 21/22, ca. 230 S.

DM 32,-/27,- für Stud.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 11

Fabio Frosini

Notiz zur Diskussion über Togliatti und den Stalinismus

Als Bucharin Anfang Februar in der UdSSR rehabilitiert wurde, kam es in Italien zu scharfen Angriffen auf Palmiro Togliatti. Zu den Wortführern gehörten unter anderem der Vorsitzende der Sozialistischen Partei, Bettino Craxi, ihr zweiter Sekretär Claudio Martelli und der ehemalige sozialistische Minister Lelio Lagorio. Der »Schlächter« Togliatti sei im Prozeß gegen Bucharin als Hauptankläger aufgetreten und habe als treuer Gesandter Stalins dafür gesorgt, daß der Stalingegner Gramsci im faschistischen Kerker festgehalten wurde. Diese Vorwürfe sind erfunden. Zu fragen ist daher nach der *politischen Überdeterminierung* dieser Anklagekampagne.

Die erste Determinante ist die Diskussion um die »Überwindung des Antifaschismus«, die im Dezember letzten Jahres durch den bekannten Historiker Renzo De Felice ausgelöst wurde. Dieser hatte behauptet, das Antifaschismus-Konzept sei inkonsistent und es habe folglich keinen Sinn, dem Faschismus einen Antifaschismus entgegenzusetzen. In der folgenden Debatte wurde vor allem von sozialistischer Seite deutlich, daß es um eine »Normalisierung« der Vergangenheit ging. Der Politologe Gianfranco Pasquino hat scharfsinnig auf den Zusammenhang mit der anstehenden Reform eben jener Verfassung aufmerksam gemacht, die aus dem antifaschistischen Befreiungskampf hervorgegangen ist. Die Sozialisten zielen auf den Teil der öffentlichen Meinung, der zwar dem Movimento Sociale Italiano (die neofaschistische Partei) die Unterstützung versagt, am Abbau demokratischer Rechte aber interessiert ist.

Zum zweiten erleben wir im Moment eine dramatische Umgruppierung der politischen Kräfte: Der Democrazia Cristiana gelingt es erneut, sich als Partei der Mitte zu profilieren, während die Sozialisten das »Zünglein an der Waage« spielen. Nach dem Ende der Regierung Craxi wäre es beinahe zu einer Verständigung zwischen DC und PCI gekommen, die die Sozialisten endgültig ins Abseits gedrängt hätte. Dabei steckt der PCI mitten in der Transformation von der »Massenpartei«, die in der Tradition der Dritten Internationale steht, zur mit der europäischen Sozialdemokratie verbundenen »Meinungspartei«. Nie war der Moment günstiger, um »das kommunistische politische Subjekt« vom Boden seiner Geschichte »abzulösen« und den unterschiedlichsten Anpassungen und Manipulationen auszuliefern (Giuseppe Vacca, in: *Il Manifesto*, 26.2.88). Die Parteirechte, die das Erscheinungsbild der Kommunisten möglichst vom Klassenbezug und damit von der Tradition Togliattis fernhalten will, kommt dieser Verunsicherungsstrategie entgegen. Achille Occhetto, der neue Generalsekretär, erwiderte die Angriffe Craxis unter dem bezeichnenden Titel »Lieber Craxi, die Vergangenheit ist längst begraben« (*La Repubblica*, 10.3.88). Dabei verlangte er die »Wiedervorlage des Oktober«, einfacher gesagt, die Distanzierung von der Linie, die mit der Russischen Revolution anfängt. Die Parteilinke, darunter Pietro Ingrao (siehe den folgenden Artikel), forderte dagegen eine klare Option für Sozialismus und Demokratie in der Linie des Oktober.

Pietro Ingrao

Togliatti und Gramsci*

Reden wir Klartext. Der von den Führern der italienischen Sozialistischen Partei angestregte »Prozeß« (wie man das in der Presse genannt hat) geht nicht bloß gegen Togliatti. Auch nicht bloß gegen den Stalinismus. Jemand hat es übrigens ausdrücklich geschrieben: Stalinismus ist Leninismus. Wer hier auf die Anklagebank gesetzt werden soll, ist also klar zu erkennen: nicht bloß die italienische Kommunistische Partei, sondern die Arbeiterbewegung der ganzen Welt, die sich selbst als die kommunistische Bewegung bezeichnet.

Läßt sich diesen Subjekten und Ereignissen etwa nicht der Prozeß machen? Warum nicht? Allerdings muß dann die Diskussion im richtigen »Kontext« geführt werden, d.h. sie muß in den entscheidenden und ganz neuen Zusammenhang gestellt werden, innerhalb dessen dieses Ereignis und dieses neue politische Subjekt aufgetreten sind: die große, lange »Krise«, in der die Welt vom Ausbruch eines Krieges von noch nie dagewesenem Ausmaß erschüttert wurde, in der sich die Hegemonialmächte des Weltkapitalismus bis zum letzten Blutstropfen bekämpften, in der Millionen und Abermillionen Menschen die Bühne der Geschichte betraten: Sie wurden in den Schmelzofen der Krise geschleudert und dazu gezwungen, sich über ihre Stellung in der Gesellschaft, über ihre Rolle und ihr Schicksal klar zu werden.

Mitten in dieser tragischen Krise kommt es zum paradoxen Sieg im rückständigsten Land (die »Revolution gegen das *Kapital*«, sagte der Gramsci des *Ordine Nuovo*): unmittelbar darauf folgt der Bürgerkrieg, und die kapitalistischen Länder greifen die UdSSR von außen an. Aber auch die blutigen Niederlagen der Klassenbewegungen in Ungarn, Italien, Polen und Deutschland; später der Fehlschlag des verzweifelten Aufstands der Arbeiter des sozialdemokratischen Wien; schließlich der Zusammenbruch der Weimarer Demokratie, aus deren Asche Hitler und mit ihm der Nazifaschismus zur Weltgeltung aufstieg.

Luciano Canfora hat recht: Waren diese schrecklichen dreißig Jahre von 1914 bis 1945 nicht ein langer, mit äußerster Härte geführter »Bürgerkrieg«, durch den eine gigantische Neuformierung des Kapitalismus betrieben wurde (der »organisierte Kapitalismus«, von dem unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg so viel die Rede war; der »fordistische Amerikanismus«, den Gramsci in den von den bürgerlichen Regierungen im Westen betriebenen »passiven Revolutionen« sich durchsetzen sah)? Die UdSSR sah sich schnell dem bitteren Dilemma gegenüber, was für ein Staat und was für eine Herrschaftsform in diesem riesigen, ausgelagten und verwüsteten Land aufgebaut werden sollten. In einem Land, das noch zum »Osten« gehörte, noch zurückgeblieben war und vor der Aufgabe stand, in einer tragisch drückenden Lage eine neue Ökonomie, eine neue Kultur und eine neue Macht zu definieren. Und dieses, während auch noch die Hoffnung auf die Revolution in China zerstob, d.h. die Hoffnung auf die damalige »Dritte« Welt. Und erneut das Gespenst eines Angriffs aus dem Westen Form an-

* Zuerst in: *L'Unità*, 27. Februar 1988, unter dem Titel »Fin dove arrivò Togliatti«

nahm, der den Aufbau einer »anderen« Macht, wie er in jenem Rußland unter-
nommen worden war, das die Schlüsselposition im globalen Kräftegleichgewicht
einnahm und zugleich an der Nahtstelle zwischen Ost und West stand, im Keim
zu ersticken drohte.

Inzwischen gibt es eine endlose Literatur über die Kämpfe, die damals in der
sowjetischen Führungsgruppe ausbrachen, über ihre gnadenlosen Konflikte,
über die Zerschlagung der Opposition durch Stalin, über die Reduktion der Drit-
ten Internationale auf eine mehr und mehr von der »russischen« Führung be-
herrschte Organisation. Es gibt den Brief Gramscis, der aus diesen Brüchen be-
reits 1926 den Rückgang der weltweiten Ausstrahlungskraft des sowjetischen Er-
eignisses herauslas; und die Antwort Togliattis, der in der damaligen Gruppe um
Stalin und Bucharin den einzigen Wegweiser aus der Krise sah. Heute können
wir bereits in dieser Zerschlagung der Oppositionskräfte deutlich die Keime er-
kennen, in denen sich der Aufbau des autoritären stalinistischen Staates vorbe-
reitet (der so unendlich weit entfernt ist von Marx' und Lenins Überlegungen zu
den von der Pariser Kommune gemachten Erfahrungen mit einer »direkten
Machtausübung« durch die Volksmassen). Und wir können uns die Frage stellen,
ob es nicht in den Verwicklungen dieses schrecklichen Kampfes, in dem der Sta-
linsche Despotismus den Sieg davontrug, auch möglich gewesen wäre, einen an-
deren Ausgang zu finden, d.h. andere ökonomisch-soziale Vermittlungsformen
und eine andere Dialektik in den Führungsgruppen — durch die Positionen und
Verantwortlichkeiten bestimmt; ja sogar moralische und Wertfragen hätten auf-
geworfen werden können. Ich spreche hier keineswegs von Zugeständnissen, die
wir anderen zu machen hatten. Ich spreche vielmehr von einer mühseligen Ar-
beit, die unsere eigene Partei inzwischen seit Jahrzehnten beschäftigt. Ich spre-
che von Togliattis Interview 1956, das ich selbst später als lückenhaft empfunden
habe, das damals aber eine schreiende Botschaft an den Weltkommunismus war.
Ich spreche nicht allein von den politischen Taten, die Marksteine unserer Unab-
hängigkeit waren: die Abschaffung des Begriffs vom »Staat als Führer« (*Stato
guida*), die Zurückweisung einer »Lager«-Vorstellung, die Kritik an der Beset-
zung der Tschechoslowakei, der von Berlinguer vollzogene »Riß«. Ich beziehe
mich auf die hier in Italien von kommunistischen Historikern durchgeführten
Untersuchungen und auf die Stalinismuskritik, die wir uns nach und nach aus
Gramscis *Kerkerheften* angeeignet haben. *Diese* Italienische Kommunistische
Partei, ihre äußere Gestalt und ihre Kämpfe, wäre nicht denkbar, wenn sie nicht
dieses neue Bewußtsein und diese kritische Kultur zur Grundlage gehabt hätte,
die — warum sollte Euch das eigentlich mißfallen, Genossen Sozialisten? — für
eine weltweite Resonanz gesorgt haben.

Das Suchen, das Verstehen und das Lernen gehen weiter? Wovor sollten wir
dabei Angst haben?

Es gibt jedoch eine *Tatsache*, einen *Vorgang*, ein Vermächtnis, das seinen Platz
in der Geschichte hat — ganz gleich, ob es gefällt oder nicht. Wenn es stimmt,
daß die Welt in diesem tragischen dreißigjährigen »Bürgerkrieg« an den Rand ei-
ner Katastrophe, eines grauenhaften Triumphs des Nazifaschismus geraten ist,
dann kann m.E. niemand abstreiten, daß die internationale kommunistische Be-
wegung ein Mobilisierungs-, Organisations- und Hoffnungsfaktor von entschei-

dender Bedeutung für Millionen von Arbeitern und freien Geistern in vielen Gegenden der Welt gewesen ist. Die Freiheit, von der wir heute sprechen, war damals also keineswegs gesichert. Mehr noch: Sie befand sich in tödlicher Gefahr. Ihre Rettung wäre zweifellos viel schwieriger gewesen ohne das außerordentliche Drängen der Massen nach Emanzipation, das der Oktober 1917 ausgelöst hatte, ohne den VII. Kongreß der Dritten Internationale und den damit eingeschlagenen Weg zum spanischen Widerstand, während London und Paris Hitler Zugeständnisse machten, und ohne Stalingrad. Jawohl, ohne das Stalingrad der UdSSR Stalins. In Stalingrad schlägt die Weltgeschichte um. Waren wir Kommunisten etwa dabei allein? Ganz und gar nicht. Ich spreche von Siegen, die wir zusammen mit *anderen*, uns fernstehenden, von uns verschiedenen Menschen errungen haben. Ich spreche von den vielen von Stalin Verfolgten, die im Großen Vaterländischen Krieg mit seinem Namen auf den Lippen gefallen sind. Ich spreche von der Wiederentdeckung des nationalen Gedankens, auf den eine weltweite Widerstandsbewegung sich stützte, wie sie mir undenkbar scheint ohne die *praktische* Gegenwart, aber auch ohne die gedanklichen Anstöße, die wesentlich auf die aus der Oktoberbewegung kommenden Kommunisten zurückgehen.

War das alles nur ein Trick, ein »doppeltes Spiel«? Aber läßt sich denn eine solche Auffassung tatsächlich aufrechterhalten, wo sich Millionen von Menschen *wirklich* in Bewegung setzten — Kräfte, die Grenzen überschritten; Schichten, die weit über den »harten Kern« der Arbeiterklasse hinausgingen? Und ich frage: Liegt in diesem Beitrag zur *wirklichen* Mobilisierung endloser Massen für die Freiheit nicht die historische Tatsache, die einer politischen Bewegung, in ihrer wirklichen Existenz und im konkreten Sinn ihrer Geschichte, erst ihr wahres Gesicht gibt?

Die folgende Erinnerung ist mir tief im Gedächtnis geblieben. Es war (man entschuldige diesen persönlichen Hinweis) um die Mitte der dreißiger Jahre. Ich kam aus den faschistischen Jugendorganisationen. Der Ausbruch des Spanienkrieges bedeutete auch für mich, wie für andere, ein Trauma: das Aufschrecken, das Gefühl einer epochalen Gefahr, der nazifaschistische Krieg, der seinen Schatten vorauswarf. Wir — eine kleine Gruppe von Jugendlichen, die mit dem Faschismus brach — suchten einen Bezugspunkt, der uns weiterhelfen sollte, um zu begreifen und zu kämpfen, der uns, klein wie wir waren, in der bevorstehenden Zerreißprobe stärken sollte. Einige von uns gingen zu Croce. »Studierte!«, war seine Antwort. Wir kannten Kommunisten im Untergrund. Sie halfen uns zu begreifen, uns zu organisieren und zu kämpfen.

In unserem kleinen Kreis durchlebten wir die ganze Unruhe, die Fragen und Widersprüche angesichts der Handlungen Stalins, die dem Verlangen nach Freiheit, das uns antrieb, schroff entgegenstanden. In der kleinen illegalen Gruppe, die wir mit viel Mühe auf die Beine gebracht hatten, lehnten wir uns gegen den russisch-deutschen Nichtangriffspakt und gegen die Besetzung Finnlands im November 1939 auf. Dann folgte die Besetzung Belgiens, Hollands und Frankreichs durch die Nazis, die Kapitulation Pétais und der grauenhafte Schrecken einer bevorstehenden Landung der Deutschen in England. Gebieterisch stellte sich die Frage, ob ein Widerstand gegen Hitler ohne die UdSSR möglich wäre. In unserem kleinen Kreis antworteten wir im Namen der Freiheit mit Nein (einer

Freiheit, die wir ganz konkret verstanden: als Nation, als Kultur, als Werteskala). Erlagen wir einem Mythos? Verstrickten wir uns in einen Widerspruch? Nein, wirkliche Geschichte. Es war die konkrete Weise, auf die so viele zu Kommunisten geworden sind und angefangen haben, dieses Wort — Freiheit — zu denken, in engem Zusammenhang mit einem Weg zur Emanzipation der Länder und Welten, in denen wir geboren waren. Und um sich auf die Suche zu machen nach neuen Wegen, nach den spezifischen Wegen, den möglichen und unerforschten Wegen hier im Westen Europas, wo die unheilvollste Niederlage stattgefunden und die Wiege der nazistischen Barbarei gestanden hatte.

So begegneten wir Togliatti. Wir begegneten einem, der auf der Suche nach einem *italienischen Weg* war, einer Suche, zu der er uns mit Nachdruck heranzog (und dabei Widerstände und alte Denkmuster überwand). Mehr noch: einer Suche nach einem *westlichen Weg*, einem Weg, der, bezogen auf die UdSSR und den Oktober, ganz neu war. Es ist lächerlich, sich vorzustellen, dabei sei es bloß um ein Spiel mit der Macht gegangen — bloß darum, ein »Minimalprogramm« zu formulieren, während man auf andere Zeiten mit anderen Verabredungen wartete, bloß darum, in Erwartung einer Ausweitung des »sowjetischen Modells«, das Richtung Westen ziehen würde, erst einmal »Zeit zu gewinnen«. Die Strategie der »fortgeschrittenen Demokratie«, die Togliatti im Zusammenhang mit der bitteren Erfahrung des Spanienkriegs ausarbeitete, gründet auf einem neuen Verständnis des Westens: auf einer entwickelten Vorstellung über die Zusammensetzung der westlichen Gesellschaften und ihre politischen Strukturen und Kulturen. Daraufhin durchstößerte er (freilich im Rahmen seines eigenen Horizontes) Gramscis *Kerkerhefte*. Im Aufbau einer politischen Demokratie, die sich ausweitete und deren tragendes Bauelement die Einbeziehung »aktiver«, organisierter Massen ist, die auf komplexe Weise miteinander verknüpft und in einem von Land zu Land unterschiedlichen kulturellen Prozeß verwurzelt sind, versucht Togliatti, die Kräfte der Veränderung perspektivisch zusammenzuführen. Der Fluchtpunkt dieser Strategie liegt in dem Konzept der »Neuen Partei« (wie oft haben die Sowjets wegen dieses Adjektivs »neu« mit Nachdruck von ihm Rechenschaft verlangt), die offen den Bruch mit der stalinistischen Tradition einläutete: Denn mit diesem Konzept wurde zugleich mit einer elitären Auffassung der politischen Bildung gebrochen und die Frage eines Aufbaus zugleich *von oben und von unten* auf die Tagesordnung gesetzt. Darin lag die Herausforderung an alle anderen politischen Kräfte (vor allem an die Katholiken), sich ebenfalls auf diesen Boden zu begeben.

Ganz ausdrücklich bedeutete dies nicht nur einen pluralistischen Weg, sondern einen gesellschaftlichen Transformationsprozeß, der sich auf der konkreten Ebene der nationalen Besonderheiten vollzog, was wiederum ein eigenes *Tun*, ein *Werden*, ein *Sich-Messen* bei der Suche nach Lösungen in *dieser bestimmten Phase, in dieser konkreten nationalen Geschichte* und innerhalb einer neuen Dynamik auf globaler Stufenleiter unterstellte, die de facto bereits die Vorstellung eines abgetrennten »Lagers« untergrub. Nicht zufällig hat Togliatti, selbst in der Polemik, so viel Aufmerksamkeit auf die planorientierten Lösungen verwendet, die in den dreißiger Jahren in bestimmten Sektoren des europäischen Sozialismus herangereift waren. Nicht zufällig gibt es von ihm Schriften (z.B. den Auf-

satz von 1959 über die Internationale), in denen die bittere Enttäuschung über die verpaßte Begegnung mit Kräften der europäischen Linken, wie sie sich historisch definiert hatten, schmerzlich durchscheint.

Das schwierige aber entschiedene *Nein* zu Stalins Vorschlag, die Leitung des Kominform zu übernehmen, war von dieser Überzeugung geleitet. Auch der »Polyzentrismus«, von dem er im Interview mit *Nuovi Argomenti* 1956 spricht, wurzelt in ihr. Seine große Aufmerksamkeit für die Auffassungen der neutralen Länder, seine ausdrückliche Annäherung an das Jugoslawien Titos und vorher schon (sofort nach dem Sieg der Antifaschisten) das Interesse an Dimitroffs Versuch zur Schaffung eines »Balkanbundes« wuchsen auf dem gleichen Boden.

»Polyzentrismus« heißt Pluralismus von Wegen, bedeutet eine andere Vorstellung von der »Übergangsperiode«, eine Vorstellung, die weit über die Sichtweise hinausgeht, die nur vorbereitende Etappen auf dem Weg zu einem einzigen Modell kennt. Freilich ist der »Polyzentrismus« eine Formulierung von 1956, im Kern ist er aber schon in dem Eintreten für eine Strategie der »nationalen Wege« enthalten, auf deren Boden Togliatti seit damals die Arbeiterbewegung im Westen eine neue Perspektive entwickeln und ihre Initiative zurückgewinnen sieht. Beim Nachdenken über die Kommunistische Partei und bei ihrem Wiederaufbau ging Togliatti nicht von ideologischen Beteuerungen aus, denn für ihn stellen sich politische Parteien dar als Massen in Veränderung, als im Aufbau begriffene Mächte und als Werte, die von vielen geteilt werden. Und selbstverständlich reicht sein Blick über das Bündnis von Kommunisten und Sozialisten hinaus: Er wendet sich (und was für ein Vorwurf ist ihm daraus gemacht worden!) an die katholische Welt. Damit akzeptiert er die Tatsache der Andersheit der Glaubensüberzeugungen, der kulturellen Unterschiedlichkeit der gegliederten Repräsentationsverhältnisse und der Komplexität des politischen Gewebes im Westen.

War dieser Diskurs richtig? Mittlerweile ist er jedenfalls zu einem konstitutiven Element der Freiheit in diesem Lande geworden. Was wollt Ihr tun, um ihn auszuradiieren, mitsamt seiner konkreten, materiellen Verwurzelung, seiner Verbundenheit mit der Geschichte dieses Italiens, dieses vom Nazifaschismus befreiten Europas? Und wenn Togliatti zu den Begründern dieser modernen antifaschistischen Freiheit gehört, in der die Massen in Europa erneut in Erscheinung traten, welche den Diskurs über die neuen und besonderen Formen einer Emanzipation ihrerseits fortsetzten, ist es dann nicht lächerlich, ihn als ein Anhängsel des Stalinismus darzustellen? Wen wollt Ihr damit zur Rechenschaft ziehen? Uns, die Organisationen des Volkes, die seit inzwischen dreißig Jahren die Protagonisten dieser Suche nach einer neuen Freiheit und des Versuchs ihres Aufbaus sind, einer Freiheit, die nicht nur dem einzelnen gilt, sondern dem ganzen Land, seiner Stellung und seiner Bedeutung in der Welt?

Haben wir etwas gelernt, auch von den andern, haben wir etwas begriffen und Korrekturen vorgenommen? Gewiß. Und zwar viele. Hoch sollen sie leben: Wir sind ein lebendiger Organismus gewesen. Es gab auch Langsamkeiten, Verzögerungen: auch schwere Fehler. Vielleicht braucht einen das nicht zu verblüffen. Mühe kostete es, uns aus dem »Subversivismus« zu befreien (auch Ihr, Genossen Sozialisten, erinnert Euch daran, oder?). Vielleicht weil wir von Menschen abstammten, die lange, zu lange in die Knie gezwungen waren. Und wie könnten

wir vergessen, daß diejenigen, die uns bei der Befreiung aus dem »Subversivismus« und beim Aufstehen geholfen haben, in erster Linie Gramsci, Togliatti, Di Vittorio gewesen sind? Nein, sie waren keine Heiligen: auch Gramsci nicht. Wir haben uns auch, in aller Offenheit, Fragen gestellt in bezug auf Togliatti und das »eiserne Band« zur UdSSR, das von ihm so schroff gefordert wurde in seiner bitteren Entgegnung, mit der im April 1956 der dramatisch verlaufene Nationalrat zu Ende ging.

Ich denke, daß dieses Band sich nicht allein aus *einer* entscheidenden Erfahrung in seinem Leben ergab: Es entsprang der Vorstellung, die er aus dem weltweiten Zusammenstoß *und* aus den Kräfteverhältnissen bezog, die notwendig schienen, um neue weltweite Katastrophen und die Unterwerfung der fortschrittlichen Massen im Westen zu verhindern. Hier setzte er auf die Entwicklung in der UdSSR, in einer Wette, die der Krise, in die der Stalinsche Despotismus jenen entscheidenden Teil der Welt gestürzt hatte, nicht auf den Grund ging. Und — ich kann mich täuschen — hier sehe ich die Grenze (und auch den Widerspruch) dieser Auffassung. Ein Nachgeben der UdSSR mußte ihm als einschneidende Veränderung der Kräfteverhältnisse vorkommen; und vielleicht müssen auch sein Urteil über Stalin, die Erklärung oder das Akzeptieren der Repressionen, die Grenzen, die sich in einigen Reden aus den letzten Jahren finden, zurückgeführt werden auf den voluntaristischen Versuch, die Unantastbarkeit einer Kraft zu behaupten, die über die weiteren Perspektiven der Welt entscheidet.

Ein Punkt sollte nicht vergessen werden. Togliatti ist — zu Unrecht — äußerst scharf von den chinesischen Führern angegriffen worden. Er gab eine äußerst maßvolle Antwort und arbeitete bis zuletzt, bis zum *Pro-Memorandum von Jalta*, unbeeindruckt daran, diese erste, zwischen der UdSSR und China aufgebrochene Wunde zu schließen, der für ihn eine Schlüsselrolle für das Schicksal der Welt zukam. Auch hier sehe ich keine enge, parteigebundene Position. Vielmehr das Kennzeichen einer Strategie, die sich auf den jetzt, nach dreißig Jahren »Bürgerkrieg«, neu einzuschlagenden Wegen der Frage der Emanzipation und der Befreiung der breiten unterdrückten Massen als dem Problemhorizont einer ganzen Epoche stellte, den Antagonismus neu formulierte und die Systemkritik der kapitalistischen Welt fortführte. Neue Übergänge mußten sein, aber um auf einen Horizont zuzusteuern, den man nicht aus den Augen verlieren durfte.

Was ich nicht verstanden habe, zumindest seit dem Zeitpunkt, den ich als den Augenblick des Bruchs, als epochalen Einschnitt betrachte (1956), ist Togliattis Widerstreben, die enorme Kluft zu registrieren (die inzwischen nicht nur immer offenkundiger geworden ist, sondern auch öffentlich ausgesprochen und anerkannt wurde) zwischen seiner Beschreibung eines Modells der Sowjetdemokratie, in dem die in den kapitalistischen Gesellschaften herrschende Unterwerfung des Arbeiters überwunden sei, und der bürokratischen Herrschaft, zu deren Ausdrucksform das Stalinsche Regime immer mehr geworden war.

Ich kann keinen plausiblen Zusammenhang entdecken zwischen dem geschärfsten und befreienden Sinn, den er dem Begriff der *Massenpartei* gegeben hat, wie er ihn 1944 bei seiner Ankunft in Italien lanciert hatte, und diesem Widerstand gegen eine Wahrnehmung dessen, was der Stalinismus alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatte — wie auch immer dessen charismatische Fähigkeit

aussah, fast einen gesamten Kontinent zu befehlen und zu mobilisieren. Es sei denn, Togliatti blieb in der allzu verbreiteten Auffassung befangen, wonach der Politik und einem politischen Führer die Fähigkeit zugeschrieben wird, das Erleben der Menschen zu ergreifen und auf »allgemeine Aufgaben« zu orientieren — während sich diese Fähigkeit, und wir lernen das immer deutlicher, aus unmittelbaren, vielfältigen, sogar widersprüchlichen, geradezu einem Multiversum entstammenden Erfahrungen zusammensetzt.

Insofern erweist er sich tatsächlich als Sohn einer großen Konfrontation und einer Epoche, in der allgemeine Philosophien und starke historische Subjekte hervorzutreten schienen und eine Entscheidung auf Leben und Tod verlangten. Und insofern — vielleicht irre ich mich — gelingt es mir nicht, in ihm einen Mann schwacher »Kompromisse« oder gefälliger Vorschläge zu sehen. Selbst als er blutige und ungerechte Repressionen akzeptierte und guthieß, tat er es, denke ich, weil er eine politische Perspektive, eine Handlungsmöglichkeit retten wollte. Hätte es statt dessen einen anderen Weg gegeben? Konkreter: Welches ist *heute* der Weg? Das ist die Diskussion, die wir führen müssen.

Seltsam. In vier Jahren, 1992, wird es in Europa einen Binnenmarkt geben. Europa kommt unvorbereitet zu dieser historischen Begegnung, in einem neuen Moment weltweiter Herausforderung. Entweder kommt die europäische Linke vereint zu diesem großen Stelldichein und bildet (sagen wir) ein konstitutives Moment Europas, oder sie wird geschlagen. Es gibt in diesem Europa eine Italienische Kommunistische Partei, die die Demokratie zur Grundfrage erklärt; die dahin gekommen ist auf einem Weg, der von Gestalten von internationalem Gewicht eingeschlagen wurde, von Gestalten, die, wie Gramsci und Togliatti, ganz in der europäischen Kultur zu Hause sind. Also eine Partei, die als eine der ersten kommunistischen Parteien in der Welt, in den Büchern ihrer Historiker und in den Reden ihrer politischen Führer, wahre Worte über Bucharin, Trotzki und Stalin geschrieben hat, eine Partei, die Gesprächspartner in Moskau und Paris findet, in Peking, London und Bonn, aber auch in Amerika und Afrika. Ist diese gegenwärtige, tätige Kraft eine Quelle für Europa, für die europäische Linke, für die bevorstehende Kraftprobe, oder ist sie es nicht? Ist es nicht komisch, seltsam, eigenartig zu glauben, man könne sie in einen Winkel stellen und Buße tun lassen? Genossen Sozialisten, denkt Ihr daran? Oder sollen wir resignieren und nur noch mit dem Europa der Agnelli und De Benedetti rechnen?

»Angeklagter Togliatti, stehen Sie auf!« So war der Artikel über den Kongreß der Sozialisten überschrieben, und so konnte man es in der Zeitung von Fiat (»La Stampa«) lesen, in der Kopfzeile über fünf Spalten. Einen Moment lang schien es mir, als tauchte das Gesicht Togliattis vor mir auf, mit jenem leichten ironischen Lächeln um die Lippen, als wollte er sagen: Was wundert's dich?

In derselben Zeitung fragt uns Massimo Salvadori: Warum nennt Ihr Euch noch Kommunisten? Hier meine Antwort: Weil wir auf die Kritik des Kapitalismus nicht verzichtet haben. Scheint Dir das zu wenig? Und ist es so sicher, Salvadori, daß wir dabei allein sind? Schau Dich um: In den Bewegungen, in der europäischen Linken, in der Welt und auch in den Kirchen.

Aus dem Italienischen von Peter Jehle und Frieder Otto Wolf

Der deutsche Historikerstreit

Fragen und Probleme aus israelischer Perspektive

»Denke daran, was dir die Amalekiter taten auf dem Wege, als ihr aus Ägypten zogt: Wie sie dich unterwegs angriffen und deine Nachzügler erschlugen, alle die Schwachen, die hinter dir zurückgeblieben waren, als du müde und matt warst, und wie sie Gott nicht fürchteten. Wenn nun der HERR, dein Gott, dich vor allen deinen Feinden ringsumher zur Ruhe bringt im Lande, das dir der HERR, dein Gott, zum Erbe gibt, es einzunehmen, so sollst du die Erinnerung an die Amalekiter austilgen unter dem Himmel. Das vergiß nicht.« (Dtn. 25, 17-19)

Die Erinnerung an diese biblische Episode vom Auszug der Kinder Israel aus Ägypten, die Begegnung mit dem Erbfeind Amalek, gegen den der Herr nach biblischem Zeugnis Krieg »von Kind zu Kindeskind« führt, bildet den Anfang der Liturgie für den Holocaustgedenktag, der sich im reformierten Gebetbuch des liberalen israelischen Synagogenverbandes findet.¹ Seit biblischen Zeiten ist das Erinnern ein Grundzug jüdischen Umgangs mit der Geschichte. Mit den Worten Elie Wiesels: »Ich bin sicher, daß das jüdische Volk kein Jahrhundert überleben würde, wenn das Vergessen auf seinem Programm stünde« (1987, 42). So ist die Erinnerung weit mehr als eine moralische Aufgabe. Sie verankert das jüdische Volk in seiner Geschichte und gibt seinem gegenwärtigen Leiden historische Tiefe. Dadurch wird die Erinnerung geradezu zu einer Überlebensbedingung. Wer sich nicht an die Toten erinnert, tötet sie ein zweites Mal: »Wenn wir zulassen, daß man sie noch einmal tötet, sind wir verantwortlich für ihren zweiten Tod.« (Ebd., 43). Und »metaphysisch« gesehen, so Wiesel, wäre dieser zweite Tod schlimmer als der erste, der Mord (ebd., 44). Wie der Text aus dem Deuteronomium deutlich macht, handelt es sich hierbei nicht um ein nostalgisches Sentiment, sondern um einen Akt des Kampfes und der Solidarität, in dem sich der Beter bewußt macht, daß die Toten keine isolierten Einzelwesen waren, sondern der Gemeinschaft des Volkes Israel angehörten und als solche in einem tödlichen Streit mit den Feinden dieses Volkes standen, mit einem Volk, das sich der Rolle Israels in der Heilsgeschichte mörderisch zu widersetzen suchte. Indem sich die Erinnerung diese liturgischen Wege bahnt, präfiguriert sie gleichzeitig den Zusammenhang mit der zionistischen Unternehmung in Palästina und ihren aktuellen Kämpfen und Schwierigkeiten. »Erinnern — und nichts vergessen, nichts vergessen«, so intoniert die israelische Reformliturgie (HaAvoda, ScheBaLev, 206) und macht das, was sie fordert, zu einer durch Religionsgesetz und Geschichte geheiligten Pflicht, die dem Teilnehmer am Gottesdienst gleichzeitig seinen Platz für die gegenwärtigen und zukünftigen Aufgaben zuweist; denn nach der großartigen Vision des Propheten Hesekiel auf dem Feld der Totengebeine (Kap. 37) wird der jüdische Neubeginn in Palästina geradezu als eine »Auferstehung der Toten« verstanden, die als Faktum wie als Aufgabe die Söhne und Töchter Israels in die Pflicht nimmt. Das Arrangement der Texte in der israelischen Reformliturgie legt dieses Verständnis nahe.

Die religiösen Holocaust-Deutungen

Um den deutschen Historikerstreit aus israelischer Perspektive in den Blick zu bekommen, ist es wichtig, sich die Vielfalt der im Judentum und in Israel im Schwange befindlichen modernen oder traditionell-religiösen Deutungen der Holocaust-Katastrophe vor Augen zu führen und sich zu vergegenwärtigen, wie auch die jüngste Leidensgeschichte Israels — trotz ihrer immer wieder betonten Einzigartigkeit — mit den Mustern und Vorgaben der jüdischen Tradition beschrieben und verarbeitet werden kann.

In einem Kommentar zur Debatte um die deutsche Geschichte hat der israelische Historiker Saul Friedländer darauf hingewiesen, daß sich der Holocaust immer mehr zu *dem* zentralen Thema der Judenheit in der Diaspora, namentlich in den Vereinigten Staaten, entwickle und sich infolgedessen eine Schere geöffnet habe zwischen dem Wunsch auf deutscher Seite, die Vergangenheit mit ihren Verbrechen am jüdischen Volk zu vergessen und zu »normalisieren« und der noch intensiver werdenden Beschäftigung mit dem Holocaust auf jüdischer Seite (Freeden 1986). Friedländer führt das zunehmende Interesse der nachwachsenden jüdischen Generation am Holocaust auf die »Schwächung der Position der Religion im jüdischen Leben« und die »Verminderung der Anziehungskraft des Zionismus und auch Israels« zurück (ebd.). Während diese Symbolwerdung des Holocaust in den USA möglicherweise auf dem Interesse an einer nicht-religiösen jüdischen Ersatz-Identität beruht, verläuft die Entwicklung im Heiligen Lande gerade umgekehrt. Denn dort wird die Schoah (wörtlich »Katastrophe«, die hebr. Bezeichnung für den Holocaust) in zunehmendem Maße Gegenstand von Debatten, in denen die nationalen Fragen gerade von religiösen Gesichtspunkten aus gesteuert werden. Anders als in jedem Land des Exils ist die Frage der öffentlichen Erinnerung an den Holocaust in Israel gleichzeitig und untrennbar Politikum und Angelegenheit der Staatsreligion. In keinem anderen Land der Welt nimmt die religiöse Interpretation der jüdischen Geschichte in diesem Jahrhundert so direkten Einfluß auf die fundamentalen politischen Probleme. In keinem anderen Land der Welt sind auf Grund der geschichtlichen, geographischen und politischen Gegebenheiten die religiösen und politischen Optionen und Interpretationsmöglichkeiten so radikal und gegensätzlich. Für den zeitweiligen Rabbiner der Jerusalemer ultraorthodoxen Neturei-Karta-Gemeinde, Rabbi Joel Teitelbaum, den Rabbiner von Satmar, ist die zionistische Bewegung der verkörperte Abfall Israels von seinem Gott.² Israel habe geduldig im Exil ausharren sollen, bis Gott selbst ihm die Erlösung sende. Die Sünde des gesetzeswidrigen »Herbeidrängens des messianischen Endes«³ und die Errichtung eines Staates, in dem die Thora nicht oberstes Staatsgesetz ist, seien Frevel, für die Gott sein Volk so unsäglich gezüchtigt habe und unentwegt weiter züchtigen werde. Diese Deutung ist für die große Mehrzahl der Israelis zwar nach wie vor abstrus. Führt man sich das rapide Anwachsen der z.T. ganz prononciert *nichtzionistischen* orthodox-jüdischen Parteien bei den letzten Knessetwahlen und die demographischen Verschiebungen zugunsten der Ultra-Orthodoxie innerhalb des jüdischen Bevölkerungssektors vor Augen, so sind diese Denkfiguren für die innere Diskussion in Israel jedoch nicht völlig irrelevant.

In einem noch 1943 in Budapest erschienenen Buch kommt der Rabbiner Teichtel zu einer genau entgegengesetzten Deutung (Amir 1980, 446). Obwohl durch Gottes Fügung dem Volk Israel wieder der Weg in die alte Heimat gewiesen worden sei, sei das Volk zu träge gewesen, um den gebotenen Rettungsweg zu gehen. Hätten die Juden rechtzeitig und in Massen den Heimweg ins Verheißene Land angetreten, hätte auch der Antisemitismus nicht die barbarischen Formen Nazideutschlands angenommen. So aber habe Hitler die Judenvernichtung als *göttliches Strafgericht* über Emanzipation, Assimilation und jüdische Trägheit durchgeführt, als Gericht über die Menschen, die die von Gott eröffnete Gelegenheit nicht genutzt hatten.

Während die Theorie Teitelbaums in Israel aus verständlichen Gründen außerhalb eines kleinen fanatischen Kreises undiskutierbar bleibt, ist die seines Gegenspielers zumindest kompatibel mit in der israelischen Öffentlichkeit kursierenden Meinungen über den »Schuld«-Anteil des liberalen europäischen Judentums. Hinsichtlich der Abneigung gegen das 19. Jahrhundert trifft das auch auf das dunkle Wort Gershom Scholems zu, die assimilatatorisch gesonnenen Juden jener Epoche hätten, indem sie ihr traditionelles Judentum ablehnten, um sich im Zuge der Emanzipation ihrer christlichen Umgebung anzupassen, mit ihrem »Mord« am Judentum die schrecklichen Taten dieses Jahrhunderts gleichsam vorweggenommen. Für David Ben Gurion schließlich war das Leben im Exil eine schlechthin defiziente jüdische Existenzform, die dem pauschalen Verdacht ausgesetzt war, mit dem Unglück in der jüdischen Geschichte in ursächlichem Zusammenhang zu stehen. In seiner Ablehnung der Diaspora war er so radikal, daß er die 2000-jährige Zwischenzeit radikal negieren und mit seiner Interpretation des Zionismus direkt wieder an die biblischen Zeiten anknüpfen wollte.

Wird der Holocaust im Zusammenhang der Geschichte des Volkes Israel gesehen, so liegen Vergleiche mit früheren jüdischen Katastrophen nahe. Unter diesem Gesichtspunkt wird dann auch die Diskussion um die »Einmaligkeit« und »Vergleichbarkeit« der Ereignisse obsolet.⁴ Verglichen wird nun allerdings nicht mit den vierzig Tagen des Musa Dagh (dem armenischen Holocaust) oder den stalinistischen Greueln, sondern mit den Leiden und Verfolgungen der jüdischen Geschichte, die ebenso kurz wie präzise mit den Zahlen 722 und 587 vor sowie 70, 130 und 1492 nach der christlichen Zeitrechnung angedeutet werden können. Die jüdische Geschichte — und darin besteht ihre »Einmaligkeit«, weil die göttliche Erwählung des Volkes Israel untrennbar mit dem von Gott über sein Volk verhängten Leiden verbunden ist — ist die Geschichte eines Hiob-Volkes. Das Leiden gehört zu seinem »Wesen« und zu seiner Geschichte. Aber während das optimistische 19. Jahrhundert sich die jüdische Geschichte noch so zurechtlegte, daß es dem Leiden eine ethische Finalität abgewinnen konnte⁵, ist dem 20. Jahrhundert dieser Weg versperrt.

Negative Kabbala⁶

Von diesen geschichtsphilosophischen Überlegungen, die das Leiden in den Mittelpunkt stellen, ist es nicht weit zu mystischen und kabbalistischen Deutungen der jüdischen Zeitgeschichte. Die diesbezüglichen Andeutungen in der jüdischen

Literatur sollten nicht als belanglose Aperçus aus den Kindheitserinnerungen der Autoren mißverstanden werden. Dagegen spricht die Renaissance der Kabbala in Literatur, Philosophie, Religionswissenschaft⁷ und israelischer Volksfrömmigkeit von der fundamentalistischen Bußbewegung der »Hasara BiTschuva«⁸ bis hin in Kreise des liberalen israelischen Reformjudentums hinein.⁹ Ob ein Geschehen wie die Schoah vielleicht letztlich nicht anders als religiös, mystisch, manichäisch erfahren und interpretiert werden kann, ist eine Frage, die der Historiker nicht beantworten kann. Jedenfalls hat die Kabbala den Vorzug, daß sie möglicherweise zeigt, daß das Furchtbare ein *theologisches* Problem ist, weil es auch für Gott selbst ein Problem ist. Der Raum für menschliche Willensfreiheit und Barbarei wurde erst dadurch geschaffen, daß Gott sich zurückzog. Aus unbegreiflichen Gründen hat Gott sein Angesicht vor der Welt verborgen, so daß Selbstverbergung und Gottverlassenheit zu einer geradezu kosmischen Katastrophe wurden. Nicht nur Israel bekommt die Gewalten der Zerstörung zu spüren. Die göttliche Einwohnung, die Schechina selbst, ist im Leiden mit dem erwählten Volk solidarisch und zieht mit den Israeliten ins Exil. Von diesem Gedanken aus bekommt jede Religion, jede Frage nach Gott, jede Gesetzeserfüllung ein neues Gesicht. In der traditionellen Kabbala bedeutete die Erfüllung einer Mitzva, eines Gebotes, das Zurückholen eines exilierten göttlichen Lichtfunkens ans Licht und die Teilnahme an der Heimführung der unglücklichen und mit Israel in der Verbannung zerstreuten göttlichen Einwohnung, das Mitwirken am göttlichen Heilsplan, die aktive Teilnahme an einem Prozeß, in dem Israel dem Messias, dem Wiederhersteller der ursprünglichen Ordnung, entgegengeht. Nach Auschwitz ist dieses Verständnis einer messianischen Verbesserung der Welt (Tikkun Olam) gründlich verdorben. Möglicherweise gilt es im Sinne einer »negativen Kabbala« nun, gleichsam »atheistisch«, im Trotz gegen den zerstörerischen Nicht-Gott, dessen Güte und Existenz in Zweifel gezogen werden müssen, die jüdische Existenz dennoch und in der Anklage fortzuführen.¹⁰ Möglicherweise gilt es in diesem Trotz nun, nicht mehr auf das göttliche Eingreifen zur Heimführung der Schechina zu warten, sondern selbst, und sei es gegen Gott, Hand anzulegen in Palästina. Möglicherweise gilt es, an die bescheidenen Beispiele jüdischen Widerstandes gegen den Naziterror anzuknüpfen und im Heiligen Lande die jüdische Existenz aktiv und kämpfend durchzusetzen und zu verwirklichen. Das in Israel häufig artikulierte und beschriebene Gefühl, »die ganze Welt ist gegen uns«¹¹, ist bei dieser Interpretationslage möglicherweise keine Anfechtung des so verstandenen historischen Sendungsbewußtseins mehr, sondern geradezu eine Bestätigung.

Die Kabbala hat jedenfalls den Vorzug, daß sie, die ihren Siegeszug in der jüdischen Religionsgeschichte vom Zeitpunkt der Vertreibung der Juden aus Spanien (1492) an datiert, vom geschichtlichen Ort ihres Werdens und ihres Erfolges her gleichsam auf die Beschäftigung mit Katastrophen angelegt ist. In dieser theodizeisch-mythologischen Weltsicht ist der »Feind« aber eher »Amalek« als das konkrete Deutschland. So könnte der große Einfluß von Religion und jüdischer Historiosophie die wachsende Unbefangenheit bei vielen Israelis und den relativ hohen Anteil von Pragmatik im israelischen Verhältnis zu Deutschland erklären. Gemessen an der Brisanz der zu verhandelnden Themen herrscht in Teilen der

jüngeren Generation und unter Intellektuellen gelegentlich ein gewisses Desinteresse am Thema »Deutschland«. Ein Beobachter der israelischen Szenerie hob die »Zurückhaltung« hervor, mit der die dortigen Historiker auf die deutsche Geschichtsdebatte reagiert haben (Freeden 1986). Mit praktischen Arrangements mit einem vermeintlich oder wirklich neuen Deutschland können Mythologen leben. Wenn David Ben Gurion in seinem Verhältnis zu Deutschland das »sinnlose Wehklagen« verschmähte und zu »konstruktiven Taten« aufrief, wenn er davor warnte, »vollständig in der Vergangenheit zu leben« und den Gefühlen nicht gestatten wollte, »die Analyse eines Problems (wie z.B. während des innerisraelischen Streits um das Abkommen zwischen Konrad Adenauer und Ben Gurion über die deutschen sogenannten 'Wiedergutmachungszahlungen') zu überschatten« (Pearlman 1964, 197f., 204), so konnte er das vor dem Hintergrund einer jüdischen Geschichtsschreibung, die die Zeit von Jahrtausenden überblickt. Die jüdische Geschichte erhebt den Anspruch, einen Blickwinkel zu haben, der 3000 bis 4000 Jahre umfaßt. In dieser Sicht könnte es sich bei Hitler um eine moderne, ins industriell Abscheuliche und Barbarische verzerrte Version Pharaos handeln, um einen unsäglichen, fluchbeladenen neuen Amalek, dem man nicht die Ehre antut, sich mehr als unbedingt nötig mit ihm zu beschäftigen. Innerdeutsche Diskussionen sind deshalb in diesem Kontext nicht besonders interessant. Mögen die Deutschen ruhig diskutieren! Schließlich ist die Vergangenheitsbewältigung *ihr* Problem. Wichtiger ist, wie die Deutschen in der UNO abstimmen und noch wichtiger, was sie praktisch für Israel tun. So kann die religiös-mystische Sichtweise durchaus eine gewisse Affinität zur politisch-zionistischen Interpretation und Inanspruchnahme des Holocaust gewinnen.

Die zionistische Indienstnahme der Geschichte

»Aus zionistischer Perspektive kann das Problem von Erez Jisrael nicht getrennt werden vom Problem der Juden in Europa und dem der jüdischen Flüchtlinge, die einen Unterschlupf suchen und an die Tore von Erez Jisrael anknöpfen«, schreibt Jigael Elam, ein halboffizieller Interpret der zionistischen Geschichte. »Denn der Zionismus besteht darin, beide Probleme miteinander zu verknüpfen und in Erez Jisrael die Lösung für das Problem der europäischen Juden zu erblicken.« (1978, 78)

Der Staat Israel ist ein Staat, der tragischerweise zehn Jahre zu spät gegründet wurde. Hätte es im Jahre 1938 einen israelischen Staat mit einem Rückkehrgesetz, dem Gesetz, das allen heimkehrenden Juden die israelische Staatsbürgerschaft verspricht, gegeben, so hätten die verfolgten europäischen Juden ein Asyl gehabt. Heute, im Schatten des Grauens und vierzig Jahre nach der Staatsgründung, kommt es in dieser Sicht entscheidend darauf an, die Lehren aus der Geschichte zu ziehen und den israelischen Staat und die jüdisch-zionistische Identität in ihm zu sichern. Die sechs Millionen posthum zu israelischen Staatsbürgern erklärten Ermordeten geben diesem Anliegen ein besonderes Gewicht.

Heute heißt der Holocaustgedenktag in Israel »Tag der Schoah *und des Heldentums*«, und die israelische Verteidigungsarmee versteht sich als Fortsetzerin des Kampfes der jüdischen Widerstandsgruppen, vornehmlich des Warschauer Ghettos. In jedem Frühjahr, in der Zeit zwischen Passah- und Wochenfest und eine

Woche vor dem Unabhängigkeitstag, wird in Israel dieser Jom HaSchoah We-HaGvurah als Feiertag begangen. In prononcierter Weise wird immer wieder auf den jüdischen Beitrag zum Widerstand gegen Hitler hingewiesen. Durch den Heroismus dieser Résistance sei gewissermaßen die Neugeburt der jüdischen Nation in ihrer nationalen Heimstätte vorbereitet worden. So werden die Gedenkfeierlichkeiten dieses Tages auf die staatspolitisch erwünschte Erziehung der Jugendlichen ausgerichtet. Die Auseinandersetzung mit dieser dunkelsten Epoche der jüdischen Geschichte soll der israelischen Jugend den Sinn der zionistischen Unternehmung eindringlich vor Augen führen und sie zu guten Staatsbürgern erziehen. So wird die öffentlich inszenierte Erinnerung geprägt durch Fahnen, Paraden, vaterländische Reden und Gesänge. Das Zeremoniell der *Israeli Defence Forces* unterstreicht die Kontinuität des damaligen und heutigen Kampfes.

Der Holocaust und der Nahostkonflikt

Die zionistische Interpretation der Weltkriegsereignisse findet aber ihre Antwort in einer palästinensischen Gegeninterpretation. Mag diese Antwort auch noch so sehr unangemessen und unverhältnismäßig sein, so rächt es sich doch, daß der gegenwärtige Konflikt im Nahen Osten zum Schaden aller Beteiligten nicht frei blieb von den europäischen Hypotheken der Vergangenheit. Wer den Holocaust zum Kampf gegen den arabischen Gegner und zur Schaffung einer anti-palästinensischen zionistischen Identität in Anspruch nimmt, muß sich von den Arabern wohl oder übel eine Ideologisierung des Holocaustgeschehens vorhalten lassen und sich zudem für die Beschuldigten ebenso wie für die Beschuldigten bezeichnende Vergleiche anhören.¹² Da diese Vergleiche von arabischer Seite ebenso häufig und bisweilen penetrant und geschmacklos sind und ihr polemischer Charakter offenkundig ist, soll auf sie nicht weiter eingegangen werden.

Interessanter sind die vergleichenden Bezugnahmen in der israelischen Presse und Literatur, auch wenn sie bisweilen nur dazu dienen, einen Vergleich abzulehnen. Hinsichtlich ihrer Rolle als Objekte israelischer Politik kann gelegentlich auch in der hebräischen Presse von den Palästinensern als den »Juden des Nahen Ostens« die Rede sein (HaAretz, 4.9.1987). So werden sie in *HaAretz* als nationale und religiöse Minderheit dargestellt, die unter dem Joch einer oft feindlich gesonnenen (jüdischen) Mehrheit leben und in dieser Situation die den Juden so gut bekannten ersten Anzeichen einer »Diaspora-Mentalität« zu entwickeln beginnen. Ihr Wille, als palästinensisches Volk zu überleben, habe nicht nur ihr überproportionales Bevölkerungswachstum veranlaßt, das die israelischen Behörden immer mehr beunruhige. Vor allem im Bildungs- und Kulturbereich hätten sie außergewöhnliche Anstrengungen unternommen und sich auf den langen Marsch durch die Institutionen begeben, um auf diesem Weg für ihre »Emanzipation« zu kämpfen. Vereinzelt finden sich in der israelischen Literatur auch Texte, die sich mit der Situation der Araber in Palästina so befassen, daß sie auf die dreißiger und vierziger Jahre in Europa anspielen.

Mag der damit ausgesprochene ungeheuerliche Vergleich qualitativ und quantitativ auch noch so abwegig sein — in der Fantasie und dann auch der Propa-

ganda der beteiligten Völker spielt dieser Alptraum eine Rolle. Der Zionismus als nationale Befreiungsbewegung des jüdischen Volkes sollte die Juden davon befreien, immer nur Opfer zu sein. Er wollte eine Antwort auf das jahrtausendealte jüdische Dilemma geben, immer nur Objekt der Geschichte sein zu müssen. Im Lande Israel wollte das Volk Israel sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen. Nun muß dieses Volk erfahren, daß sein Nationalismus wie der anderer Völker seinen Preis hat und einem anderen Volk, dem der Palästinenser, Leiden auferlegt. In aller Regel verbitten sich die Überlebenden des Holocaust und ihre Nachkommen und Mitbürger in Israel von außen herangetragene Vergleiche zwischen dem israelischen Besatzungsregime im Westjordanland und den Taten der Nazis. Verständlicherweise reagieren sie besonders allergisch, wenn die Vergleiche aus Mitteleuropa kommen und den Versuch vermuten lassen, die verbrecherische Vergangenheit der Nazis durch die Gegenwartsprobleme des Nahen Ostens zu entlasten, den Holocaust in eine allgemein-menschliche, historische und nivellierende Perspektive zu rücken und etwas von seiner Einzigartigkeit herunterzuhandeln. Die Kennzeichnung der Palästinenser als »Opfer der Opfer« dient in manchen Argumentationen dazu, einen Zusammenhang zwischen Auschwitz und dem Nahostkonflikt herzustellen. Auschwitz habe den Palästinensern insofern indirekt Schaden zugefügt, als es den Juden zur Gründung ihres Staates auf arabischem Boden verholfen habe. Demnach hätten die Juden für die an ihnen begangenen Verbrechen schon eine gewisse Entschädigung, nämlich ihren Staat, bekommen. Nun aber seien die Palästinenser zu gewissermaßen sekundären Opfern von Auschwitz geworden. Daher gelte es heute, ihnen zu helfen.

»Der Nazi-Holocaust traf die Juden, die Juden aber wiederum trafen die Palästinenser, und die Allgemeinheit des Schreckens kommt dadurch zum Ausdruck, daß die Juden bereit sind, den palästinensischen Massen über einen langen Zeitraum hinweg Leid und Elend zuzufügen.« (Israel & Palästina, Sonderheft 13, 1987, 31)

Es kommt in dieser Angelegenheit offenbar entscheidend darauf an, *wer* sich hier Vergleiche erlaubt und *was* dann dabei das *tertium comparationis* ist: die Größe des Verbrechens und der Schuld — oder die (aktive oder passive) *Rolle*, in der sich Deutsche und Juden damals befanden und Palästinenser und Israelis heute befinden. In jedem Falle zeigen die nahöstlichen Beispiele, wie gefährlich es ist, wenn die Beschäftigung mit dem Thema »Auschwitz« im besonderen und dem Zweiten Weltkrieg im allgemeinen von nationalen Interessen im Sinne einer kollektiven Identitätsstiftung gesteuert wird.

Israelische Reaktionen: Zwischen Pragmatik, Aporie und Mythos

Die besonderen Bedingungen, unter denen in Israel mit der jüdischen Geschichte umgegangen wird, geben nun auch einen Hinweis darauf, wie die israelischen Reaktionen auf den deutschen Historikerstreit zu verstehen und zu bewerten sind.

Die Berichte und Kommentare in der israelischen Presse zum deutschen Historikerstreit gehen in ihrer Aufgeregtheit nicht über das in Israel zu noch ganz anderen Anlässen übliche Maß hinaus. Auch das mißglückte Interview von Ernst

Nolte in der am äußersten linken Rand des israelischen Spektrums anzusiedelnden Zeitschrift *Koteret Raschit* stellt für den Kundigen der israelischen Presse-landschaft nur eine Ausnahme dar, die die Regel bestätigt.¹³ Ein Beispiel für das überraschend unverkrampfte Verhältnis zum real existierenden Deutschland ist das israelische Theater. Das Haifaer Stadttheater erwog ernsthaft, Faßbinders Frankfurt-Stück zu spielen.¹⁴ Sein Verfasser schien den verantwortlichen Theaterleuten so frei vom Verdacht des Antisemitismus zu sein, daß sie eine israelische Replik, ein Stück mit dem Titel »Frankfurter Nächte«, in dem ein jüdischer Bordellkönig und Hotelbesitzer die Hauptrolle spielt, in Haifa zur Aufführung brachten (vgl. Theater Heute 9/1987, 15, 19).

Im Nachwort seiner in deutscher Sprache erschienenen Studie *Kitsch und Tod — Der Widerschein des Nazismus* beschäftigt sich Saul Friedländer beiläufig mit Ernst Noltes provozierendem Aufsatz »Between Myth and Revisionism« und nennt ihn zahn eine »weniger subtile Form« (1986, 128) der Historisierung. Anschließend diagnostiziert er vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen in der Bundesrepublik ein Wiederaufleben der nationalen Identitätssuche in Deutschland und eine neue Sehnsucht nach dem Mystischen, dem Archaischen und Irrationalen: »Deutschland spielt immer noch die Nibelungen.« (Ebd., 131) In welchem Maße Historiker in der Gefahr stehen, dem Mythos bei ihren Bemühungen um ein Verständnis der Katastrophe dieses Jahrhunderts einen ungehörlichen Platz einzuräumen, zeigt ein Beitrag Dan Diners, der sich um eine genaue Bestimmung der »Einzigartigkeit« des Geschehens von Auschwitz bemüht. Die arbeitsteilige Organisation und somit in gewisser Hinsicht entsubjektivierter Durchführung dieses Verbrechens, das weder Statuierung eines Exempels noch Mittel zur Erreichung anderer Zwecke, *sondern Selbstzweck war*, dies sei das *Singuläre an Auschwitz* gewesen. Diner sieht sich veranlaßt, an dieser Stelle einen »Zivilisationsbruch« anzunehmen, der zu einem »universalistischen Ausgangspunkt« führt:

»Auschwitz ist ein Niemandsland des Verstehens, ein schwarzer Kasten des Erklärens, ein historiographische Deutungsversuche aufsaugendes, ja außerhistorische Bedeutung annehmendes Vakuum ... Als äußerster Extremfall und damit als absolutes Maß der Geschichte [sic!] ist dieses Ereignis wohl kaum historisierbar. Ernst gemeinte Historisierungsbemühungen endeten bislang in geschichtstheoretischen Aporien. Anders gemeinte, relativierende und das Ereignis einebene Historisierungsversuche enden hingegen notwendig in einer Apologie ...« (Diner 1987, 71, 73)

Die der »Totalität des Ereignisses« (71) angemessene Perspektive, so Diner, sei die der Opfer mit ihrer gelebten Erfahrung.¹⁵ Ob der Holocaust ein Geschehen ist, das letztlich vielleicht nicht anders als ungeschichtlich und mystisch erfahren und interpretiert werden kann, ist eine Frage, die sich aus der Perspektive der Opfer allemal anders stellt. Wenn sich aber die Historiker für inkompetent erklären, nimmt es nicht Wunder, wenn ungeschichtliche Erklärungsversuche Gestalt gewinnen und geschichtsmächtig werden.

Anmerkungen

1 HaAvoda ScheBaLev, Sidur Tflitot Limot HaHol, LeSchabatot ULeMoadei HaSchanah, HaTnuah La-Jahadut HaMitqademet, Jeruschalajim, 1981/82, 205.

- 2 Vgl. Yehoshua Amir, Jüdisch-theologische Positionen nach Auschwitz, in: Auschwitz als Herausforderung für Juden und Christen, hrsg. von Günther B. Ginzel, Heidelberg, 1980, 445f.; ferner: Matthias Morgenstern, Zerreißprobe in Israel, Ev. Komm. 6/87, 305, und Israel & Palästina 3/1987, 16ff.
- 3 Im Talmudtraktat »Ketuvot« III beschwört Gott, »der Heilige, gelobt sei Er«, das Volk Israel, das Ende, d.h. das Kommen des Messias, nicht gewaltsam beschleunigen, d.h. »herbeidrängen«, zu wollen.
- 4 Die Frage, ob die Verbrechen der Nazis am jüdischen Volk mit anderen Untaten »vergleichbar« seien, bildete den Hauptstreitpunkt in Israel, Ernst Nolte mit seinem Artikel in der FAZ vom 6.6.1986 ausgelösten Debatte. Wenn in diesem Beitrag gezeigt wird, wie die »Schoah« in der jüdischen Diskussion »verglichen« und interpretiert wird, so soll damit nicht einer Aufrechnung und »Normalisierung« der Geschichte das Wort geredet werden. Am Beispiel Israels ist aber plausibel zu machen, welche Gefahren am Horizont aufzutauhen drohen, wenn das Entsetzliche nicht nur der Anstrengung des Begriffs entzogen, sondern seine geschichtswissenschaftliche und philosophische Behandlung einem prinzipiellen Ausnahmerecht unterstellt wird und aus diesem Ausnahmerecht dann politische Geltungsansprüche für die Gegenwart abgeleitet werden.
- 5 Der jüdische Gelehrte und Philosoph Hermann Cohen entwickelte in seinem Spätwerk eine Religionsphilosophie, in der das Leiden im allgemeinen und das Leiden Israels im besonderen einen sittlichen Wert bekamen. Die Theodizee bestand darin, daß das Leiden das Mitleid hervorrief und in diesem erst die Zuwendung zum Du, ja seine Entdeckung, und damit die Aussicht auf eine messianische Zukunft der ganzen Menschheit bewirkte. Vgl. sein posthum erschienenes Buch: Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums, 2. Aufl. Berlin 1928, 19ff., 160ff., 266ff., 312 und passim.
- 6 Wörtlich »Empfang«; die jüdische Mystik des Mittelalters, deren literarische Zeugnisse in diesem Jahrhundert von G. Scholem neu entdeckt und herausgegeben wurden.
- 7 Bei E. Wiesel, G. Scholem und seiner Jerusalemer Schule (J. Dan etc.).
- 8 Wörtlich »Rückkehr in Buße«; eine jüdisch-orthodoxe Erweckungsbewegung, die besonders nach dem Libanonkrieg von sich reden machte.
- 9 Die eingangs zitierte reformierte Liturgie ist ein Beleg für die mystischen Einflüsse im liberalen israelischen Synagogenverband.
- 10 Die Erzählungen Elie Wiesel kreisen um dieses Thema einer kabbalistischen Verarbeitung der Geschehnisse.
- 11 Ein Dokument dieser Stimmung ist der »Zeugnis für Zynismus und Heuchelei« überschriebene Artikel in der *Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung* vom 15.1.1988.
- 12 In der israelischen Zeitschrift *HaOlam HaSe* vom 23.12.1987 (7, 36) findet sich ein Augenzeugenbericht von den Unruhen in Gaza. Der arabische Rechtsanwalt Al-Kidra äußert sich folgendermaßen: »Ich will die Israelis fragen, wie sie dem zustimmen können, daß die Regierung den Palästinensern so etwas antut. Wie können sie zulassen, daß den Palästinensern angetan wird, was sie in der Schoah erlebten. (...) Warum sagt das Volk in Israel der Regierung nicht, daß man das palästinensische Volk nicht ausrotten kann, trotz dieser Methoden? Hitler wollte das jüdische Volk ausrotten und hatte dabei keinen Erfolg. Denken die Israelis, sie können das palästinensische Volk eliminieren?«
- 13 In der Ausgabe vom 23.4.1987 (anscheinend wußte Nolte nichts von der politischen Tendenz dieser Zeitung); Übersetzung in: Ernst Nolte, Das Vergehen der Vergangenheit, Frankfurt/M. 1987, II5ff., ein Interview von Ernst Nolte in *HaAretz* vom 17.4.1987 findet sich in deutscher Übersetzung in *Israel & Palästina*, Sonderheft 13, 11ff.; ebenso in: Ernst Nolte, a.a.O., 90ff. dort auch weitere israelische Reaktionen.
- 14 Nach Mitteilung von Joshua Sobol am 7.2.1988 in Tübingen.
- 15 Diner weist eine große Nähe zu den Überlegungen des Jerusalemer Philosophen Emil L. Fackenheim auf; vgl. ders. *To Mend the World. Foundations of Future Jewish Thought*. New York 1982.

Literaturverzeichnis

- Diner, Dan, 1987: Zwischen Aporie und Apologie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus. In: ders., *Ist der Nationalsozialismus Geschichte?* Frankfurt/M.
- Eilam, Jigal, 1978: *Mahason LaMedina*, Beajot Merkasiot BeToledot HaZionut, hrsg. v. Israelischen Verteidigungsministerium. Tel Aviv
- Frieden, Herbert, 1986: Eine Debatte unter Deutschen. In: *Frankfurter Rundschau* v. 14.11.1986
- Friedländer, Saul, 1986: *Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus*. München
- Pearlman, Moshe, 1964: *Gespräche mit Ben Gurion. Erfahrungen, Erinnerungen und Erkenntnisse*. München
- Wiesel, Elie, 1987: *Qui êtes-vous?*, hrsg. v. Brigitte-Fany Cohen, Lyon

Feminismus im Argument



Frauenbewegungen in der Welt Band 1: Westeuropa

Hrsg. Autonome Frauenredaktion

Der erste Band der *Frauenbewegungen in der Welt* soll Auskunft geben über die Geschichte und Gegenwart der westeuropäischen Frauenbewegungen, über ihre Ziele und Bündnisse, über das Verhältnis zu anderen politischen Gruppen und gegenüber dem Staat. Die Autorinnen analysieren die verschiedenen Strömungen innerhalb der jeweiligen Frauenbewegung und berichten von der Entstehung von Frauenkultur und Frauensolidarität. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der weltweiten Frauenkämpfe werden erkennbar.

AS 150, 176 S., DM 18,50/
15.50 für Stud.

Kornelia Hauser (Hg.)

Viele Orte. Überall?

Feminismus in Bewegung

Festschrift für Frigga Haug



Viele Orte. Überall?

Feminismus in Bewegung
Festschrift für Frigga Haug
Hrsg. von Kornelia Hauser

Frigga Haug arbeitet an zwei Bereichen: Arbeit und Produktivkraftentwicklung sowie individuelle Vergesellschaftung und die empirische Untersuchung von Frauenformen. Diese Themen strukturieren das Buch. Die sozialistisch-feministischen Autorinnen kommen aus verschiedenen Ländern und sind sich nicht immer einig über die besten Wege zu veränderter Theorie und Praxis. Die Verschiedenheit zeigt auch die Gleichheit ihrer Leidenschaften: Sie alle wollen das Gegebene nicht hinnehmen.

»Ein Buch zum Streiten und Lernen«. *rote blätter*

256 S., br., DM 24,—

Argument

Nora Astorga — eine christliche Revolutionärin aus Nicaragua

Ein postumes Selbstporträt

»Als ich in die Frente eintrat (= Frente Sandinista de Liberación Nacional, FSLN), hatte ich romantische Vorstellungen von der Guerilla, fast wie aus einem Film. Ich wollte so etwas wie eine *Tania Guerrillera* sein. Heute lache ich darüber. Ich war eine Rebellin ohne Grund. Ich war gegen alles, nur um dagegen zu sein.«

Einige Wochen vor ihrem Tod, als alle Welt in Nicaragua wußte, daß Nora Astorga Krebs hatte, führte das »Instituto Histórico Centroamericano« mit ihr ein langes, freundschaftliches Gespräch. Es wurde kein Interview daraus, sondern die autobiographische Erinnerung einer Frau, die in den Tagen der sandinistischen Revolution und zuletzt bei den Vereinten Nationen, wo sie ihr Land als Botschafterin vertrat, ihre Spuren hinterlassen hat.

Mit 19 Jahren war ich sehr selbstzufrieden. Deshalb werde ich immer so viel Zuneigung für Oscar Turcios empfinden. Er brachte mich in die Frente. Er war fähig, die Fassade aus Selbstzufriedenheit und Liberalismus zu durchschauen und andere Dinge in mir zu sehen. Und er half mir, diese Dinge zu entwickeln. Aber man muß zurückblicken und sehen, wie alles angefangen hat. Wenn man daran denkt, was man alles so gemacht hat ... manchmal tue ich das gern.

Von klein auf hat mir meine Großmutter sehr geholfen. Sie brachte mir einige Grundsätze bei, die für mich noch heute Werte darstellen. Sie sagte: »Beurteile die Leute nicht nach dem, was sie besitzen, sondern nach dem, was sie wert sind.« Das heißt, man muß immer versuchen, in das Innere einer Person zu sehen, statt bloß auf die Äußerlichkeiten zu achten. Ich habe viel von ihr gelernt. Ich habe auch von meinem Vater gelernt, der beim Militär war, als Nationalgardist Somozas. Von ihm habe ich das Negative gelernt. Von seinen Ideen war ich so schockiert, daß es mir half, meine eigenen zu klären, und das hat mich gestärkt.

Ich war elf Jahre in einer Nonnenschule. Trotz aller Fehler, die diese Nonnen hatten, die mich erzogen (Karmeliterinnen) — sie hatten auch die großartige Fähigkeit, uns an eine Wirklichkeit heranzuführen, die anders war als die, die wir in unserem sozialen Umfeld erlebten. Von klein auf waren wir in die Armenviertel von Managua gegangen, hatten dort den Katechismus gelehrt und waren so mit einer Realität zusammengekommen, die nicht die unsere war: Das hat bei mir eine ziemliche Beunruhigung über die sozialen Verhältnisse ausgelöst. Die Nonnen haben mir zum ersten Mal die Augen geöffnet für eine Wirklichkeit, die ich nicht kannte.

Wie alle Mädchen, die diese Art von Aufgaben erfüllen, habe auch ich sie als christliche Nächstenliebe, sozusagen als Mission gelebt. Daraus entstanden Fragen an die Politik, an die sozialen Verhältnisse, und ich begann, die Welt, in der ich lebte, in Frage zu stellen. Ich kam von meiner Arbeit in den Elendsvierteln, von meiner »Mission«, wie wir sagten, und mein Vater versuchte mir nachzu-

weisen: »Ihr seid Kommunisten.« — »Aber was ist das?« sagte ich, »ich weiß nicht, wovon Du redest.« Ich hatte überhaupt keine, sagen wir, marxistische Vorstellung, nicht einmal eine politische. Ehrlich gesagt, hatte ich weder damals noch danach, als ich schon bei der Frente war, irgendeine marxistische Ausbildung. Ich studierte den Sandinismus und seine Werte, ich studierte die Wirklichkeit, um von ihr Antworten zu bekommen, aber ich habe nicht Marxismus studiert. Später wollte ich etwas lesen, wollte besser verstehen, aber es gab keine Gelegenheit mehr dazu. Was den Marxismus angeht, so ist meine Unwissenheit ziemlich groß.

Nachdem ich elf Jahre auf einer katholischen Schule gewesen war, studierte ich an katholischen Universitäten, was einen sehr großen Einfluß auf mein Leben hatte. Es passierte nämlich folgendes: Beim ersten Universitätsstreik und bei der ersten Kirchenbesetzung ging ich in die Schule, um von den Schülerinnen und den Nonnen Unterstützung zu bekommen, aber sie sagten mir: »Das haben wir Dir nicht beigebracht.« Und sie warfen mir vor, keine »gute Karmeliterin« zu sein. Sie ziehen einfach nicht die Konsequenzen aus dem, was sie lehren. Dennoch werde ich immer die Zuneigung zu ihnen bewahren. Meine wichtigsten Werte schulde ich ihnen ... und meine größten Deformationen.

Mit 16 begann ich, in der Konservativen Partei eine Möglichkeit für Veränderung zu sehen. Ich begann, mich in den Wahlkampf für Fernando Agüero einzumischen. Das brachte mir zu Hause ziemliche Probleme ein, denn meine ganze Familie ist liberal: mein Großvater, ein liberaler General, mein Vater, ein Liberaler des Somoza-Militärs. Und ich entschied mich, konservativ sein zu wollen. Am Tag des Verrats von Agüero, als es die Demonstration für diesen Herrn gab, die mit so vielen Toten endete, war ich ganz in der Nähe. So viele Leute, die ich kannte, so viele Freunde, die geschlagen, gefangen genommen wurden ... An diesem Tag spürte ich den Verrat Agüeros am eigenen Leibe, und ich sagte mir: Das hier wird kein einziges Problem lösen. Mein Vater hatte damals eine wahnsinnige Angst meinerwegen, und er sagte, ich sei verrückt und »vollkommen unverantwortlich«. Und er beschloß, mich in die Vereinigten Staaten zu schicken, denn »dadurch wirst Du wieder zu Dir kommen«.

Die Jahre 1967 bis 1969 verbrachte ich in den Vereinigten Staaten. Ich entschloß mich, Medizin zu studieren, weil ich dachte, das sei ein Beruf, der es mir ermöglichen würde, für soziale Veränderungen zu arbeiten. Das war Wahnsinn. Ich war unfähig, auch nur ein Tierchen zu sezieren. Ich litt. Wie sollte ich jemals ein Messer an einen Menschen ansetzen? Ich ging in ein Krankenhaus und fühlte mich so schlecht ... ich konnte mit dem Schmerz der Menschen nicht umgehen. »Suchen Sie sich einen anderen Beruf«, sagte mir eines Tages ein Tutor, und ich fühlte mich erleichtert.

Ich war in Washington, als sie Martin Luther King umbrachten. Die Reaktion der Schwarzen werde ich nie vergessen können. Was mir in den Vereinigten Staaten am meisten auffiel, waren die Gegensätze und vor allem der Rassismus: Ein Rassismus, wie ich ihn in Nicaragua nie kennengelernt habe. Mein Bewußtsein wurde geweckt. Ein Bewußtsein darüber, daß nicht nur in meinem eigenen Land die Dinge schlecht liefen, sondern daß irgendetwas überall ziemlich schlecht lief.

Was ich über Sandino wußte, hatte ich in meiner somozistischen Familie gelernt. Über Sandino erzählte man mir immer nur aus der Sicht der Gringos: Der Bandit, der die Kooperativen im Norden dem Erdboden gleich gemacht hatte. Das war mein Gepäck. Um den wahren Sandino kennenzulernen, las ich als erstes *El pequeño ejército loco* (Das kleine verrückte Heer) von Gregorio Selser.

Es war Alfonso García, ein Freund einer Schulfreundin, der mich ansprach und für die Frente gewann. Später, auf der Universität, als ich schon Jura studierte, war es Carlos Agüero. Als ich in die Frente eintrat, arbeitete ich mit Oscar Turcios zusammen, einem Mitglied der Nationalen Leitung, der damals zwischen Managua und León pendelte. Er war der erste, der für mich verantwortlich war. Und meine erste Aufgabe in der Frente bestand darin, Kurier von Oscar zu sein, ihn zu fahren und ihm sichere Unterkünfte zu suchen. Oscar brachte mir bei, wie entscheidend die »Ameisenarbeiten« sind, die man nicht sieht.

Carlos Fonseca kannte ich kaum. Ich habe ihn nur einmal gesehen. Aber seine Werte und sein Beispiel waren in der Frente immer lebendig. Wir sahen ihn zwar nicht, aber er war trotzdem mitten unter uns. Unsere Wegweiser für das Leben, unsere Vorbilder, unsere politischen Lehren stammten von Carlos. Es gab einige Schriften von ihm, aber mehr als aus den Schriften lernten wir aus dem, was uns zu Ohren kam. Seine Führungsrolle war unumstritten.

Nach der ersten Kirchenbesetzung 1972 lernte ich Jorge kennen, und nach drei Monaten heirateten wir. Es begann eine Zeit, in der ich mich weniger aktiv beteiligte. Die Ehe dauerte vier Jahre. Sie half mir, mich zu entwickeln und reifer zu werden, aber 1976 trennten wir uns. Es funktionierte nicht mehr. Die Scheidung ist schon eine sehr wichtige Entscheidung im Leben. Ich begann zu suchen. Was wollte ich aus meinem Leben machen? Sollte ich weiterhin Angestellte in einer Firma bleiben, mit gutem Einkommen, einer guten Position? Die Unruhe kam von Neuem. Und diese Unruhe ging aus von dem Beispiel engagierter Leute: von Oscar, der 1973 gefallen war, von Ricardo Morales und José Benito Escobar. Diese Unruhe wurde durch den christlichen Einfluß noch verstärkt. Für mich war das alles eine Lebensfrage. Das Leben kann sich nicht in der Bequemlichkeit erschöpfen, im Geld.

Damals hatte ich mich von allem, was mit der Kirche zu tun hatte, getrennt. Heute habe ich verstanden, daß mein Bruch nichts mit meinem Glauben an Gott zu tun hatte, denn der Glaube ist etwas sehr persönliches, er hängt mit deinen Erlebnissen, mit deiner Geschichte, deinem Leben zusammen. Mein Bruch hatte mit der Haltung der Mehrheit der Priester zu tun, die ich damals kannte. Erst sehr viel später lernte ich, zwischen der Kirche und ihren Repräsentanten zu unterscheiden. Und das verdanke ich vor allem Miguel D'Escoto, der mich dazu gebracht hat, die Fragen neu zu stellen. Er war es und eine ganze Reihe anderer Priester, die sehr engagiert waren. Und so bin ich bis heute. Ich stelle mir Fragen über meinen Glauben an Gott ...

Ich ging zurück zur Frente. Es gab ein Ereignis, das für mich sehr wichtig war: Die Ermordung von Pedro Joaquín Chamorro. Es war nicht sein Tod selbst und alles, was damit zusammenhing, auch nicht, daß ich ihn gekannt hatte. Zu sehen, wie die Leute auf die Straßen stürzten und zu fühlen, daß man auf diese Weise keine Diktatur besiegt — das hat mich geprägt. Ich begriff schließlich, daß der

bewaffnete Kampf die einzige Lösung war, daß man einem Gewehr nicht mit einer Blume entgegentreten konnte. — Danach kam die Gelegenheit zur Operation »Perro« (Hund).*

Drei Monate später schickten sie mich zur Guerilla. Dort übernahm ich die politische Verantwortung für eine Einheit. Und ich mußte kämpfen lernen. Davon hing das Leben Nicaraguas ab. Ich war dort eher Schülerin als Lehrerin. Und die mir etwas beibrachten, waren Bauern. Was ich theoretisch wußte, war in ihnen bereits lebendig.

In jener Zeit mußte ich meine Höhle mit Gaspar García Laviana teilen. Bis dahin hatte ich ihn als Militärpriester, als Guerilla-Priester gekannt. Er wurde hier zu einem Genossen und Freund. Ich ging damals mit meinem dritten Sohn schwanger. Ohne paternalistisch zu sein, haben alle für mich gesorgt. Ich erinnere mich, daß Gaspar mir einmal sagte: »Es kann sein, daß ich den Sieg nicht mehr erlebe. Aber wenn Du anfängst zu weinen, wenn ich sterbe, werde ich sehr ärgerlich werden. Das einzige, was ich Dir erlaube, ist, daß Du von Zeit zu Zeit ein paar Blumen bringst, sie müssen aber von der Wiese sein. Und keine Tränen, denn ich werde immer bei unserer Sache sein.« Bei seinem Tod konnte ich nicht weinen. Zwei Jahre später ging ich mit meinem Sohn nach Tola, wo Gaspar Pfarrer gewesen war. Und ich weinte. Ich weiß nicht, wieviele Stunden ich weinte. Ich weiß, daß es Gaspar nicht gefallen hätte, daß ich weinte, aber ... es war auch ungerecht von ihm gewesen, mir diese Anweisung zu geben. In der Süd-Frente habe ich an verschiedenen Kämpfen teilgenommen. Später war ich Schütze in der Einheit von Morteros und dann eine einfache Kämpferin. Die Nähe des Todes lehrt vieles. Jetzt ist der Krieg ganz anders als zu der Zeit, in der ich ihn erlebte, aber mit etwas Übung wäre ich natürlich jederzeit bereit, wieder zu kämpfen. Wenn die Gringos kommen, werde ich wieder kämpfen. Gegen sie.

Am 19. Juli 1979 war ich in San José. Mein Sohn war im April geboren worden und nach der Schwangerschaft hatte man mich nach Costa Rica gebracht, um Öffentlichkeitsarbeit zu machen. Ich kehrte umgehend nach Nicaragua zurück. Aus der ersten Phase der Revolution habe ich am stärksten das Gefühl der Freiheit bewahrt. Ein Jahr oder anderthalb Jahre lebten wir so, daß nicht einmal das Essen oder Schlafen irgendetwas mit dem Essen oder Schlafen vorher zu tun hatte. Zuerst arbeitete ich eine Woche lang als stellvertretende Justizministerin: von Juli bis Oktober war ich verantwortlich für die Finanzen des gerade gegründeten Heeres. Wir hatten nichts. Später machten sie mich zur Staatsanwältin bei den Prozessen gegen die Somoza-Anhänger, die gefangen genommen worden waren. Ein Jahr und zwei Monate habe ich das gemacht. Ich mußte nicht nur die Anklage gegen die Somoza-Anhänger erheben, ich war auch für ihre Freilassung ohne Gerichtsverhandlung verantwortlich, wenn wir irgendeinen Verdienst, irgendeinen Grund entdeckten.

* Nora Astorga wollte keine Einzelheiten über die Operation »Perro« geben, die dem General der Nationalgarde Pérez Vega galt. Sein Tod machte Nora berühmt und diente den USA 1985 als Ausrede, sie nicht als Botschafterin Nicaraguas zu akzeptieren. In dem Buch *»Todas estamos despierta«* (Wir sind alle wach) berichtet Margaret Randall über dieses allgemein bekannte Ereignis. («Das allgemein bekannte Ereignis», auf das sich der Hinweis bezieht, war dieses: Nora Astorga, die eine sehr schöne Frau war, diente in der Operation »Perro« als Köder. Sie lockte den General Pérez zu einem Rendezvous, bei dem er von einem sandinistischen Kommando getötet wurde.)

In der Phase der revolutionären Rechtsprechung bearbeiteten wir 6000 Fälle. 1200 bis 1400 ließen wir ohne Gerichtsverhandlung frei. Die Mehrheit der verurteilten Somoza-Anhänger wurde zu fünf Jahren verurteilt. 11 Prozent bekamen Strafen zwischen fünf und zehn Jahren. Und die Höchststrafe von dreißig Jahren wurde in 12 oder 15 Prozent der Fälle verhängt. Ich sage nicht, daß wir keine Ungerechtigkeiten begangen hätten. Es ist schwierig, hundertprozentig gerecht zu sein, aber wir haben ungeheure Anstrengungen unternommen, es zu sein. Unser Volk ist nicht nachtragend. Bei uns gibt es vor allem Liebe und Großzügigkeit. Von den Gerichten kam ich hierher, um fünf Jahre in der Staatskanzlei zu arbeiten. Hier habe ich von Miguel gelernt, von Daniel, Victor, Hugo ... von allen Diplomaten. Nach und nach gefiel es mir, weil ich merkte, daß die Diplomatie nichts weiter als ständiges Verhandeln ist. Als Anwältin hatte mir das am besten gefallen. Vor kurzem sagte Marlene Chow zu mir: »Du hast immer gesagt, was Du denkst und immer in der Form, in der es Dir gerade einfiel. Wie kannst Du Diplomatin sein?« Und es ist so, daß ich weiterhin sage, was ich fühle. Der große Vorteil, Nicaragua zu vertreten, besteht darin, daß dies eine Revolution mit Prinzipien ist, die ihre Außenpolitik auf diesen Prinzipien gründet; deswegen muß Du niemals lügen, statt der einen Geschichte eine andere erzählen, Dich verstellen. Ich glaube, nur wenige Diplomaten haben diese Möglichkeit. Der Contadora-Prozeß hat mich begeistert. Ich war zu Beginn und während seiner ersten Phase dabei. Später, als ich schon in die Vereinten Nationen übergewechselt war, habe ich weiter aus ihm gelernt. Er ist ein Forum für Verhandlungen und eine Möglichkeit, die Realitäten der Dritten Welt kennenzulernen. Unabhängig von den Differenzen, die wir untereinander haben mögen, sind wir alle arme Länder, sind wir alle ausgebeutet worden, haben wir alle Besatzungen erlebt. Deshalb sind wir solidarisch und verstehen uns besser.

Das Wichtigste am Sandinismus ist für mich sein Nationalbewußtsein und sein Antiimperialismus. Und wir sind sehr pragmatisch. Unser Antiimperialismus ist kein Anti-US-Amerikanismus. Er ist die Reaktion eines kleinen Landes, das nicht an das Konzept einer »begrenzten Souveränität« glaubt und versucht, seine Souveränität uneingeschränkt auszuüben, ohne unter einer Herrschaft von außen leiden zu müssen, nur weil ein anderes Land das Glück hatte, groß, reich und mächtig zu sein. Meine erste Rede im Sicherheitsrat hat mich große Anstrengungen gekostet. Es ist einfach, eine Rede abzulesen. Aber in den Vereinten Nationen zu improvisieren, sich mit Vernon Walters anzulegen ... das ist nicht leicht. Obwohl man immer den Vorteil hat, politisch, moralisch und juristisch im Recht zu sein, aber das befreit nicht von der Angst.

Ich hatte geglaubt, die Vereinigten Staaten zu verstehen und zu kennen. Und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich sie weder kenne noch verstehe. Deshalb studiere ich die Geschichte der Vereinigten Staaten und möchte seine Literatur studieren. Ich sehe da Unterschiede zu uns. Zum Beispiel in bezug auf die Frauen. Unsere nicaraguanische Gesellschaft ist machistisch, das ist klar. In der Frente gibt es Machismo. Aber in der Frente hat man der Frau auch stets die Möglichkeit zur Teilnahme gegeben. Und ich sehe, daß wir keine sexistische Gesellschaft sind. Und das sind die Vereinigten Staaten, eine sexistische Gesellschaft, die auf Grund des Geschlechts diskriminiert ...

Manchmal hätte ich gerne über einige Erfahrungen geschrieben. Man muß sich erinnern. Wir haben die Verpflichtung, alles im Gedächtnis zu behalten, was wir erlebt haben, und uns an alles zu erinnern, was diese Revolution bedeutet. Wenn du vergißt, daß dies eine gemeinsame Geschichte ist, in der schon viele gestorben sind, dann kannst du nicht weitermachen und dich nicht den Schwierigkeiten stellen. Sind Carlos Fonseca, Germán Pomares und all die anderen nicht immer bei uns? Ich glaube, daß die Christen dies sehr gut verstehen können. Klar, wenn ich schreiben würde, müßte es Prosa sein. Ich bin keine Dichterin. Beim Schreiben würde mich mein Volk sehr inspirieren. Das nicaraguanische Volk ist die beständige Quelle meiner Inspiration, und angesichts dieses Volkes sage ich mir: Ich habe nicht das Recht zu ermüden.

Ich war eine Privilegierte. Ich bin geboren, wo ich geboren bin, in diesem einzigartigen Land. Ich traf Menschen, die mir halfen zu wachsen. Ich hatte die Möglichkeit, am Kampf gegen die Diktatur teilzunehmen und jetzt am Wiederaufbau und an der Entwicklung einer neuen Gesellschaft. Was will ich mehr? Ich glaube, daß es heute angesichts der schwerwiegenden Einschränkungen keine mit der unseren vergleichbare Realität gibt, in der jede/r von uns eine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft fühlt und sie mit Phantasie und Humor zu erfüllen versucht. Wenn wir nichts haben, machen wir was aus dem Nichts. Dieser Überlebensgeist, der hier herrscht, dieser Wille, das bißchen, was wir haben, unter so harten Bedingungen zu verteidigen, dieser Kampfgeist der Leute, diese Großzügigkeit, diese Brüderlichkeit — das alles macht mich stolz, Nicaraguaneerin zu sein.

Aus dem Spanischen von Nora Rätzhel

WELTBANK
Dritte
Welt
ZEITSCHRIFT Schuldenkrise

Bezahlt wird nicht.
W/F Weltbank-Kampagne 72

Sonderheft 3/1988

SCHULDENKRISE und IWF-Kampagne

Die Verschuldung ist kein **MODETHEMA**

- Exemplarisch: **AFRIKA** und **LATEIN-AMERIKA**
- Die **METROPOLLEN** bleiben nicht **VERSCHONT**
- **ALTERNATIVEN** zur Verschuldung
- **DOKUMENTATION** von Lösungsansätzen
- Aufruf der **IWF/WELTBANK-Kampagne**
- **BÜCHER, MATERIALIEN** und **AKTIONEN** zum Thema

36 Seiten (DIN A 4) 2,50 DM
33% RABATT ab 10 Exemplaren

Vorauszahlung in Briefmarken
2,50 DM + 0,60 DM Porto bei Bestellung eines Exemplares

Erhältlich im Einzelnen
und alternativen Buchhandel oder direkt bei:

DRITTE-WELT-LeserInnen-Service, Gottesweg 54, 5000 Köln 51
Fordern Sie ein kostenloses Probeheft der monatlichen Ausgabe an.

Susanne Kappeler

Pornographie: Rassismus der Darstellung*

Obwohl Feministinnen die Pornographie in neuer Form zum Thema gemacht haben, dominieren in der öffentlichen Debatte — trotz ihrer Vielseitigkeit — Argumentationstendenzen, die auf vertraute Positionen zurückgehen, mit den feministischen Begriffen jedoch nichts zu tun haben. Wird zwar fast einmütig zugestanden, Pornographie sei ein Ausdruck des Patriarchats, so wird in der Folge kaum mehr weiter auf die Begriffe der Patriarchatsanalyse eingegangen und z.B. problemlos von »der Sexualität« oder »der Lust« bzw. Lustfeindlichkeit gesprochen, als handele es sich bei Lust und Sexualität um allen gemeinsame, weder vom Geschlecht noch von sonstigen Faktoren abhängige Größen. Oder wir hören, es sei nun an der Zeit, uns nicht weiter auf dieses gesellschaftliche Machtverhältnis zu fixieren, als brauchten wir es nur abzulegen, um es sogleich zum Verschwinden zu bringen. Unser fixierter Blick, nicht die konkreten, materiellen Verhältnisse, würde uns den Zugang zur Befreiung versperren. Hinter den vielfältigen Argumenten gruppieren sich alte Gegensätze in traditionellen Stellungen: Gegen die Pornographie waren doch schon die Konservativen, also sind wir als Linke dafür; gegen die Pornographie waren doch schon die alten Prüden, also sind wir als sexuell Befreite dafür; Gegner der Pornographie sind doch für Zensur, also sind wir als Zensurgegner für Pornographie.

Die feministische Kritik hat die Pornographie-Debatte mit einem neuen Begriff eröffnet, indem sie von Frauen als einer identifizierbaren Interessengruppe spricht. In der Geschichte der Pornographie und der dazugehörigen Gesetzgebung ist dies ein Novum, denn dort war überwiegend von »gesundem Volksempfinden« oder, wie in England, von sogenannten »vernünftigen Leuten« die Rede sowie von nicht näher genannten Konsumenten. Feministinnen haben gezeigt, wie Frauen als Frauen von Pornographie betroffen werden. Was aber als Kritik begann, wird als Verbot diskutiert und mit eingeölgten Argumenten in eine Zensurdebatte umgebogen, in der wir uns schon auskennen. Kaum ein Artikel, den ich gelesen habe, setzt sich ernsthaft mit dem radikal neuen Vorschlag der *Emma*-Gesetzesinitiative auseinander, Pornographie unter dem Blickwinkel der zivilen Rechte der Frau zu betrachten. Freilich wird hier die juristische Lösung privilegiert und darüber die Analyse vergessen. Erst wenn wir uns einmal geeinigt haben, was Pornographie ist und was wir genau an ihr beanstanden, wird es überhaupt sinnvoll, Strategien zu diskutieren. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß auf das Wort »Pornographie« wie ein Pawlowscher Reflex das Wort »Zensur« folgt. Als ich z.B. während eines Kunsthistoriker-Kongresses ein klassisches Bild analysierte, das die Vergewaltigung Lukretias durch Tarquinius darstellt, wurde ich entrüstet gefragt, ob ich denn nun auch die klassische Kunst zensurieren wolle. Ich hatte Zensur gar nicht erwähnt, sondern gewisse Strukturen der

* Vortrag, gehalten auf der Westberliner Volksuniversität, Pflingsten 1988. Die Thesen entstammen dem im Herbst 1988 beim Verlag Frauenoffensive erscheinenden Buch *Pornographie — Die Macht der Darstellung*.

Darstellung und der kunstkritischen Argumentation als pornographisch identifiziert. Ich möchte daher von Anfang an betonen, daß es mir hier nicht um Zensur geht, wenn ich von Pornographie spreche.

Pornographie ist nicht ein Ding dort draußen, über das wir uns alle gemeinsam unterhalten. Pornographie wird als Begriff durch bestimmte Diskurse auf verschiedene Weise konstituiert. Fast unweigerlich mündet die Diskussion immer wieder in die klassische Einsicht, es sei schwierig oder gar unmöglich, Pornographie zu definieren. Unsere Aufgabe ist aber nicht, »Pornographie« — das nicht-existente Ding dort draußen — zu definieren; vielmehr gilt es, uns über die impliziten, unausgesprochenen Definitionen, die dem Begriff je nach Gebrauch zugrunde liegen, klar zu werden und sie voneinander zu unterscheiden. Erst dann werden wir verstehen, mit welchen anderen gesellschaftlichen Phänomenen sie verknüpft ist, welchen Interessen sie dient und welche Argumente sie ermöglichen, stützen und verteidigen; oder, anders gesagt, mit welchen Argumenten und Fachgebieten sich die Kritik auseinandersetzen muß, um die Pornographie überhaupt zu erfassen.

Sofort fällt auf, daß für die einen Pornographie eine Sparte der Kultur ist, wenn auch der sogenannten Trivial- oder Massenkultur, während sie für die anderen eine Sache der Sexualität ist. Traditionelle Zensurbeflissene verstehen Pornographie als Darstellung sexueller Inhalte, deren »Deutlichkeit« oder »Anschaulichkeit« Anstoß erregt. Die zunehmend liberalen Gesetzgeber wiederum stellen heute vorwiegend die Frage, ob zwischen Pornographie und sexuellen Gewaltverbrechen ein kausaler Zusammenhang bestehe: für sie ist Pornographie die Darstellung *krimineller* sexueller Handlungen. Ein breites Oppositionsspektrum, viele Frauen mit inbegriffen, schließt sich dieser Sichtweise an und beanstandet nicht mehr die Deutlichkeit, sondern die Gewalttätigkeit der Inhalte. Bei aller Vielfalt wird aber keineswegs zwischen den Definitionen unterschieden oder auch nur explizit auf sie eingegangen. Vielmehr springt die öffentliche Debatte, bei Befürwortern wie Gegnern, von einer Definition zur anderen, vor allem dann, wenn ein in die Ecke getriebenes Argument sich aus dieser herausretten muß, wie z. B. beim obengenannten Kunstkritiker. So ist es üblich, Pornographie und Kunst als sich gegenseitig ausschließende Kategorien zu gebrauchen, wenn etwa gefragt wird, ob ein pornographisches Werk eines großen Künstlers nun Pornographie oder Kunst sei. Zudem habe ich beobachtet, daß Kunst- und Literaturkritiker ein Kunstwerk wohl als pornographisch bezeichnen mögen, es aber dennoch nicht zur Pornographie rechnen — was uns zeigt, daß Pornographie offenbar mehr als nur pornographisch ist. Was dennoch die Pornographie von der pornographischen Kunst unterscheidet, ist, daß sie keine Kunst ist. Das Kriterium für Kunst ist dann meist von der Identität des Autors abgeleitet oder aber von der Auflage des betroffenen Werkes. Ein französischer Zensurbeamter definiert Pornographie folgendermaßen:

»Jedermann weiß, was ein pornographischer Film ist. Keine ausgeprägten Charaktere, nichts als sexuelle Handlungen, und er ist nicht von jemandem gemacht, von dem wir schon gehört haben.«

Ein Film von Oshima, Pasolini oder Fellini mag wohl pornographisch sein, er bleibt aber ein Kunstwerk, von einem Künstler gemacht, und als Kunstfilm ver-

trieben, denn von Oshima, Pasolin und Fellini haben wir ja schon gehört. In Ergänzung dazu meint der englische Philosophieprofessor und Vorsitzende der »Kommission für Obszönität und Filmzensur«, Bernard Williams:

»Es ist sicher etwas Wahres an der Idee, daß massenproduzierte soft-core Pornographie vor allem darum sexistisch ist, weil alles, was massenproduziert ist, sexistisch ist.«

Massenproduktion an sich ist also problematisch oder gar sexistisch, eine limitierte Luxusaufgabe dagegen nicht. In dieser Entgegensetzung ist Pornographie also zur Nichtkunst umdefiniert worden, weshalb dann etwas eben nicht gleichzeitig Kunst und Pornographie, Kunst und Nicht-Kunst sein kann. Es wird in der Folge zum sinnvollen Verteidigungsargument, etwas als Kunst zu identifizieren, das unter dem Verdacht steht, pornographisch zu sein. Die Aufgabe, zwischen Kunst und Pornographie zu unterscheiden, ist vom Zensurbegriff und seinem Anliegen, das eine zu retten und das andere zu verdammen, überlagert. Statt Unterschiede oder Differenzen gibt es nur noch Gegenteile: Pornographie wird als Nicht-Kunst in den Massensektor abgeschoben.

Wenn von feministischer Seite argumentiert wird, daß Pornographie zur Diskriminierung, zur Ausbeutung und zum sexuellen Mißbrauch der Frau entscheidend beitrage, versichern uns die Kultur- und Psychologie-Experten, Pornographie habe mit der Realität gar nichts zu tun: Wir können doch alle — bis auf ein paar Geistekranke — zwischen Phantasie und Wirklichkeit unterscheiden. Wenn sich einer lustvoll an einer Mordphantasie erfreut, so heiße das noch lange nicht, daß er sie auch gleich in Wirklichkeit auszuführen gedenke. Obwohl solch einfältige und idealistische Kategorien in der Kulturwissenschaft sonst nirgends mehr ernsthaft vertreten werden, werden sie in der Pornographiedebatte immer wieder lebendig. Von den materiellen Dimensionen dieser sogenannten Phantasie in Form einer Milliarden-dollar-Industrie und Milliarden von Konsumgütern wird dabei nicht gesprochen. Wir sollen glauben, Pornographie finde einzig in den Köpfen statt oder wo immer die Phantasie angesiedelt sein mag.

Andererseits sprechen z.B. zwei englische Autoren, die über Zensurgesetze und deren Abschaffung in verschiedenen westlichen Staaten berichten, von den Gegnern solcher Zensur als »Gegner sexueller Zensur«. England habe die meisten Pornographie-Zensurgesetze, aber obgleich solches Material in England illegal sei, so heiße das nicht, daß kein Bedarf bestehe. »Die Briten haben ebensoviel Interesse an Sex wie irgend jemand in einem anderen Land, wo solche Bedürfnisse auf legale Weise befriedigt werden können.« Meines Wissens ist aber Sex in England legal: Um welche sexuellen Bedürfnisse kann es sich also handeln, die in England nicht auf legale Weise zu befriedigen sind? Im Handumdrehen sind wir vom harmlosen Phantasiereich der Pornographie ins aktuelle Sexualleben der Engländer hineingeraten. War bei den Kunstexperten Pornographie gleich Nicht-Kunst, so ist bei den aufgeklärten Experten Pornographie gleich Sex. Obwohl die Argumente oft aus dem Kultursektor kommen, und die Frage der freien Meinungsäußerung eine Rolle spielen soll, wird Pornographie verteidigt, als ginge es ans nackte Sexualleben. Das ist immerhin interessant angesichts der Versicherung der Kulturexperten, Phantasie habe mit der Wirklichkeit, also auch mit den Frauen, die sich als Opfer von Pornographie und Sexualvergehen erkennen, nichts zu tun. Damit wäre eigentlich Pornographie für Frauen Phantasie und für Männer Sex.

So wie bei den Kulturexperten der Begriff »Kunst« das Positive verkörpert, so gilt hier »Sex« als das eindeutig Gute, das kein Mensch, der einigermaßen bei Verstand ist, in Zweifel ziehen würde. War »Sex« das klar Dinge, welches bei traditionellen Moralisten nicht anschaulich dargestellt werden durfte, weil es nicht »gut« war, gilt es bei den Progressiven seit der sogenannten sexuellen Revolution als das absolut Positive, das unbedingt dargestellt werden muß. Keine Diskussion über Sexualität, wie sie gesellschaftlich und kulturell konstruiert wird, keine Analyse, was denn eigentlich als »Sex« gilt und für wen. Interessanterweise ist zum Beispiel ein Frauenkörper Sex, eine Brust ist Sex, ein Bein ist Sex, ein Mund ist Sex usw. Ebenso ist anscheinend Vergewaltigung Sex, Verstümmelung, Folterung und Mord, meist weil das Opfer einen Frauenkörper hat. Der Kunstkritiker, der die Vergewaltigung Lukretias als ein erotisches Bild erläutert, welches seiner Ansicht nach nicht Vergewaltigung, sondern sexuelle Schwelgerei darstellt, sagt uns, der nackte Frauenkörper sei ein sexuelles Symbol, das zum Bettzeug gehöre wie die Kissen und die Laken. Und er sagt uns, der Dolch des Tarquinius, bedrohlich über Lukretia gehalten, sei ein sexuelles Symbol: für ihn offenbar ein Vorbote sexuellen Genusses, wenn auch für sie ein Vorbote des Todes. Wiewohl die feministische Kritik schon lange gezeigt hat, daß die kulturelle Rezeption ebenso vom Geschlecht wie von anderen Faktoren ideologisch bestimmt wird, hält der männliche Kunstkritiker seinen männlich-sexuellen Blick auf Lukretia, Bett und Dolch für universal — für einen objektiven Blick auf Symbole von allgemeiner Bedeutung und Gültigkeit.

Ein Hauptfaktor der Pornographie ist das Geschäft — in den USA allein ist es ein Multi-Milliarden-Dollar-Geschäft, größer als die gesamte Unterhaltungs- und Musikindustrie zusammen. Und obwohl sich diese Industrie heute bemüht, ihren Absatz auch auf die Frauenkundschaft auszuweiten, so bleibt sie doch, wie die Prostitution, eine Männersache, die Männerinteressen dient: eine Industrie, die wie alle Industrie, in Männerhänden ist; eine Industrie, die eine Männerkundschaft hat, und eine Industrie, die Frauen prostituiert, industriell wie kulturell. Denn das zentrale Darstellungsobjekt der Pornographie ist die Frau: im soft-core ist sie meist alleiniges Objekt, im hard-core werden ihr Männer und manchmal auch Tiere zugesellt, die ihr Gewalt antun. Industriell sind die Frauen, die Modell stehen in der Herstellung der Pornographie, eine ausgebeutete, nicht organisierte Gruppe von Arbeitnehmerinnen, mit schlechtem Lohn, schlechten Arbeitsbedingungen und ohne Anteil an den Produktionsmitteln und massiven Profiten der Industrie. (Dies ändert sich nicht mit der Erscheinung einiger Alibifrauen, die seit neuem Direktionsposten in Porno-Konzernen einnehmen, wie z.B. die Tochter von Hugh Hefner in Vaters *Playboy*-Imperium oder Debbie Raymond, der Vater Paul Raymond das Heft *Men Only* überlassen hat, oder eben Beate Uhse, die selber den Vater spielt.) Als Feministinnen mit einem Kulturverständnis, das über das Gut und Böse der elitären Kunst hinausgeht, erkennen wir, daß ein Kulturapparat solchen Ausmaßes entscheidend zum Fortbestehen dieser ungleichen Machtverhältnisse beiträgt. Pornographie erscheint uns nicht als isoliertes oder isolierbares Sonderphänomen, sondern als Teil der Kultur, die die Sexualität und die Rolle der Frau in der Gesellschaft konstruiert.

Dem Faktor Geschlecht scheint aber immer noch ein letzter Rest von Natur-

lichkeit anzuhaften, der sich oft einer rationalen Analyse widersetzt. Reden wir z.B. vom Selbstbefreiungskampf der Schwarzen in Südafrika, so trifft das auf sofortige Unterstützung bei der Linken, die sich gern hinter alle Befreiungskämpfe der Welt stellt und auch die komplexen politischen und ökonomischen, nationalen und internationalen Zusammenhänge versteht, die sich hinter der rassistischen Ideologie verbergen. Reden wir hingegen von der Unterdrückung der Frauen und ihrem Selbstbefreiungskampf in unserer Gesellschaft, so bleibt es entweder mäuschenstill, oder es heißt, dies sei doch etwas anderes. Die Gesellschaftsanalyse in den Kollektivbegriffen von Klasse und Rasse schlägt um in ein individualistisches, psycho-sexuelles und sozio-biologisches Mischmasch, wo Mann und Frau sowie ihre obligatorische heterosexuelle Kopulation direkt aus der Natur abgeleitet werden, die uns unsere Gesellschaftsordnung diktiert. Weil sich bei der Kritik der Sexualität und des Sexismus jeder persönlich betroffen fühlt und dies die Politik zu nahe ins eigene Haus bringt, brechen die ideologiekritische Perspektive und der politische Wille zusammen. Daß dem Rassisten sein Verständnis der Beziehung zwischen Weiß und Schwarz genau so natürlich oder gottgegeben erscheint, wie uns das Verhältnis von Männlein und Weiblein, scheint dabei ohne Belang. Auch steckt manchen die Befreiung der Sexualität, die in den sechziger Jahren erstes kulturpolitisches Ziel war, noch so tief in den Knochen, daß die Umstellung auf die Befreiung der Frauen anscheinend eine zu große intellektuelle Anstrengung erfordert. Um diese Barriere zu umgehen, scheint es mir daher dienlich, das Phänomen der Pornographie durch einen Vergleich zu erläutern.

Im Jahre 1984 las ich in der Zeitung einen Bericht über einen Mord in Namibia. Ein junger schwarzer Mann, Thomas Kasire, kommt als Arbeiter auf die Farm des Weißen van Rooyen. Auf Grund des Dialektes, den Thomas Kasire spricht, beschuldigt ihn sein Arbeitgeber, der Namibischen Freiheitsbewegung SWAPO anzugehören. Zwei Tage lang hält er ihn angekettet im Hinterhof. Schließlich wird er getötet, während van Rooyens Trinkgenossen applaudieren und Fotos machen. Der Artikel ist von Bildern begleitet. Eines zeigt eine Nahaufnahme von Kasires blutendem Kopf, ein Ohr halb abgerissen, eine schwere Eisenkette um den Hals, die vom weißen Arm seines Folterers, der ins Bild hineinreicht, gehalten wird. Ein zweites Bild trägt die Unterschrift: »Das Opfer wird gezwungen, die Pose des SWAPO-Grußes [erhobene, geballte Faust] einzunehmen, während ein Freund des Mörders fotografiert.« Der Mörder ist diesmal mit im Bild, den jungen Schwarzen, den er an der Kette hält, weit überragend. Er schaut in die Kamera.

Es handelt sich hier nicht nur um einen rassistischen Mord, sondern gleichzeitig um ein kulturelles Ereignis. Es ist sowohl ein Autor, ein inszenierender Dramaturg vorhanden, wie auch ein Publikum, das Beifall spendet. Und es ist nicht lediglich eine »live«-Performance, es ist auch ein Produktionsprozeß, der kulturelle Produkte abwirft: Bilder, die sorgfältig und bewußt komponiert sind. Das Opfer wird gezwungen, sich zur Schau zu stellen, Posen einzunehmen. Im zweiten Bild stellt sich der Folterer und Dramaturg selbst ins Bild, und nimmt Bezug auf die Kamera — wie ein Fischer mit seinem Fang. Oder wie ein amerikanischer Soldat in Vietnam, der den Fuß auf sein erlegtes Opfer stellt und für die journalistische Kamera posiert, sie nicht nur wahrnimmt, sondern in Komplizenschaft zieht — ihr westliches Einverständnis voraussetzend. Oder wir mögen uns eben

an ein pornographisches Bild erinnert fühlen: eine Frau anstelle des schwarzen Mannes, die beiden weißen Männer unverändert auf ihren Plätzen — im Bild, als Dramaturg und hinter der Kamera.

Die Bilder wurden van Rooyen zum Verhängnis, denn sie waren eindeutiges Beweismaterial. Ohne sie, so fährt der Bericht fort, hätte das Gericht van Rooyen aller Wahrscheinlichkeit nach freigesprochen. Seine Aussagen und die seiner weißen Freunde hätten die Aussagen der schwarzen Zeugen überwogen. »So sicher können sich die Weißen in ihrer herrschenden Stellung im Apartheidsystem sein, daß erstaunlicherweise der ganze Vorfall auf van Rooyens Wunsch fotografiert wurde.« Das Urteil ist jedoch mild — van Rooyen erhält nur sechs Jahre, und zudem wird er kurz nach Antritt seiner Gefängnisstrafe heimlich wieder freigesetzt.

Kunstfachmänner halten sich bei einem Fall wie diesem für nicht zuständig, denn es handelt sich um einen wirklichen Mord. Das Opfer ist wirklich tot. Sie übergeben den Fall den Gerichten, damit diese den Mord bestrafen. Das Fest der Weißen, ihr Partyspiel, bei dem sie die Folterung und den Mord an Thomas Kasire inszenieren und abbilden, wird aber bei der Gerichtsverhandlung übersehen. Die Bilder dienen lediglich als Beweismaterial — ein Glücksfall für den Staatsanwalt. Beim Mord an Thomas Kasire war jedoch die Foto-Session, das Pose-Stehen fürs Bildermachen, ein wesentlicher Bestandteil der Folter — letztlich Todesursache. Für die weißen Männer war das Bildermachen ein wesentlicher Teil ihres Feierns und ihres Mordens.

Diese Form von Gewalt besteht aus zwei Teilen: dem Tun und dem Gefallen daran. Wir nennen es heute allgemein Sadismus. Ist ein Publikum vorhanden, so wird die Folter zur Kunst, der Betrachter zum Kenner und Liebhaber. Van Rooyen, der Zeremonienmeister, tritt beim einen Bild selbst als Folterer auf. Ein weiterer Weißer, van Rooyens Gast, steht hinter der Kamera und ist mit der Gestaltung des Bildes beauftragt. Die beiden Weißen sehen einander an. Der eine im Bild wird aus dem Bild heraustreten und sich zum andern hinter der Kamera gesellen und die Szene betrachten, die sie gestaltet haben. Gastgeber und Gast vermischen sich im Publikum, doch der Gastgeber bleibt der Urheber des Festes, bei welchem sie gemeinsam »feiern«. Das Opfer tritt nicht aus dem Bild heraus, das Opfer ist tot. In diesem Falle tatsächlich, im allgemeinen Fall der Pornographie gewöhnlich nur symbolisch. Denn für das Opfer ist, im Gegensatz zu Kameramann und Autor, in der Welt des geschaffenen Bildes keine weitere Rolle mehr einzunehmen. Thomas Kasire ist tot, aber das Bild von Thomas Kasire lebt weiter, nimmt seinen Platz und seine Funktion in der Gesellschaft ein. Es ist nicht Phantasie, sondern Produkt.

Mit dem Produkt lebt auch die Struktur seiner Produktion und seines Konsums weiter, die prototypisch durch die zwei weißen Männer symbolisiert wird. Der Mann hinter der Kamera hat einen Sichtpunkt geschaffen und eine Zuschauerschaft erzeugt: ein Publikum von weißen Männern allgemein, d.h. eine Klasse mit Rassencharakter, und wir dürfen wohl annehmen, auch mit Geschlechtscharakter. Und der weiße Mann im Bild läuft immer noch frei herum, mischt sich unter die Betrachter, ist austauschbar mit diesen. Zwischen den beiden weißen Männern herrscht Einverständnis. Sie schauen einander an. Der eine ist der Gastgeber, der andere der Gast. Zwischen beiden besteht eine Identifizierung,

eine Solidarität, ein gemeinsamer Zweck, ein geteiltes Verständnis, ein mitgeteiltes Vergnügen, das sie mit den anderen weißen Männern ihrer Gesellschaft teilen. Die Stimmen der Schwarzen in Namibia, die sich mit dem Opfer als einer Rassenklasse, als einer Klasse potentieller Opfer identifizieren, wären von den Stimmen der Weißen übertönt worden. Schwarze sitzen weder im Richterstuhl noch bei der Entlassungskommission noch in den Sitzungszimmern der Presse.

Das Machtverhältnis der Geschlechter gleicht dem der Rassen. In unserer Gesellschaft sind Männer die Besitzer der Farm und die Arbeitgeber. Und sie sind außerdem die Gastgeber: Männer inszenieren die Kultur, in ihrem Interesse und zu ihrer Freude. Sie teilen sich eine gemeinsame Sichtweise, ein solidarisches Einverständnis, einen gemeinsamen Zweck und ein geteiltes Vergnügen mit, wenn sie Blicke wechseln über Frauenkörper hinweg, sie in Bildern festhalten und diese gegenseitig austauschen. Sie schaffen damit ein Publikum, eine Männergesellschaft, in der diese Produkte ihre Funktion haben. Dramaturgen inszenieren die Posen der Frauen, die Handlungen, und manchmal stellen sie sich auch selber mit ins Bild. Die Frau wird im Glücksfall bezahlt und entlassen, hat aber im weiteren Fortleben des Bildes nichts mehr zu sagen, hat weder Funktion noch Rechte. Im Falle von pornographischen Snuff-Filmen, die nun auf Video in amerikanische Haushalte gelangen, steht die Frau auch nicht mehr auf, um aus dem Bild zu treten: sie ist, wie Thomas Kasire, tot. Oder wie im Falle von Linda Marciano, besser bekannt als Linda Lovelace, die dem Tod noch entkam, aber unter Waffenbedrohung genötigt war, im Film *Deep Throat* ihre berühmteste Rolle zu spielen, ist sie machtlos, den Film aus dem kommerziellen Umlauf zu ziehen (z.Zt. in West-Berlin). Sie hat keinen Anspruch auf den Film und keinen Zugang zu den weiteren Produktionsmitteln, die ihre Degradierung jahraus jahrein einem begeisterten Publikum vorführen. Ebenso wenig haben die Frauen, deren Vergewaltigung gefilmt und als Pornovideo vertrieben wird, eine Möglichkeit, gegen diese Pornographie, und nicht nur gegen ihre Vergewaltigung zu klagen. Denn diese Filme und diese Videos sind vom amerikanischen Obergericht als freie Meinungsäußerung geschützt. Die Stimmen der Frauen, die für die Opfer der Pornographie sprechen, die sich als Geschlechtsklasse, als potentielle Opfer, mit dem Opfer identifizieren, werden von den Stimmen der Männer, der Pornographen und ihrer Kundschaft, übertönt. So sicher sind sich die Männer ihrer herrschenden Stellung im System des Patriarchats, daß erstaunlicherweise die sexuelle Ausbeutung und Unterwerfung der Frauen durch die Männer auf Wunsch von Männern ständig dargestellt wird.

Es geht aber nicht nur um diese Produkte, wie z.B. den Film *Deep Throat* oder die Videos von tatsächlichen Vergewaltigungen oder die Pornographie mit Kindern. Sich auf diese zu beschränken, käme dem Reflex des Kunstexperten gleich, der die Bilder als dokumentarisches Material an das Gericht abgibt, um die kriminelle Tat zu ahnden. Wäre Thomas Kasire nicht gestorben, sondern letztlich entlassen und an die Arbeit zurückgeschickt worden, so hätte es keine Gerichtsverhandlung gegeben, und in den Augen der herrschenden Gesellschaft Namibias wäre kein Verbrechen geschehen. Ohne Leiche als erhärtendes Beweismaterial würden die Bilder einfach zu Kultur, Phantasie, Fiktion, freier Meinungsäußerung.

Die feministische Kritik der Pornographie erkennt in dieser eine kollektive Machtausübung der Männer und eine kollektive Erniedrigung und Demütigung der Frauen. Es handelt sich nicht um eine Privatangelegenheit zwischen dem spezifischen Pornographen und seinem Fotomodell. Es geht weniger um die Person des Fotomodells, als um ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht. Die Macht des Pornographen ist gestützt durch die gesellschaftliche Macht, die Männer kollektiv über Frauen haben. Die Abbildung, ihre Auflage und Verbreitung in der Gesellschaft machen das anschaulich. Die männlichen Konsumenten, wie die Gäste van Rooyens, feiern eifrig mit. Kaum einem käme es in den Sinn, die Partei des Opfers zu ergreifen und dem Gastgeber Einhalt zu gebieten. In der Öffentlichkeit in Namibia wie in der Öffentlichkeit bei uns ist das Tun der Bildermacher, ihre kollektive Erniedrigung der Frau zum Sexual-Spielzeug der Männer unbedeutend, nichtig, nicht der Rede wert, kein Argument. Vor zehn Jahren erhob die feministische Zeitschrift *Emma* Klage gegen den Stern, weil dessen Titelbilder die Würde der Frau verletzen. Das Gericht wies die Klage mit der folgenden Begründung zurück:

»Um die Frauen als Gesamtheit durch eine Gesamtbezeichnung bzw. Gesamtdarstellung derart kränken und herabsetzen zu können, daß die Kränkung jede Frau unmittelbar trifft, müßte diese Personenmehrheit so aus der Allgemeinheit hervortreten, daß dieser Kreis der beteiligten Einzelpersonen deutlich umgrenzt ist. Das ist bei den Frauen nicht der Fall ...«

Jede Frau weiß, daß sie als Frau ständig aus der Allgemeinheit hervortritt, daß sie von dieser Allgemeinheit als nicht-allgemein, nämlich weiblich, definiert wird, daß ihre Weiblichkeit sie derart kennzeichnet, daß diese an erster Stelle kommt, was immer sie auch sonst noch charakterisieren mag. Als Schweizerinnen die Schweizer Militärbehörden anklagten, der Gebrauch von Bildern nackter Frauen als Zielscheibe bei Schießübungen sei eine kollektive Kränkung der Würde der Frau, wies das Gericht die Klage mit der Begründung zurück, nur die einzelne Frau, deren Bild als Zielscheibe diene, könne als Klägerin auftreten. Und sie werde dies wohl kaum tun, fügte der Sprecher bei, denn sie habe ja Modell gestanden. Auf Grund ihrer Rolle als Darstellungsobjekt war sie also so gut wie tot für eine Klage gegen den entwürdigenden Gebrauch des Bildes.

Bei uns, wie in Namibia, sitzen Mitglieder der herrschenden Klasse auf den Richtersthühlen und entscheiden für uns, was eine Kränkung der Würde der Frau ist und was nicht. Die Frauen haben dazu offensichtlich nichts zu sagen. Der Faktor der gesellschaftlichen Machtverhältnisse, der kollektiven Macht der Männer über die Frauen, wird von Männern oder der sogenannten Öffentlichkeit nicht wahrgenommen. Wir erkennen den Faktor der kollektiven Macht der Weißen im Falle Namibias, im Falle Südafrikas, im Falle des Rassismus. Wir wollen ihn nicht erkennen im Falle des Sexismus.

Die systematische Verdinglichung der Frau in der Darstellung bezieht ihre volle Bedeutung aus der Verdinglichung der Frau in der Gesellschaft und in der Geschichte dieser Gesellschaft. Männer sind die Subjekte einer Kultur, in der Frauen als Darstellungsobjekte vorkommen, aber als Subjekte nichts beigetragen haben. Die politische, ökonomische und gesellschaftliche Herrschaft der Männer hat auch dazu gedient, die Kultur zum Vorrecht der Männer zu machen und von den Beiträgen der Frau freizuhalten. Die zwei Bilder aus van Rooyens Kamera

liefern uns Prototypen zur Analyse der Pornographie: das eine zeigt uns eine Handlung der »Victimisierung« (=zum Opfer machen), einen weißen Täter oder sadistischen Herrn sowie sein Opfer. Beim anderen Bild ist jedoch der Täter abwesend, er hat sich aus dem Inhalt des Bildes zurückgezogen. Sein Platz und seine Rolle bleiben jedoch virtuell, hinterlassen ihre Spuren: das schwarze, zum Objekt gemachte Subjekt, das Opfer der Victimisierung, deutet auf die Tat und ihren Täter. Im Namibia-Bild ist diese virtuelle Präsenz des abwesenden Herrn durch den weißen Arm, der ins Bild hineinreicht und die Kette hält, symbolisiert; aber es ist das Bild selbst, mit oder ohne weißen Arm, das den Herrn vertritt oder verrät. — Der Pornograph ist der Sprecher der pornographischen Äußerung, ob er sich inhaltlich darstellt oder nicht. Er kommuniziert mit einem anderen Subjekt, dem Betrachter oder Leser. Er macht die Frau zum Objekt und zum Opfer für den Betrachter. Ist das Herrensubjekt im Bilde selbst dargestellt, so wird die Frau zweifach verdinglicht: einmal als Opfer der dargestellten Gewalthandlung im Inhalt selbst, und ein zweites Mal als Objekt der Darstellung, als Objekt des Betrachtens. Die erste Verdinglichung ist fakultativ, die zweite ist immer vorhanden, ein grundlegendes Element der Struktur der Darstellung.

In der heutigen Pornographie-Debatte wird den Frauen vermehrt angetragen, doch selber die Rolle des Betrachters zu besetzen, oder selber die Rolle des Pornographen zu übernehmen und Männer zu verdinglichen. Eine solche Austauschbarkeit der Rollen zwischen den Geschlechtern ist indes eine Möglichkeit, die sich in der Gesellschaftsgeschichte nicht verwirklicht hat. In der politischen Realität haften Subjekt und Objekt sehr ungleiche Werte an: die Rolle des Subjekts bedeutet Macht, Handlungsfähigkeit, Freiheit; die Rolle des Objekts Machtlosigkeit, Unterwerfung, Freiheitsentzug. Die beiden Rollen sind nicht gleich begehrenswert. Die Rolle des Subjekts wird deshalb zum Schauplatz eines Machtkampfes. Die Geschichte der Kultur ist unter anderem ein solcher Schauplatz des Machtkampfes um die Stellung des Subjekts. Die Kultur hat dazu gedient, die gesellschaftliche Vorherrschaft des kollektiven männlichen Subjektes darzustellen und zu rechtfertigen. Es geht weniger um die Darstellung von Objekten zum Zwecke der Nachahmung als vielmehr um Selbst-Darstellung als Ausdruck der Subjektivität. Die Kultur, wie wir sie kennen, ist das Selbstbildnis des Patriarchats, das Mittel zum Selbstbewußtsein der Männer. Die kulturelle Darstellungsform ist also nicht nur von Männern gemacht, sondern auch für einen männlichen Betrachter strukturiert. Auch wenn Frauen heute öfters in die Lage kommen, Pornographie mit Männern mitzubetrachten, so ändert das an der »männlichen« sexistischen Bildstruktur nichts. Man könnte einwenden, daß der Kultur seit der rechtlichen Emanzipation der Frauen eine neue Wichtigkeit und Funktion zukommt. Denn mit der neuen politischen Stellung der Frauen als ebenbürtige menschliche Subjekte müßte eigentlich dem Unterdrückungs-, dem Subjekt-Objekt Verhältnis der Geschlechter, ein Ende bereitet sein. Ist der körperlichen *Victimisierung* von Frauen (mit Ausnahme der Ehefrauen) heute theoretisch Einhalt geboten, so dient die Kultur als nützliches Mittel, Frauen ihre Untergeordnetheit ideologisch beizubringen. Die Erniedrigung und Demütigung, welche die Darstellung von Thomas Kasires Wertlosigkeit für diesen selbst und seine schwarzen Mitmenschen bedeutet, bleibt erniedrigend und demütigend

selbst bei gesetzlicher Gleichheitserklärung der Rassen (vgl. die USA). Durften Männer oder Weiße vor der gesetzlichen Emanzipation ihrer Untertanen diese mit Gewalt unterwerfen, so obliegt es den heutigen herrschenden Klassen, ihre Ex-Sklaven, Ex-Kolonialvölker und weiblichen Ex-Besitztümer von ihrer anhaltenden Unterlegenheit ohne offene Gewalt zu überzeugen. Sollten sich die Belehrtten als gute Lehrlinge erweisen, so werden sie in Zukunft ihrer Minderwertigkeit zustimmen und die Überlegenheit ihrer Lehrmeister freiwillig anerkennen. Frantz Fanon nennt diesen Prozeß »kulturellen Imperialismus« und sein Resultat »verinnerlichte Kolonisierung«. Wir sehen diesen Prozeß in der explosionsartigen Verbreitung der Pornographie seit der gesetzlichen Emanzipation der Frauen am Werk, und wir sehen seine Resultate in den heute langsam in Erscheinung tretenden eifrigen Befürworterinnen der Pornographie, den guten Schülerinnen unserer Kulturlehre. In diesem Sinne kann man sagen, daß die *strukturelle* Gewaltausübung der Männer über die Frauen, mittels ihrer fortgesetzten kollektiven Kontrolle der gesellschaftlichen Institutionen inklusive der Kultur, sich gelohnt hat. Die unermüdliche Darstellung der Überlegenheit der Männer und der Minderwertigkeit der Frauen in Sprache und Bild hat ihren bildenden Einfluß auch auf Frauen. Denn die Hauptaussage der modernen Pornographie ist das lüsterne Lächeln der dargestellten Frau, ist die Aussage, daß Frauen ihre sexuelle Ausbeutung und Vergewaltigung erstreben, schätzen und befürworten. Lebte der einfache Sadismus von den Gefühlen seines Opfers, ja, setzte dessen Unwillen und Widerstand geradezu voraus, so spezialisiert sich der fortgeschrittene Sadismus der westlichen kapitalistischen Moderne auf die Vergewaltigung nicht nur des Körpers des Opfers, sondern auch seines Willens. Dies gelingt nur durch die Kontrolle über die Darstellung, mittels welcher der Autor auch den Willen des Opfers selbst erdichtet, inszeniert und darstellt. Als Autor hat er dieses Phänomen auch selbst benannt, als den zum Sadismus komplementären Masochismus. Will er zudem Einfluß über die Darstellung eines einzelnen Opfers auf eine Klasse potentieller Opfer ausüben, so muß er seine Darstellung zum kulturellen Lehrmittel erweitern und die Kulturindustrie kontrollieren.

Am 12. März wurde ein durchsichtiger Plastiksack mit den Armen und Beinen einer ermordeten Frau vor dem Eingang eines Londoner Frauenhauses deponiert. Der Mörder hat nicht nur gemordet; er will auch noch kulturell tätig sein. Er will sich und seine Macht selbst darstellen, und hat ein Publikum im Sinn, das er sich sorgfältig ausgesucht hat. Es ist kein Publikum wie die Gäste van Rooyens, dessen Einverständnis er voraussetzt. Es ist das Publikum seiner Opferklasse, dem er eine Lehre erteilt. Für ihn ist klar, daß zwischen den Frauen seines gewählten Publikums und dem Opfer seiner Gewalttat ein Zusammenhang besteht: er hat nicht einen Menschen ermordet, sondern eine Frau. Seine kulturelle Tat, nicht seine Einzelmord-Tat, zeigt den Zusammenhang einer Klasse, die in ihrer Gesamtheit und durch eine Gesamtdarstellung aus der Allgemeinheit der »Menschen« hervortritt. Und sie zeigt auch einen weiteren Zusammenhang auf, nämlich den zwischen der strukturellen Gewalt der Kultur, die die Minderwertigkeit der Frauen scheinbar harmlos lehrt, und der körperlichen Gewalt, die dahinter wie seit Anfang der Geschichte weiterlauert.

Kongreßberichte

Wege aus der internationalen Verschuldungskrise

Kongreß des Grün-Alternativen Europäischen Bündnisses (GRAEL) in Brüssel, 3. und 4. März 1988

Ca. 30 SpezialistInnen aus Italien, Belgien, Holland, der BRD und Argentinien erörterten alternative Lösungsansätze zur Verschuldungskrise. Die vorbereitende ad-hoc-Arbeitsgruppe des GRAEL hatte sich Mitte letzten Jahres konstituiert, um das europäische Parteienbündnis im Rahmen der IWF/Weltbank-Kampagne aus Anlaß der Jahrestagung im September 1988 in Berlin zu mobilisieren. Leitgedanke war, die europäische Ebene, d.h. die Rolle der EG-Mitgliedsländer in den Internationalen Finanzinstitutionen (IFIs) im Schulterschuß mit den USA und die Politik der europäischen Finanzinstitutionen (Europäischer Entwicklungsfonds, Europäische Investitionsbank etc.) zu analysieren. Die Organisation eines ersten Verschuldungskongresses hat den Einstieg in einen gemeinsamen Austausch- und Diskussionsprozeß der GRAEL-Mitgliedsparteien untereinander (Democrazia Proletaria/Italien, ECOLO und AGALEV/Belgien, Groen-Progressief-Akkord/Holland, die Grünen/BRD) aber auch mit den englischen »Greens« und Aktionsgruppen und NGO-Netzwerken, also den »Kampagnemachern« (FONDAD-Forum on Debt and Development/Holland, TOES — The Other Economic Summit/UK, ICDA-International Coalition for Development Action, TAZ und BUKO), möglich gemacht. Die strikte Aufgliederung der Tagesordnung in einen theoretischen Teil und einen Aktionsteil spiegelt die Intention der Veranstalter wider: ein theoretisch/ideologisches Fundament zu schaffen, um als breites Bündnis über nationale Grenzen hinweg gegen das praktizierte Schuldenmanagement und für eine grundlegende Lösung agieren zu können.

Wie können grundlegende Strukturveränderungen in die Wege geleitet werden? Was ist kurz- und mittelfristig zu tun? Hier blieben die Vorstellungen der Tagungsteilnehmer sehr vage: a) Die Schulden der am wenigsten entwickelten Länder (LLDCs) sind sofort zu erlassen, was aber nicht zu einer Isolation der LLDCs führen darf. b) Dem Credo eines weltweiten Wirtschaftswachstums als Schlüssel zur Lösung wurde eine klare Absage erteilt. Die Forderung nach selektivem Wachstum unter den gesellschaftlichen Vorzeichen von Selbstversorgung und autozentrierter Entwicklung fand allerdings überwiegend positive Bewertung. c) Die Unterscheidung in legale und illegale Schulden, wie sie zuerst von Fidél Castro vorgenommen wurde, erscheint sinnvoll. Einigkeit bestand darüber, daß die illegalen Schulden erlassen werden müssen. Was aber wird mit den legalen, von den Eliten, der nationalen Finanz- und Handelsoligarchie selbst verursachten Schulden (Kapitalflucht)? Wie können diese Gelder wieder eingetrieben und für eine grundbedürfnis- und binnenmarktorientierte Entwicklung einsetzbar gemacht werden?

Immer wieder mischte sich die Kritik an der die Krise mitverursachenden Landwirtschaftspolitik der EG, an den Konsumgewohnheiten der Bevölkerung der Industrieländer, an den bilateralen wie von der EG praktizierten Entwicklungspolitiken mit in die RednerInnenbeiträge. Bislang gibt es aber wenig Informationen und Transparenz über Europas Funktion in dem Schuldenzenario. Kontrovers diskutiert wurden die Forderungen nach einem selektiven Protektionismus, die Schaffung einer europäischen Währungszone/als Chance zur Herstellung eines neuen Gleichgewichts der internationalen Kräfte durch Stärkung der Europäischen Währungseinheit ECU, der zunehmende Technologie- und Biotechnologietransfer vom Norden in den Süden sowie die Position der EG-Mitgliedsländer in GATT-Verhandlungen, IFIs, UNO etc.

Skepsis bestand vor allem gegenüber der von *Pierre Jonkheer* (ECOLO/B) geforderten Stärkung des ECU zwecks Neuverteilung der Macht in der internationalen Währungspolitik. Über einen eigenständigen Zusammenschluß Europas gegen die USA und für eine autonome, uneigennützig Entwicklung der sogenannten »3. Welt« machte sich niemand Illusionen ...

Was tun? Alternative Lösungsansätze müssen die potentiellen Träger gesellschaftlicher Veränderungen hier wie auch in den Entwicklungsländern berücksichtigen. Nur durch ein neues transnationales Bündnis kann ein alternativer Verhandlungsprozeß in Gang gesetzt werden. Diese im ersten Block bereits wiederholt formulierte und begründete Einsicht sollte im zweiten Teil des »Theoretietages« konkretisiert werden: ein internationales Bündnis mit wem, wie, gegen und für was?

Eine von *Claudia von Braunmühl* (Berlin) skizzierte Kurzanalyse der Ursachen, die insbesondere auf den kompensatorischen Charakter der Armutsbekämpfung à la Weltbank (und EG) einging, entfachte eine Diskussion über die Reformierbarkeit oder die Abschaffung dieser Institutionen. Klar war, daß eine stimmenmäßig andere Besetzung der IFIs noch lange kein grundlegender Schritt ist zur Lösung der Krise der internationalen und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, der ökologischen Krise und der Weltwirtschafts- bzw. Akkumulationskrise. Die Frage nach pro und contra Entwicklungshilfe generell stand zwar im Raum, wurde aber nicht beantwortet. *Georg Mc. Robie* (TOES/UK) thematisierte die Umwandlung der Auslandsschulden in nationale Entwicklungsfonds zum Neuaufbau eines Binnenmarktes, der an den Grundbedürfnissen der Bevölkerung orientiert ist. Damit war die Frage nach der Entscheidungsgewalt über solchermaßen dezentral einzusetzende, freigewordene Gelder und deren demokratische Kontrolle aufgeworfen. Einigkeit herrschte schließlich darüber, daß Schuldenerlaß als Ausgangsprämisse für internationale Verhandlungen zur Lösung der Schuldenkrise mit flankierenden Maßnahmen verbunden sein muß (konditionalisierter Schuldenerlaß). Die Frage nach der Umsetzung dieser Forderung blieb ebenso unbeantwortet wie die Frage, ob kurzfristig praktiziertes Krisenmanagement und Linderungsversuche, wie sie ja von den betroffenen Entwicklungsländern immer häufiger praktiziert werden, unterstützenswert sind oder radikal abgelehnt werden sollten, da sie den *circulus vitiosus* nicht durchbrechen. Auch darüber, wie der Handlungsspielraum von sozialen Bewegungen und Befreiungsbewegungen in den Entwicklungsländern als Träger struktureller gesellschaftlicher Veränderungen und damit potentieller Bündnispartner erhöht werden kann, und zwar heute, mußten die Teilnehmer erst einmal allein weiterdenken. Obwohl es da ja gerade spannend geworden wäre ...

Der zweite Konferenztag, der den konkreten Aktionsmöglichkeiten gewidmet war, konnte auch keine handlungsweisende Antwort geben. Immerhin, die Teilnehmer schufen sich für die nahe Zukunft Strukturen, um den Informationsaustausch über den Stand der Diskussion und geplante Aktivitäten untereinander zu verbessern. Alle GRAEL-Mitgliedsparteien und auch die britischen »Greens« arbeiten derzeit zur Verschuldungsproblematik, organisationsintern, auf parlamentarischer Ebene und — in Kooperation mit den NGOs, Gewerkschaften, Kirchen etc. — auch in Richtung Kampagnen. Allerdings läuft in der BRD, bedingt durch den Schauplatz der IWF/Weltbanktagung im September, bedeutend mehr als in Belgien, Holland, England, Frankreich oder Italien.

Die Briten haben unter Koordination von »War on Want« seit einem Jahr sehr gute Erfahrungen mit Bankenkampagnen gemacht, die Belgier mehr mit dem Versuch der Einflußnahme auf die Darlehensvergabe der belgischen Regierung an sogenannte »3. Welt«-Länder. Und in Holland ist mit FONDAD (Forum on Debt and Development)

ein internationales NGO-Verschuldungsnetzwerk zwischen Nord und Süd entstanden. Das Bedürfnis nach Fortsetzung der Diskussion artikulierte sich schließlich in dem Beschluß, noch im Oktober dieses Jahres einen zweiten, dann »richtigen«, internationalen Kongreß zu organisieren unter besonderer Herausarbeitung des Europa-Aspektes und unter aktiver Beteiligung der Position des Südens.

Barbara Schreiber (Brüssel)

Zukunftsprobleme der sozialstaatlichen Demokratie

Diskussionsforum der IG Metall, 29./30. März 1988 in Sprockhövel

Die Zeiten, in denen es nur um Lohn und Urlaub ging, sind vorbei. Mitglieder-schwund und Verschlechterung der Streikfähigkeit brennen auf den Nägeln. Etwa 300 TeilnehmerInnen waren zu diesem zweiten von vier Treffen zur Vorbereitung des für Oktober 1988 in Frankfurt geplanten »Zukunftskongresses« gekommen — Versuche, das Bündnis zwischen organisierter Arbeiterbewegung und kritischer Wissenschaft neu zu beleben.

Um zu verhindern, daß die seit Ende der sechziger Jahre »offener« gewordene Gesellschaft zur Beute des »freien« Marktes wird, schlug *Jürgen Seifert* den Gewerkschaften die Orientierung auf »soziale Teilhabe in Freiheit und Solidarität« vor. Er betonte, daß diese Orientierung »mehr« beinhalte als die Forderung nach Sozialstaatlichkeit. Freilich blieb dieses »mehr« weitgehend im Dunkeln. Um es ins Licht zu rücken, hätte es einer Sprache bedurft, in der die grundlegenden Gegensätze dieser Gesellschaft erkennbar werden, vor allem das Klassen- und das Geschlechterverhältnis.

Der amerikanische Politikwissenschaftler *Andrei Markovits* machte folgenden Problemkatalog auf: die durch den Zusammenbruch der traditionellen Arbeiterkulturen entstandene Leere, die von den Zerstreungsindustrien problemlos besetzt werden kann (nach nationalen Unterschieden wurde nicht gefragt); die »Diversifizierung der Arbeitsinhalte«, wodurch der Klassengegensatz in den Gegensatz von Stamm-/Randbelegschaft verschoben wird (Ausbildung eines »Betriebs-syndikalismus«); schließlich ein Vordringen »nicht-lohnarbeitsbezogener Identitäten«, das im Zusammenspiel mit der tendenziellen Auflösung des »Fließbandmilieus« die »Substanz herkömmlicher Solidaritätsbildung« bedroht. Hat also das Fließband eine »lohnarbeitsbezogene Identität« befördert? Zeigt sich diesem Blick zurück nicht wieder nur das für gewerkschaftliche Politik mehr und mehr unpraktisch werdende Bild vom klassischen männlichen Vollzeit-Industriearbeiter? Die wenigen Frauen im Auditorium kritisierten diesen Blick entschieden und machten deutlich, daß eine wirkliche Veränderung der Geschlechterverhältnisse in der Arbeit eine Kulturrevolution voraussetzt, deren Tragweite mit dem Begriff der »Teilhabe«, der auf die sozialreformerische Dreieinigkeit von Vergleichen, Verteilen und Ausgleichen orientiert, nicht einmal zu ahnen ist.

Rainer Zoll forderte eine »neue Organisationskultur«. Wer meint, daß die Jugendlichen angesichts der Massenarbeitslosigkeit bescheidener geworden seien, irrt. Im Gegenteil: Kaum ein Jugendlicher ohne die Vorstellung eines Traumberufs, für dessen Verwirklichung Lohnverzicht und längeres Arbeiten in Kauf genommen würden. Witterten die Kollegen hier Schützenhilfe für Lafontaine? Seiner These, daß neue Solidaritäten nur mit einer »individualistischen Gewerkschaft«, nur auf Basis der »Selbstverwirklichung« zu haben seien, wurde heftig widersprochen. Auch früher hätten die Jugendlichen vom Gewerkschaftsbeitritt überzeugt werden müssen. Ob man sich jetzt auf »Freizeitgestaltung« beschränken solle, nur weil der Arbeitsort im Verhältnis zur Kegelbahn als weniger attraktiv erlebt werde? Die Polemik mit ihrem

organisierenden Gegensatz von Arbeit und Freizeit zeigte, daß man in eine Zwickmühle geraten war. Zoll hätte klarstellen müssen, daß es um »Selbstverwirklichung« in der Arbeit geht, und er hätte zeigen müssen, daß die Rede von der »individualistischen« Gewerkschaft eine Strategie begründen könnte, in der die Produzenten des Reichtums in der Arbeit »bei sich« sind. — Anschließend stellte *Ute Gerhard-Teuscher* ihre Thesen zur »geschlechtsspezifischen Zweiteilung des Sozialstaats« vor. Das »natürliche« Subjekt des Rentenrechts sei immer der männliche Ganztagslohnarbeiter, und entsprechend sei allein die klassische Familie mit dem alleinverdienenden Mann steuerlich privilegiert. Keine Vorteile dagegen, wenn beide arbeiten — eine »Heiratsprämie für Männer, die sich eine Ehefrau halten«. Die dringendsten Forderungen müßten sein: Vergesellschaftung der Kosten für die Kindererziehung, um der Vereinbarkeit von Familie und Berufsarbeit näherzukommen; 6-Stunden-Arbeitstag für Mann und Frau; Abschaffung der Lohndiskriminierung. *Gerhard-Teuscher* schärfte ein, daß damit Behinderungen benannt sind, die der gewerkschaftlichen Politik überhaupt in die Quere kommen, und daß es keineswegs um besondere Forderungen für Frauen gehe. Kein Widerspruch aus dem männlich dominierten Auditorium. So heftig um Zolls Beitrag gestritten worden war, hier wurde geschwiegen.

Bill Jordan von der britischen Metallgewerkschaft und *Bryan Gould* als Abgeordneter der Labour Party bestätigten die Schwierigkeiten, die den Gewerkschaften aus der veränderten Zusammensetzung der Arbeiterklasse erwachsen. Der Thatcherismus habe daraus geschickt Kapital geschlagen, indem die Lasten der sozialen Abrüstung nur bestimmten Gruppen aufgebürdet worden seien, andere dagegen von einem bislang nicht gekannten Lohnzuwachs profitierten. Hinzu komme die Zerrissenheit in den eigenen Reihen, die die erneute Niederlage gegen Thatcher im letzten Jahr besiegelte. Daß eine Erneuerung der Labour-Politik dringend nötig sei, war keine Frage. Aber wie? Dem Veränderungswillen steht eine diffuse Sozialismus-Vorstellung im Weg. »Sozialismus« ist für die Referenten, wenn »die« Macht auf möglichst viele in gleichem Maße verteilt ist. Das muß aber solange eine Phrase bleiben, wie die Frage, wodurch Machtpositionen begründet werden, nicht klar beantwortet wird. Wie ihre deutschen Kollegen schrecken auch sie vor dem gesellschaftlichen Verhältnis zurück, das die Macht der Kapitaleseite ständig aufs Neue hervorbringt, nämlich die Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln.

Franz Steinkühler forderte in seinem Abschlußreferat eine »neue Beweglichkeit des Denkens, die uns in die Lage versetzt, die vielfältigen Interessen zusammenzuführen, ohne als alles aufsaugender Schwamm ohne Kontur zu erscheinen«. Er versuchte, als Anwalt des notwendigen Balanceakts zwischen Beharrungsvermögen und Öffnung aufzutreten. Gegen den marktwirtschaftlichen Fundamentalismus, aber auch gegen grüne Hoffnungen auf »die Zukunft der kleinen Einheiten«, müßten die Gewerkschaften auf »Solidarität und Freiheit« beharren. Der ungenannte Gegner dieser Rede war *Kurt Biedenkopf*. Aus gutem Grund. Hatte dieser doch am Abend vorher für seine Auffassung, daß die Gewerkschaften ihre Angst vor der »Vielfalt« abbauen und die Kategorien »links« und »rechts« endlich über Bord werfen müßten, noch Beifall bekommen. Unbemerkt war geblieben, daß *Biedenkopf* die Vielfalt ohne die Einheit will. *Steinkühler* hatte also Recht, wenn er betonte, daß das »alte Verteilungsproblem« keineswegs gelöst sei, auch wenn er gegen den Geruch des Klassenkämpfers gleich Vorsichtsmaßnahmen ergriff: »Es ist kein Klassenkampfgerede, wenn man sich dafür einsetzt, daß die Ungerechtigkeiten in der Verteilung zwischen Arbeit und Kapital endlich verringert werden.« Gewiß nicht. Der nötige Umbau der Geschlechter- und der Klassenverhältnisse ist ja auch kein Verteilungsproblem.

Peter Jehle (West-Berlin)

Gesellschaftlicher Wandel — Soziale Demokratie. 125 Jahre SPD

Forum der Historischen Kommission beim SPD-Parteivorstand in Bonn,
3. und 4. März 1988

Leider bedurfte es erst des 125jährigen Parteiubiläums, damit sich die SPD die Frage nach der Zukunft der Arbeiterbewegung und letztlich nach ihrer eigenen Zukunft stellte — nachdem manche(r) Linke schon seinen Abschied vom Proletariat genommen hatte.

Nach der Eröffnung des Forums durch die Leiterin der Historischen Kommission, *Susanne Miller*, hielt der Parteivorsitzende *Hans-Jochen Vogel* das Einleitungsreferat. Zu monumental und unpräzise entwarf er dabei eine vermeintlich identitätsbildende und zukunftsorientierte sozialdemokratische Traditionslinie angesichts eines »schwierigen Vaterlands« und — bezogen auf den Nazismus — einer »bedrückenden Geschichte«. Quintessenz: »... die Geschichte der Arbeiterbewegung, die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie ... ist ein Strom und auf nicht wenigen Gebieten der Hauptstrom der deutschen Geschichte! Ein Strom, der nicht an Kraft verloren hat.« Eben dies ist aber gerade unter Beweis zu stellen. Nur angerissen blieben die Fehler und Irrtümer der deutschen Sozialdemokratie, so daß eine nur wenig reflektierte und schematische Bilanz blieb.

Im ersten Podium wurde die Frage nach dem Abschied von der klassischen Arbeiterbewegung weniger apologetisch gestellt. Schnell bestand Einigkeit darüber, daß es nicht um ihre romantische Wiederbelebung gehen könne. Aber wie steht es um die Fortschreibung des keynesianisch-sozialdemokratischen Projekts? Hier blieb das Podium die Antworten schuldig. *Eric Hobsbawm* sah das Problem der Linken darin, daß sie zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Umbruch nichts zu sagen hat, auch wenn sie ihn versteht. Dagegen hielt *Michael Vester* aus Hannover, daß erst einmal eine Klassenanalyse, die den kultursoziologischen Ansatz von Pierre Bourdieu mit einbezieht, Klarheit über die Lage geben müßte. Hobsbawm und *Jürgen Kocka* sahen das Hauptproblem denn auch darin, daß einheitliches Klassenbewußtsein durch eine »neue individualisierte Ungleichheit« (Kocka) verlorengegangen sei. *Gisela Losseff-Tillmanns* machte zu Recht darauf aufmerksam, daß sich die Frage nach der Arbeiterbewegung im Kontext der Frage nach der Zukunft der Arbeitsgesellschaft stelle. Dabei könne jedoch die Lohnarbeit auf Grund ihres entfremdeten Charakters keineswegs zum Mittelpunkt von Identifikation und Selbstverwirklichung stilisiert werden. *Helga Grebing*, neue Leiterin des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung in Bochum, fand auf ihre schlichte Frage, wie es sich denn nun mit dem »subjektiven Faktor« angesichts objektiver Umbruchprozesse verhalte, keine präzise Antwort. Die Diskussion verharrte bei mutmachenden Appellen. So besteht nach *Peter von Oertzen* kein Grund zum Defätismus, da sich die Arbeiterklasse niemals naturwüchsig konstituiert habe. *Heinrich Potthoff* fragte, ob diese jemals »klassisch« gewesen sei; ihre »historische Mission« müsse sie jedenfalls aufgeben. Damit dürfte der bereits von Deppe analysierte Utopieverlust der Arbeiterbewegung bis tief in die Reihen fortschrittlicher Intellektueller hineinreichen, gewiß ein »klassischer« Befund.

Ein zweites Podium unter Leitung von *Hans Mommsen* widmete sich dem Komplex der sozialen Frage, dem Sozialstaat und fragte nach einer »neuen sozialen Frage«. Unbestritten waren die Erfolge sozial-staatlicher Politik und ihre Notwendigkeit, gerade angesichts neuer Armut. *Klaus Lompe* sah die neue soziale Frage darin, daß die Reichtumsproduktion mit einer Risikoproduktion globalen Ausmaßes einhergeht. Daß sich das alte sozial-staatliche Projekt gleichwohl nicht ohne weiteres fortschreiben läßt, betonten *Ute Gerhard* und insbesondere *Bernd Guggenberger*.

Gerhard machte darauf aufmerksam, daß der Konsens über den Sozialstaat nicht zuletzt auf dem Rücken der Frauen geschlossen wurde und neue Fragen, wie die nach der privatisierten Reproduktionsarbeit, schließlich erst durch die neue Frauenbewegung zur Debatte gestellt wurden.

Guggenberger verwies auf den zu reformulierenden Zusammenhang von einer neuen Arbeitsgesellschaft und einem neuen Sozialstaat und forderte »Prävention statt Sozialetatismus«. Einig wurde man sich im Postulat eines aktiven Sozialstaats, der breite Mitwirkungs- und Mitbestimmungsrechte der Beschäftigten verbürgt.

Den letzten Abschnitt des Forums leitete *Klaus Tenfelde* mit einem Vortrag »Vom Ende und Erbe der Arbeiterkultur« zwar übersichtlich, aber auch ohne Ecken und Kanten ein. Zu stark beschränkte er sich auf die klassische Trias von Kunst, Bildung und Wissenschaft, ohne z.B. moderne Formen der Arbeiterkultur mit neuen Medien in den zwanziger Jahren zu diskutieren. Mangels Zeit konnte das dritte Podium unter *Peter Glotz* viele Punkte nur anreißen, etwa die Behauptung von *Johannes Mario Simmel*, er würde nach Bertolt Brecht verfahren und die Wahrheit mit List unter die Leute bringen. *Susanne Miller* sah als den Kernpunkt sozialdemokratischer Kulturpolitik die Garantie der Freiheit von Kunst und Kultur, wies aber zugleich darauf in, daß sich die »Felder der kulturellen Betätigung erneuert« haben. *Irmgard Wilharm*, Geschichtsdidaktikerin aus Hannover, verlangte die Erweiterung des herkömmlichen Kulturbegriffs durch Bourdieu. *Hermann Glaser* beklagte die Fixierung der Sozialdemokratie auf die Bildungs- zuungunsten der Kulturpolitik, bezog eine stark technikpessimistische Position und malte das Bild eines CAC-Systems (»Computer added Culture«). Der Generalintendant des Düsseldorfer Schauspielhauses, *Völker Canaris*, übertrug die »neue Unübersichtlichkeit« auf das Feld der Kultur, indem er eine zunehmende »Richtungslosigkeit des Geschmackangebots« konstatierte, dessen kleinster gemeinsamer Nenner schnell für eine passive Kleinbürgerkultur konstruiert werden könne. Er unterschied zwischen linker Kultur und linker Kulturpolitik, die auch bürgerliche Kultur fördern müsse. Peter Glotz wies darauf hin, daß linke Kultur auch populär sein könne und müsse: dies widerspräche nicht ihrem aufklärerischen Gehalt. So tastete das Forum immerhin die Konturen einer zukünftigen Kulturgesellschaft ab.

Zu bilanzieren ist: Die Sozialdemokratie steckt weiterhin in einer Defensive, aus der sie nur durch ein überzeugendes Gesellschaftsprojekt jenseits neokonservativen Umbaus und fundamentaler Romantik herauskommt. Den Mut, ihre alte Politik radikal zu überprüfen, bringt sie noch nicht auf — ihr dürfte aber keine andere Wahl bleiben.

Karsten Rudolph (Wetter)

»Von der Mühsal der Ebenen und der Lust der Höhen«

Perspektivenkongreß der Grünen, in Bonn-Bad Godesberg, 16. bis 19. Juli 1988

Selten wohl war es schwieriger für die Schar der anwesenden JournalistInnen, von einem Parteikongreß zu berichten, als bei diesem verwirrenden Spektakel der ca. 1000 Grünen. Vier Tage lang wurde in der Stadthalle und auf der Grünen Wiese, in Zirkuswagen und Bierzelten gestritten, diskutiert und politisiert. Da diesmal nichts beschlossen werden konnte, hatte das Wort freien Auslauf.

Seit einem halben Jahr treibt die Grüne Partei auf eine Spaltung zu. Die erste Spaltungswelle vom Herbst letzten Jahres wurde noch einmal gebrochen. Danach schien relativer Friede einzukehren in die zerstrittene Partei, bis der diesjährige Frühling eine erneute Steigerung brachte. War die erste Spaltungsdiskussion noch von Otto Schily fast im Alleingang ausgelöst worden, so trieben diesmal gleich eine ganze Reihe profiliertester Realpolitiker den Streit voran. In dem von Udo Knapp, Joseph

Fischer, Hubert Kleinert und Jo Müller vorgelegten Manifest wimmelt es von nekrophiler Terminologie (»Verwesungsgeruch«, »Flügelpest«, »Betsarg« usw), und es ist programmatisch mit dem Schlachtruf betitelt: »Sein oder Nichtsein« — will meinen: Realpolitik oder Untergang der Partei. Flankiert wurde diese Kampfänsage von Kleinerts Formel vom »ökologischen Kapitalismus« (*Stern*), dem sich die Grünen zu verschreiben hätten, und von Fischers »Grüner FDP« (*Wiener*), zu welcher er die Partei alsbald umgestalten möchte. Auf der anderen Seite veröffentlichten eher fundamentalistisch orientierte Mitglieder des Bundesvorstands eine Anzeige mit dem Titel »Die Fraktion vertritt ihre Partei nicht mehr« in der *Frankfurter Rundschau*. Derartig öffentlich umrauscht von Schlachtgetöse betrat dann das normale Basismitglied das Kongreßgelände — zusätzlich die rapide abbröckelnde Parteibasis im Hinterkopf. Eine Partei im freien Fall? Die Masse der Mitglieder war es leid: In den jeweils sechs Stunden dauernden Foren rollte eine Welle der Unzufriedenheit nach der anderen auf die zumeist mit den sogenannten Promis besetzten Podien zu. Hundertfach ging es gegen die Promis, tausendfach gegen die FlügelexponentInnen. Die Basis beschimpfte die Spitze und die wehrte sich (manchmal sogar mit Gegenangriffen). Lang gehegte Floskeln wurden durch unablässigen Gebrauch abgewetzt, über Jahre gepflegte Vorurteile blamierten sich im Licht der Grünen-Öffentlichkeit. Die im Sonnenschein aufgekommene Parteitagseuphorie wird wohl bald verfliegen. Und doch steht die Partei nach diesem Kongreß anders da. Die Flucht in Beschlüsse und Mehrheiten war versperrt, die Partei war sich selbst ausgesetzt. Kurzum: Dieser Kongreß war ein gigantischer Selbstreinigungsprozess der Grünen. Soviel zur gewissermaßen sozialpsychologischen Bilanz. Die inhaltliche fällt bedeutend negativer aus. Die im Schlußplenum Winfried Kretschmann aufgestellte Behauptung, es sei auf hohem Niveau diskutiert worden, kann getrost unter dem Titel »Gesundbetelei« verbucht werden. Zu zwei — willkürlich ausgewählten — Foren im einzelnen:

In der Diskussion über *Gewaltfreiheit* war deutlich ein mindestens emotionales Abrücken von ebendieser zu verspüren. Die Partei wird mit dem (scheinbaren) Paradox Hafenstraße nicht fertig. Dort hatte die Gewaltbereitschaft der Autonomen unzweideutig einen gewissen Anteil am schließlichen Erfolg. Das ist für alle die ein großes argumentatives Problem, die Gewaltfreiheit taktisch befürworten, d.h. mit der Begründung, Gewalt führe hier und jetzt zu keinem Erfolg. Dies und das nicht wgdiskutierbare Dilemma einer gewaltfreien Partei, die in den Staatsapparat und damit auch mit Hilfe von Gesetzen und letztlich auch der Polizei regieren will, stiftet einige Verwirrung. Erschwerend kommt hinzu, daß die Partei von einer Praxis der gewaltfreien Aktion und des Zivilen Ungehorsams sehr weit entfernt ist, d.h. es gibt keine Praxis, die zu einer Theorie drängt, was für politische Parteien auf die Dauer nicht eben erkenntnisfördernd ist. Wie und ob dieses Problem sich löst, war auf dem Forum selbst nicht auszumachen.

Allen Ernstes gestellt wurde die linke Gretchenfrage: »Wie halten wir es mit dem Staat?« in Forum 7. Bemerkenswert sind hier allein schon die äußeren Umstände. Es war eines der best besuchten Foren und das einzige, in dem alle Referenten männlich waren. Zufall oder Notwendigkeit? In jedem Fall ist die endlose »German Staatsdebatte« auch in ihrer Grünen Phase nicht totzukriegen. So stritten sich denn ohn' Unterlaß Rezzo Schlauch, Realpolitiker aus Baden-Württemberg, Johannes Agnoli, Revolutionär und Professor (Selbstcharakterisierung), Thomas Ebermann, Bundestagsabgeordneter und Kabarettist (ebenfalls Selbsteinschätzung), und Harald Wolf von der AL Berlin über den Staat. Die zentrale Frage war, wie üblich: Instrument des Kapitals oder neutrales Medium des Interessenausgleichs? Der inhaltliche Verlauf der Debatte, die sich häufig auf dem Niveau von — gewollten und ungewollten —

Blödeleien über den Staat bewegte, sei den LeserInnen erspart: Aus dem Wesen nichts Neues. Die anderen Foren beschäftigten sich mit: »Frauenwiderstand zwischen Flexibilisierung, Kontrollierung und Kriminalisierung«; »Basisdemokratie — politische Kultur — Parteistruktur«; »Umweltpolitik — Welchen Stellenwert hat ökologisches Denken im grünen Politikverständnis?«; »Perspektiven der Industriegesellschaft«; »Anti-Atom-Forum — Wie ist der Ausstieg durchzusetzen?«; »Rot-grüne Bündnispolitik ohne Perspektive?«; »Jugend — Monster, Mythen, Mutationen — Perspektiven grüner Jugendpolitik«.

Auch ohne eindeutige Beschlüsse haben sich auf dem Kongreß einige machtpolitische Veränderungen ergeben. Das realpolitische Manifest, wohl ohnehin als Testballon gedacht, hat eine überdeutliche Abfuhr erhalten (wenn dabei auch nicht vergessen werden sollte, daß die Parteitage üblicherweise fundamentalistischer orientiert sind als die Gesamtpartei). Die Grünen wollen nicht zu einer zweiten FDP werden und halten »ökologischen Kapitalismus«, wo nicht für einen ausgemachten Blödsinn, da doch für eine unrealistische Perspektive. Der Führungsstil und die Polarisierungswut einiger Realos hat die Bildung eines Flügels kritischer Realos um Christa Vennegers und Dietrich Wetzel bewirkt. Ebenso hadert der fundamentalistische Flügel mit der Ditfurth-Führung. Die »undogmatischen Linken« um Michael Stamm und Ludger Vollmer haben sich schon konstituiert. Eine gewichtige und allseits ernstgenommene Rolle spielt weiter der »Grüne Aufbruch '88« um Antje Vollmer und Ralf Fücks.

Insgesamt scheint sich die Partei also in einer Emanzipation von den bisher dominierenden Flügeln zu befinden. In der stattfindenden Metamorphose ist allerdings das Alte noch deutlicher erkennbar als das Neue, so es denn entstehen sollte. Vieles weist auf einen breiten Konsens für eine pragmatische Reformpartei hin, die dennoch wie immer gestaltete »Systemgrenzen« nicht als Heiligtümer behandelt. Die vielbeschworene Spaltung jedenfalls ist nicht nur satzungstechnisch fast unmöglich, sondern von der Partei schlicht nicht gewollt.

Bernd Ulrich (Köln)

APO, Frankfurter Schule, Kritische Theorie und ihre Fernwirkung auf Politik, Staat und Gesellschaft heute.

Expertentagung der Hanns-Seidel-Stiftung im Bildungszentrum Wildbad Kreuth, 22. bis 24. Februar 1988

»Jede Revolution ruft ihr *à la Bastille!* Die Festung, die die Gegenrevolution der Neuen Konservativen schleifen will, heißt 1968.« (C.Leggewie)

Eliten. Die Tagung versammelte 88 »Experten« (16 Frauen), darunter sieben »vortragende Experten«, allesamt Männer. »Experten«, das hieß hier mittlere und obere Funktionsebenen vor allem aus dem Schul- und Wissenschaftsbereich (24 % Studiendirektoren bzw. -räte, 36 % von Universität und wissenschaftlichen Instituten, darunter 8 Professoren und 7 Studenten), Staatspersonal (9 % aus Regierungs- und Verwaltungsapparaten; ein Polizeihauptkommissar), aus dem Medienbereich (knapp 8 %), Wirtschaft (knapp 7 %: 1 Unternehmerin, 5 Angestellte), 3 Kommunalpolitiker, von Verbänden (2 Frauen aus Christlichen Frauenvereinigungen). Die parteipolitische Zuordnung blieb unausgesprochen, ursprünglich hatte die CSU-Stiftung wohl auch »authentische« Linke und APO-Vertreter als Teilnehmer vorgesehen, es blieb aber beim C-Spektrum. Überraschung im Saal, daß G. Wuthe (Dortmund) SPD-Mitglied ist.

»*Gegenelite*«. Die APO interessierte als »Gegenelite« (H.Fogt, Konrad Adenauer-Stiftung). Der Blick war auf heute gerichtet. Die »Fernwirkungen«, Kontinuitäten und Diskontinuitäten, personelle, politische und ideologische, sollten untersucht

werden. Die APO wurde zwar als historisch und organisatorisch begrenztes Phänomen einer radikalen, vor allem studentischen Systemopposition in den sechziger Jahren verstanden, mit dem SDS als Zentrum, als »organischem Theoretiker« (sic!), wie es bei Gramsci heiße, sagte Wuthe. Insofern hat sie einen Anfang und ein Ende. Aber darin bestand Einigkeit: »Die APO wirkt heute politisch noch vielfältig fort«. Fogt sprach im Anschluß an Karl Mannheim von der APO als einer »relativ geschlossenen 'Generationseinheit'«. Er untersuchte beispielhaft die Karrieren von 75 »APO-Veteranen«. Es habe zwar keine »spektakulären Karrieren im Staatsdienst und in der Wirtschaft« gegeben. Aber: »Die APO-AktivistInnen wählten überwiegend Berufe, die es ihnen ermöglichten, ihre radikalen politischen Einstellung und ihre entsprechenden Aktivitäten beizubehalten«, häufig Berufe mit »Multiplikatorfunktion, etwa im Bereich der Bildung und Medien«. Ein Drittel der untersuchten Personen sind heute Universitätsprofessoren (9 Soziologie, 8 Politologie, 4 Philosophie, 3 Politische Ökonomie u.a.). Nahezu die gleiche Zahl finde sich in »Kultur und Medien«.

Programmatisch stand APO für: 1. plebiszitäre statt repräsentative Demokratie; 2. Rtesozialismus; 3. Widerstandsrecht; 4. Kulturpessimismus, Anti-Technizismus, Anti-Industrialismus; 5. 'Panerotismus'; 6. Feminismus. — Als theoretische Referenz wird nach wie vor die Kritische Theorie angeführt. Zwar wehrte sich G. Maluschke (Tübingen) gegen die Vorstellung eines unmittelbaren Konnexes zwischen Theorie (Kritische Theorie) und Praxis (APO). In einer spezifischen historischen Situation habe die Kritische Theorie mit ihrem Programm einer vernünftigen, freien und glücklichen Gesellschaft eher eine »stimmungsmige Resonanz« gefunden. Die Abfertigung aber blieb die gleiche: Verunglimpfung jeder emanzipatorischen Haltung, die Freiheit nicht mit der Anarchie des kapitalistischen Marktes artikuliert. Maluschke sprach von »infantilem Utopismus«, der auf einer »simplyn contradictio« aufbaue, da gesellschaftliche Planung und individuelle Freiheit nicht kompatibel seien. Und mit einem Anflug von Schadenfreude notierte er Horkheimers und Adornos Abwendung vom »Utopismus« hin zu einer entrückten »Die-Welt-ist-schlecht«-Philosophie. Marcuse dagegen, der eigentliche theoretische Mentor und »Philosoph der APO«, habe die revolutionäre Perspektive nicht aufgegeben (Randgruppentheorem, Naturrecht auf Widerstand mit auergesetzlichen Mitteln, große Weigerung, Lustprinzip) und sei auch heute noch, ob ausgewiesen oder nicht, der theoretische Ahnherr des Protests. Daneben fiel, mit Respekt, der Name Habermas.

Kontinuitäten. Die Linien wurden (z.T. in Einzelreferaten) verfolgt in die SPD (Wuthe), DKP, K-Gruppen, Sponti-Szene, den Terrorismus (M. Funke, Bonn), die Alternativ-, »kopax«- und Frauenbewegung und schließlich zu den Grünen (Giseler Schmidt, Politologin aus Köln). Wuthe stellte die Rolle der SPD als Transformationsstation der APO in eine »IPO« (Innerparlamentarische Opposition) heraus. Immer wieder aber ging es, auch in den Beiträgen, die sie nicht explizit zum Thema hatten, um die *Grünen*, bei denen »viele dieser verschiedenen Kanäle ... Anfang der achtziger Jahre« mündeten. Fogt verwies auf seine Untersuchung der politischen Herkunft ihrer 300 führenden Repräsentanten: »über 20 % dieser Amts- und Mandatsträger waren Ende der sechziger Jahre ... im Rahmen der APO aktiv gewesen.«

Nimmt man die Tagungsbeiträge als Detektoren, die gesellschaftsvernderndes Potential der Linken aufspüren, ergeben sich folgende Punkte: *Rtesozialismus und direkte Demokratie.* »Ideologische Gemeinsamkeiten« zwischen APO und *Grünen* bestnden vor allem im »Rtegedanken im Anschluß an Marx und Rosa Luxemburg« und im »*Unbehagen an der repräsentativen Demokratie*« (Schmidt). Hervorhebung: im Sindelfinger Wirtschaftsprogramm der *Grünen* von 1983 werde der Rtegedanke *auch auf die Wirtschaft* angewandt: »die Führenden sollen gewählt und abgewählt werden können!«

Partei neuen Typs. Roth (Bayerisches Kultusministerium) schrieb den *Grünen* vom Standpunkt der Systemvernunft »Irrationalität« und »Unberechenbarkeit« zu. Dahinter stand, wie seine Berechnungen des Jungwähler-Anteils etc. erwiesen, die Befürchtung, daß sie ihre hegemonialen Kapazitäten erweitern und zu einer bestimmten Negation des Systems verdichten könnten (Roth sieht eine Veränderung von der Bewegungs- zur Systemveränderungspartei). Die Hauptgefahr wurde allgemein darin gesehen, daß mit den *Grünen* das Protestpotential *Partei*form erhalten habe, ohne zugleich (wie bei der SPD) ins System integriert zu werden. Daß sie gleichzeitig — ohne daß die Spannung thematisch würde — von »Parteienmüdigkeit« etc. sprechen, kann man als Anzeichen nehmen, daß die *Grünen* von rechts als mögliche Partei neuen Typs wahrgenommen werden, mit deren Fortwirken man rechnet. Gegenstrategien, soweit hier verhandelt: Verbot, Verfassungsschutz, Spaltung. Die Mehrzahl: Ein Verbot sei politisch weder durchsetzbar noch taktisch angebracht. Plädoyers für strengere Observation durch den Verfassungsschutz. Schmidt lieferte wissenschaftliche Zuarbeit und skizzierte die fraktionelle Gliederung der *Grünen*: 1. die Ökolibertären; 2. die reformistischen Öko-Sozialisten; 3. die Ökofundamentalisten (Kelly, Vollmer); 4. die nicht-reformistischen Öko-Sozialisten. Bis auf die ersteren, die zur CDU/CSU hin offen seien (Thomas Schmidts Erwägung eines schwarz-grünen Bündnisses wurde angesprochen), hätten alle »Probleme mit der FDGO«.

Das Religiöse als Gegenmacht. K. Motschmann (West-Berlin) sah mit der APO einen »allgemeinen 'Paradigmenwechsel'« eingeleitet, der sich heute »in vollem Gang befinde«: als Wandel 1. in den religiösen Wertvorstellungen, 2. in der Bestimmung des Politischen und 3. im Verständnis von Technik und Wissenschaft. Wo für Marx noch die Kritik der Religion Voraussetzung aller Kritik gewesen sei, hätten die Marxisten und Kommunisten heute gelernt, daß man eine Revolution *gegen* die Religion nicht machen könne. Zum ändern werde (vor allem bei den Protestanten) ein Prozeß der systematischen »Entkirchlichung« des Religiösen betrieben, für den u.a. Karl Barth die theoretische Vorarbeit geleistet habe, mit dem Effekt, daß die Politik mehr und mehr unter die *absolute Norm* der Bergpredigt gestellt werde. Motschmann befürchtet offensichtlich eine Erosion der klassischen Arbeitsteilung der ideologischen Mächte Staat und Kirche mitsamt ihren ideologischen Bindekräften, wenn die Anrufungsinstanzen der religiösen Ideologie *außerhalb* der Institution Kirche reklamiert werden — auch in den eigenen Reihen (Beispiel Franz Alt). Dabei geht es nicht um die Kirche, sondern um deren Funktion, die in religiöser Form gebundenen Energien dem Staat zu unterstellen, der ihr im Gegenzug eine eigene Kompetenz und relative Autonomie einräumt.

Ziviler Widerstand. An den »neuerlichen Theorien und Praktiken des Widerstandsrechts und des zivilen Ungehorsams« wird Motschmann zufolge der »allgemeine 'Paradigmenwechsel'« besonders deutlich. Neben der Reklamation der Bergpredigt wurde durchgängig Marcuse mit seinem »Naturrecht auf Widerstand mit außergesetzlichen Mitteln« (Maluschke) zitiert. Es wird klar, daß die Konservativen die nicht auf Waffengewalt gestützten (nicht-kriminellen) und gleichwohl nicht vom System eingeräumten Widerstandsformen fürchten (und an ihrer Kriminalisierung arbeiten). Heute würde nicht mehr primär »gewaltsam gegen das System, sondern 'sanft' im System« gekämpft, »allerdings nicht nach Maßgabe der Grundprinzipien unserer Verfassung, sondern nach Maßgabe der moralischen Vorstellungen einer sogenannten 'politisch sensibilisierten Minderheit'« (Motschmann). Bei Motschmann konnte man Anklänge an die klassische konservative Kulturkritik hören, mit unterschiedlichem Ruf nach dem starken Staat. Die Auflösung der traditionellen Wert- und Ordnungsvorstellungen im Zuge des sogenannten Paradigmenwechsels führe zum

einen zu einer Verhaltensunsicherheit der Bürger und begünstige »Parteien- und Staatsverdrossenheit«. Diese würde verstärkt durch die von den »Sinnexperten« in den Medien (Der *Spiegel*, das »Opium der Intellektuellen«) verbreitete »Angst«: vor Institutionen, der Wirtschaft, der Technik. »Aus enttäuschten Menschen läßt sich aber sehr schnell eine Massenbewegung entwickeln.« Auf der anderen Seite sei der Staat immer weniger bereit, dem Widerstand entgegenzutreten, und es bestehe die Gefahr, daß die staatlichen Organe nur noch Instrumente der Sinnexperten würden.

Feminismus. »In der Stammgruppe der APO, dem SDS, gab es bereits Ende der sechziger Jahre militante Feministinnen.« (Schmidt, Fogt) Verweis auf Weiberräte, Feminat und — einmal mehr — Marcuses »feministischen Sozialismus«. Die beiden Frauen von den christlichen Frauenbünden wehrten sich gegen die Disqualifizierung des Ausdrucks »Feminismus«, dessen Wurzeln im übrigen weiter in die bürgerliche und proletarische Frauenbewegung zurückreichten (selbst der Name Clara Zetkin fiel positiv). Der Feminismus des SDS habe sich von dieser Tradition abgespalten. Dagegen gelte es, die Tradition des klassischen Feminismus im Rahmen der C-Parteien fortzuführen. Während die Konservativen (widerwillig) einen Teil der Frauenbewegung sich anzugliedern versuchen, führen sie gleichzeitig Abwehrkämpfe: gegen die »feministische Theologie«, in der eine Teilnehmerin die Hauptgefahr des Feminismus in der SDS-Tradition sehen wollte. — Am Rande: Die Tagungsmänner hatten gegen den (nicht öffentlich geäußerten) Willen der Tagungsfrauen durchgesetzt, daß die »Frauen-Sauna« zur »Familiensauna« deklariert wurde. Die Frauen blieben weg.

Als einziger Linker unter den Teilnehmern hätte ich, mit quasi ethnologischem Blick, noch einen ganz anderen Bericht schreiben können. Statt dessen notiere ich zum Abschluß zwei partikuläre Erfahrungen mit den Konservativen. Erstens ihre kulturelle Reproduktion betreffend: Sie haben zunächst eine Art negative Solidarität in der Abwehr von sozialistischen Veränderungsperspektiven (vermeintlichen oder tatsächlichen). Ihr gemeinsames Drittes ist die Selbstverständlichkeit von Herrschaft: wie es ist und daß es so bleibt. Das bringt sie in Gang und zusammen. Und hierin gibt es keine Generationsbarrieren. Dabei wirken als Zubehör der Zusammengehörigkeit Wiedererkennungssignale und -symbole wie etwa: kein Mann ohne Krawatte, Herrentüchlichkeit, teilweise rassistisch artikuliert (»mein Haus-Neger«), die Selbstverständlichkeit des Kapitalismus (»... die FAZ, mal schauen, wie meine Aktien stehen«). Zweitens, die Wissenschaft, die sie konsultieren, ist in der Hauptsache immer noch Wissenschaft vom Standpunkt des Verfassungsschutzes, Enttarnung das Ziel. Kaum daß sie nach Wirkungszusammenhängen und Beweggründen fragen, obwohl sie *Genealogie-* und *Ursachenforschung* zu betreiben beanspruchen (Roth). Wuthe gab als einziger Rechenschaft über seine Arbeitsweise.

Die politischen Gegner scheinen die Kräfte des jeweils anderen zu überschätzen. Immer wieder dachte ich, »schön, wenn die Linke so stark (gewesen) wäre, wie sie hier erscheint«. Umgekehrt, die »Gegenrevolution« fand hier nicht mal im Saale statt. Warum auch? Sie arbeiten »sanft im System«, das für sie »arbeitet«.

Thomas Weber (West-Berlin)

Mittäterschaft von Frauen — Ein Konzept feministischer Forschung und Ausbildung

Studienschwerpunkt Frauenforschung an der TU Berlin und Verein für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. Köln, Technische Universität Berlin, 6. bis 10. April 1988

Mehr als 700 Frauen waren gekommen, um den Gedanken der »Mittäterschaft« in seinen Konsequenzen zu diskutieren. Zwei Hoffnungen verknüpfen sich mit diesem Ansatz: endlich aufzuräumen mit der Definition der Frau als Opfer der gesellschaftlichen Verhältnisse und Konzepte zurückzuweisen, die im Weiblichen das Bessere, eigentlich Menschliche verorten und es als letztes, von patriarchalen Deformierungen verschontes Refugium betrachten. Die Einschränkung des Themas auf die Mittäterschaftstheorie von Christina Thürmer-Rohr (Professorin am Schwerpunkt »Frauenforschung«) sowie auf die Darstellung von Forschungsergebnissen durch Studentinnen vom Schwerpunkt Frauenforschung rief Unmut hervor, insbesondere weil während der gesamten Tagung keine Zeit für Diskussionen eingeplant worden war.

Carola Wildt (»Analysen und Kritik der Opferdefinition der Frau«) gab den Einstieg. Dem anfänglichen Opfer- und Objektdiskurs in der Frauenbewegung seien Konzepte gefolgt, die von Selbstbindung, vom freiwilligen Verzicht und von selbstgezimmerter Käfigen sprachen. Sie endete mit dem Vorschlag, einen schonungslosen und zugleich liebevollen Blick auf die einzelne Frau zu werfen und so ihre Verstrickungen in die Gesellschaft zu erarbeiten. — Für Thürmer-Rohr ist die atomare Bedrohung der Ausgangspunkt ihres Fragens. Anschaulich und bilderreich benannte sie viele »typisch weibliche« Verhaltensweisen, die die Taten der Männer stützen. Um der »sich selbst hinrichtenden Männerkultur«, der »sich selbst zerstörenden Entwicklung der zivilisierten Männergesellschaft« etwas entgegenzustellen, rief sie dazu auf, die Funktionalisierung der Frau für das Patriarchat zu erkennen und sich zu »entsolidarisieren«. Zurückliegende Zerstörungen etwa durch den Nazismus blieben unerwähnt. Angesichts der arbeitsteilig organisierten Massenvernichtung, die deutsche Männer und Frauen durchführten, mutet es willkürlich an, ausschließlich die »katastrophalen Selbstgefährdungen« der Industriegesellschaften zum Anlaß zu nehmen, um über weibliche Mittäterschaft zu diskutieren.

Thürmer-Rohr wandte sich explizit dagegen, die Frau als Täterin zu begreifen, denn »wer von der Mittäterschaft der Frau spricht, muß zuerst von der Täterschaft des Mannes sprechen. Mittäterschaft ist gleich 'Mit-dem-Täter', für ihn«. Und weiter: »An den Männertaten der Männergesellschaft ... ist die Frau im Allgemeinen als Mitagierende am Geschlechterverhältnis beteiligt, nicht als bloßes Opfer, auch nicht als Straftäterin, aber als Ja-Sagerin oder als Nicht-Nein-Sagerin«. In bewußter Abgrenzung zu Frigga Haugs »Opfer-Täter-Ansatz« gibt es bei Thürmer-Rohr keine selbstverantwortlichen Täterinnen, sondern nur Opfer oder eben *Mit*täterinnen. Dies mag für Frauen zunächst entlastend klingen, erzeugt aber auch Lähmung: Der Marxsche Gedanke, daß die Menschen ihre Geschichte selbst machen, gilt für Frauen nur halb: Sie machen mit. Der Mittäterschaftsgedanke ermutigt Frauen nicht, massenhaft die Selbstveränderung zu betreiben. Er beinhaltet noch die Anklagehaltung gegenüber den Männern als den eigentlichen Akteuren. Die Fluchttür in den Opferstatus steht weiter offen.

Unter dem Titel »Zur Dynamik feministischer Erkenntnis« untersuchte Thürmer-Rohr die Verhinderungen lustvoller Weltaneignung von Frauen. In Anlehnung an den Entfremdungsbegriff beim frühen Marx bestimmte sie als Höhepunkt des »weiblichen Entfremdungsdramas« den Umstand, daß der »weibliche Sozialcharakter« selbst zur Ware werde. Frauen seien für andere da und könnten hieraus sogar noch

Nutzen ziehen. Kritisiert wurde an ihren Ausführungen, daß eine genaue Analyse der Mittäterschaft fehle und das Vorgetragene über eine Einführung in Marxismus-Feminismus nicht hinausgehe. Den Anspruch, Richtungen anzugeben für die theoretische Weiterarbeit oder politisches Eingreifen, wies sie als Wunsch nach Rezepten zurück.

Wie Studentinnen mit der Mittäterschafts-These forschen, läßt sich exemplarisch am Vortrag »Lust und Lust-Verlust in der Musik« zeigen. Spannend und engagiert stellten zwölf Frauen ihre Ergebnisse vor. Anhand biographischer Interviews untersuchten sie musische Erfahrungen in Familie, Chor, Schule usw., um die besondere Affinität von Frauen zur Musik herauszuarbeiten. Bei der Auswertung des Materials konzentrierten sie sich auf das Vater-Tochter-Verhältnis. In der falschen Komplizenschaft mit ihm, im Nichtverweigern der vom Vater arrangierten Formen der Repräsentation wurde die Mittäterschaft ausgemacht. Nicht herausgearbeitet wurde, weshalb sie so handelten. Das eigene Tun wurde nicht ins Verhältnis gesetzt zur Familienkonstellation, zu geschlechtsspezifisch verteilten Kompetenzen, zur Öffentlichkeit des Vaters und Häuslichkeit der Mutter. Die Belohnungen, die in der Anpassung, in der Orientierung am Vater steckten, die eigene Lust am Sich-Präsentieren, wurden nicht aufgespürt. Solange aber die gesellschaftlichen Bedingungen, die bestimmtes Handeln nahelegen, nicht berücksichtigt werden, bleiben individuelle Begründungen sowohl für Anpassung als auch Widerstand unbegriffen. Der Aufruf zur »Entsolidarisierung« wird zum moralischen Appell.

In der abschließenden Diskussionsrunde (mit Veronika Bennholdt-Thomsen, Gisela Breitling, Ute Gerhard, Marlies Gerhardt, Karin Hausen, Christine Holzkamp, Maya Nadig, Christina Thürmer-Rohr, Sigrid Weigel) wurde der Begriff der Mittäterschaft als voluntaristisch kritisiert. Umstritten war außerdem die Frage, welche Perspektive mit einem Ansatz zu begründen sei, der das Konzept des »weiblichen Sozialcharakters« im Zentrum hat. Ist dem Androzentrismus Weiblichkeit als positiver Entwurf entgegenzusetzen, oder muß der »weibliche Sozialcharakter« völlig abgelegt werden? Hier wird die Schwäche dieses Begriffs deutlich: Beide Male wird Weiblichkeit als fertige Form unterstellt, in die die einzelnen hineinschlüpfen oder die sie abwerfen. Er zeigt nicht, daß die Form ihrerseits durch tätige Aneignung hergestellt wird und veränderbar ist. Obgleich alle Frauen auf dem Podium — mit Ausnahme von Bennholdt-Thomsen, die ausgehend von einem zu bewahrenden weiblichen Wesen zur Suche nach »Wildheit in den Frauen selbst« ermutigen wollte — behaupteten, von der sozialen Konstruiertheit von Geschlecht auszugehen, wurde die Perspektive einer Gesellschaft, in der das soziale Geschlecht überwunden ist, nicht erwogen. Sünne Andresen (West-Berlin)/Annette Mühlberg (Frankfurt/M.)

Ankündigungen

Zeitschrift für Sexualforschung

Ungefähr zur gleichen Zeit, als Jean-Marie Le Pen, Präsident der faschistischen »Front National« in Frankreich, »Sidatorien« zur Internierung von Aids-Kranken forderte, erschien die erste Nummer der *Zeitschrift für Sexualforschung*. Die Herausgeber (M. Dannecker, F. Pfäfflin, G. Schmidt, E. Schorsch und V. Sigusch) entstammen zumeist der Hamburger Giese-Schule. Sie stehen in der Tradition aufklärend-emanzipatorischer Sexualwissenschaft von Magnus Hirschfeld, dem auch ein kleiner Beitrag gewidmet ist. Der Hauptaufsatz von Volkmar Sigusch trägt den programmatischen Titel »Was heißt kritische Sexualwissenschaft?«. Es folgt eine em-

pirisch-vergleichende Studie zum Sexualverhalten von Studenten in der BRD und in der DDR und eine analytisch-kritische Arbeit über »Die neue Gefährlichkeit der Pornographie«. Die Thematik der Zeitschrift bietet auch für marxistische Wissenschaftler wichtige Anknüpfungspunkte. (Erscheint vierteljährlich im Ferd. Enke Verlag, Postf. 1304, 7000 Stuttgart 1. Manuskripte an: Prof. Dr. Volkmar Sigusch, Abt. für Sexualwissenschaft, Klinikum der Universität, Theodor-Stern-Kai 7, 6000 Frankfurt/M. 70) Erich Wulff

Kein Dach über dem Kopf

18. Darmstädter Werkbundgespräche 29./30. September 1988 im Justus-Liebig-Haus, Große Bachgasse 2, 6100 Darmstadt

Formen von Wohnungsnot in der Bundesrepublik und Wege zu ihrer Überwindung. *Informationen:* Deutscher Werkbund, Weißadlergasse 4, 6000 Frankfurt/M. 1, Telefon: (069) 29 06 58/59.

Marxistische Studienwoche: Theorie der Warenästhetik

5. bis 9. Oktober 1988 in Bielefeld-Zweischlingen

Veranstaltet von der Marxistischen Arbeitsgemeinschaft/Rote Studis Bochum in Zusammenarbeit mit den Jungdemokraten Bochum und dem Ludwig-Quidde-Forum.

Wir wollen erkunden, inwieweit Werbung unsere Bedürfnisse beeinflußt, Konsum unsere Lebensweisen und — in letzter Konsequenz — unsere Sinnlichkeit verändert. Darüber hinaus wollen wir Werbung und Konsum als gesellschaftliche Probleme in den Blick nehmen, um die Bedeutung der Warenästhetik für den Kapitalismus zu verstehen. Gemeinsam werden wir in W.F. Haugs Buch *Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur* (Argument-Verlag) lesen und dazu diskutieren. Dabei werden wir auch auf Textausschnitte aus dem *Kapital* von Marx zurückgreifen. Das Seminar soll einen ersten Einstieg in marxistische Theorie ermöglichen. — Die Kosten werden etwa 50 DM betragen. *Informationen und Anmeldung:* Susanne Falkenberg, StudentInnenhaus, Ruhruniversität, Unistraße 150, 4630 Bochum.

4. Kunsthistorikerinnentagung

21. bis 25. September in West-Berlin

Themenschwerpunkte: 1. Spiegelungen oder: Identifikationsmuster patriarchaler Kunstgeschichte; 2. Mäzenatin — Muse — Museumspädagogin: Kunstförderung und Kunstvermittlung als Frauenarbeit; 3. »Männliche« und »weibliche« Künste? Geschlechterverhältnisse in Kunstgattungen und Medien; 4. Gewalt-Bilder. Zur ästhetischen Organisation von Macht. Sexualität — Gewalt in bildlichen Darstellungen.

Anmeldung und Information: Lu Märten Verein, c/o Dr. Sigrid Schade-Tholen, TU Berlin, FB Kunstwissenschaft, Sekr. A 56, Straße des 17. Juni 150/152, 1000 Berlin 12. — *An alle Berlinerinnen:* Wir suchen noch dringend »1000« Schlafplätze. Bitte wendet Euch an obige Adresse!

Richtigstellung

Der Kongreßbericht »Gibt es eine Ökonomie der Endlösung« von Susanne Willems (*Argument* 168, 262-264) enthält redaktionelle Änderungen, die mit der Autorin nicht abgesprochen wurden. S.262, 2. Abs., 1. Satz muß lauten: »Susanne Heim und Götz Aly haben in der Akademie am Kleinen Wannsee ihre in den 'Beiträgen zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik' (Band 5, West-Berlin 1987) veröffentlichten Forschungen zur Diskussion gestellt.« S.263, 2. Abs., 1. Satz: »Die an der Tagung beteiligten führenden Zeithistoriker Waclaw Długoborski (Wrocław), Czesław Łuczak (Poznań) und Czesław Madajczyk (Warszawa) ...« Wir bedauern die Eingriffe und entschuldigen uns bei der Autorin. *Die Redaktion*

Besprechungen

Philosophie

Langenbach, Jürgen: Günther Anders. Eine Monographie. Raben Verlag, München 1988 (85 S., br., 12,- DM)

Das großspurig »Eine Monographie« untertitelte Büchlein im Umfang eines größeren Zeitschriftenaufsatzes resümiert knapp, pointiert und ambitiös formuliert die Etappen und Ergebnisse der philosophischen Bemühungen von Günther Anders. Nach einer Vorbemerkung zur Edition und einem neckisch-doppeldeutig »Vorsicht« überschriebenen Vorwort handelt Langenbach in drei Kapiteln 1. über die Person Günther Anders in ihren historischen, literarischen, politischen und philosophischen Bezügen, 2. unter dem Titel »Welt ohne Mensch« über Anders' Denkbemühungen um Auschwitz, Hiroshima, den Alltagsbilderbrei und die Maschinenruhe und 3. über Anders' letztlich vergebliche Begründungen von Moral ohne Grund und Fundament. Anders' Schluß aus dem Kontingenzschock auf den Mangel an Sinn und sein unmittelbar menschliches Mitleid mit dem einzig Sinnvollen überhaupt noch, nämlich dem je einzelnen Menschenleben, ermöglicht ihm eine Ethik des »Als Ob« (4), zusammengefaßt in seinen Worten, »daß Wärme wichtiger ist als Sinn; und daß es nicht der Metaphysiker ist, der das letzte Wort behalten darf, sondern nur der Menschenfreund« (57). Damit endete die Erstausgabe von Jürgen Langenbachs »Monographie« (im Falter-Verlag, Wien 1986). Aber dann sprengte der Denker Anders selbst seine eigene Argumentation mit den Thesen zur Gewalt aus dem Jahr 1987 (z. B. in »natur«, in diversen anderen Publikationen und am schärfsten im »FORUM«, Heft 397/398, Wien, März 1987). Schlüssig weist Langenbach in einem Nachtrag (»Wider den Maschinensturm«) nach, daß Anders mit seinen Vorschlägen, präventiv Gewalt gegen die Menschen anzudrohen und auszuüben, die er für die Hauptverantwortlichen der Gewalttätigkeit durch die bzw. der Technik hält, hinter sein Denkniveau zurückfällt und wider die von ihm selbst aufgezeigte Verselbständigung der destruktiven Wirkungen der Technik einen neuen und aufgesetzten Vorschlag einer Praxis macht. Langenbach kritisiert in diesem Nachtrag Anders grundsätzlich, ist freilich im Nachvollzug der Gründe und lebensgeschichtlichen Anlässe für dessen provozierende These nachlässiger als im ersten Teil.

Insgesamt liefert der erste Teil des Büchleins eine brauchbare Einführung; für eine abschließende Auseinandersetzung mit Günther Anders' jüngsten Äußerungen ist es noch zu früh und Anders selbst noch zu lebendig, wie im »Argument« und im »FORUM« laufend nachzulesen ist.

Oswald Burger (Isola Polvese)

Gabel, Joseph: Mannheim et le marxisme hongrois. Meridiens-Klincksieck, Paris 1987 (158 S., br., 80,- FF)

Ein in mehrfacher Hinsicht nützlich Werk. Es bietet zunächst eine historische Einführung in den Kontext, in dem der ungarische Marxismus entstand und seine ersten Entwicklungen erfuhr, »ein kosmopolitisches Milieu, offen für vielfältige Einflüsse, dem Sektierertum abhold und ohne Respekt vor Tabus«, ein Milieu, »wo den Problemen: Entfremdung, Ideologie, Utopie, ebenso denen des falschen Bewußtseins ganz naturgemäß eine wichtige Stellung zukam« (23). Zur Kennzeichnung dieser Spezifik schlägt Gabel analog zu »Austromarxismus« sogar den Ausdruck *Hungaromarxismus* vor und zeigt, wie sehr sie jene theoretischen Gestalten charakterisiert, die durch die Statur von Georg Lukács — von den fehlenden Übersetzungen

abgesehen — zu Unrecht überschattet sind: Erwin Szabo, P. Szende oder Bela Fogarasi (zu bedauern ist die Knappheit der ihnen gewidmeten Notizen).

Bei Karl Mannheim, der im Mittelpunkt des Buches steht, sind drei klärende Betrachtungen von Interesse. Die erste befaßt sich mit der (nach der englischen Fassung vorgenommenen) französischen Übersetzung von *Ideologie und Utopie* (1929; Paris 1956), eine in der Tat sehr fragwürdige Adaptation und zweifellos für das geringe Interesse verantwortlich, das dem Buch in Frankreich entgegengebracht wurde. Die zweite rekonstruiert Bedeutung und Originalität der These von der »freischwebenden Intelligenz«, die allzuoft mißverstanden wurde (von Aron, Gurvitch, Goldman) im Sinne einer »intellektuellen« oder gar »universitären«, von ihren sozialen Determinationen abgeschnittenen Elite. Die letzte demonstriert in einer Analyse von Mannheims Schriften aus der Zeit der angelsächsischen Emigration, daß sein Werk, was immer er selbst davon hielt, nur wenig zu tun hat mit der »Wissenssoziologie«, als deren Begründer er gilt. Hervorgehoben wird die Originalität seines Zugangs zu den Begriffen Ideologie, Utopie und falsches Bewußtsein, denen Gabel als Spezialist (*La fausse conscience*, Paris 1962, ²1977) und Mannheim-Schüler seine sorgfältigsten Analysen widmet. Kann er uns also vom gegenwärtigen Interesse an einer Aktualisierung Mannheims überzeugen? Tatsächlich ist dessen Beitrag zum historischen Materialismus, vor allem angesichts eines Lukács, äußerst dürftig (was Gabel nicht bestreitet: 125). Was wäre außer der anti-ökonomistischen »Entmystifizierungs«-Arbeit für neue Forschungen über Ideologie zu erwarten? Ganz übersteigert scheint es mir auch, wenn Gabel versichert: »Unter allen Varianten des gegenwärtigen Marxismus ist Mannheims Konzeption diejenige, die dem Einfluß des autoritären Marxismus die kohärenteste Lehre entgegensetzt.« (126) Georges Labica (Paris)

Lukács, Georg: Selected Correspondence 1902-1920. Selected, edited, translated and annotated by Judith Marcus and Zoltan Tar. Columbia University Press, New York 1986 (318 S., Ln., 25,- \$)

Über Lukács' frühen Briefwechsel zu berichten, heißt auch, sich die abenteuerliche Entdeckung wieder ins Gedächtnis zu rufen, die 1973 ein Heidelberger Bankangestellter, nachdem er die Lukács-Biographie von F.J. Raddatz gelesen hatte, im Safe seiner Bank machte. Dort lag nämlich seit dem 7. November 1918 der Koffer eines Dr. Georg v. Lukács, und er enthielt nicht nur dessen gesamte Korrespondenz, sondern ebenso die umfangreiche Ästhetik, die er der Heidelberger Fakultät zur Habilitation eingereicht hatte. Es scheint, als habe Lukács, als er den Koffer in der Heidelberger Bank deponierte, mit der eigenen Vergangenheit abrechnen wollen. Als der Dekan der Philosophischen Fakultät ihm nämlich im Dezember 1918 mitteilt, daß ein Ausländer nicht zur Habilitation zugelassen werden könne, antwortet Lukács lakonisch, daß er sein Habilitationsgesuch um so leichteren Herzens zurückziehe, als er sich der ungarischen Regierung zur Verfügung gestellt habe und in verschiedenen Kommissionen intensiv beschäftigt sei. Nie wieder ist Lukács danach auf diesen Heidelberger Koffer zurückgekommen.

Anhand der jetzt vorliegenden Briefausgaben kann Lukács' Jugendentwicklung bis in die Heidelberger Zeit verläßlich verfolgt wie auch die Werkgenese von »Die Seele und die Formen« oder etwa der »Theorie des Romans« rekonstruiert werden. Während die deutsche Briefausgabe (vgl. *Argument* 144, 300ff.) einen repräsentativen Querschnitt durch Lukács' Korrespondenz bietet, liegt die Stärke der amerikanischen Auswahl im systematischen Zugriff. Marcus/Tar legen besonderes Gewicht auf Lukács' Korrespondenz mit den für seine persönliche wie intellektuelle Entwicklung maßgeblichen Figuren. So enthält der Band auch eine Reihe von in der deut-

schen Ausgabe nicht berücksichtigten Briefen von Irma Seidler, Leo Popper, Karl Mannheim und Max Weber. Hinzu kommt eine vorzügliche Kommentierung, die zahlreiche Lücken und Ungenauigkeiten der deutschen Auswahl schließt.

Werner Jung (Duisburg)

Elster, Jon: Subversion der Rationalität. Campus Verlag., Frankfurt/M., New York 1987 (288 S., br., 44,- DM)

»Subversion der Rationalität« — das klingt nach Foucault und Poststrukturalismus, nach einem weiteren Versuch, abendländische Vernunft zu diskreditieren, um sie desto besser verabschieden zu können. Damit aber hat Jon Elster, Professor für Politische Wissenschaft an der Universität von Chicago und Forschungsdirektor am Institut für Sozialforschung in Oslo, nichts im Sinn. Seine Analysen sind, wie Helmut Wiesenthals instruktive Einleitung vermerkt, »als systematische Erkundungen der Rationalitätsschancen sowohl des individuellen als auch des kollektiven Handelns zu verstehen« (16). Elster geht dabei nicht von jenen makrosoziologischen Erwägungen aus, die gesellschaftliches Handeln unter Bedingungen der Restriktion (»constraints«) erklären, sondern stellt individuelle Intentionen, Präferenzen, Möglichkeiten der Wahl in den Mittelpunkt, wobei er Modelle der Spieltheorie, der mikro-ökonomischen Analyse und der analytischen Philosophie verbindet.

Die Thematik ist weit gespannt, umfaßt Analysen von Pascal und Descartes, Betrachtungen zur künstlerischen Produktivität, zur Staatstheorie, zum strategischen Handeln bei Menschen und Tieren u.v.a.m. Zusammengehalten werden die heterogenen Inhalte durch einen Begriff von Rationalität, der seine Herkunft aus der Wirtschaftssoziologie nicht verleugnet, aber nicht umstandslos auf seine Genese festzulegen ist. Rationales Handeln ist strategisch, berechnend und von daher berechenbar. Vollständige Rationalität ist das Kennzeichen, welches den Menschen vom Tier unterscheidet: jener kann *global* maximierend handeln, dieses nur *lokal* maximierend, d.h. das Tier ist zeiträumlich an die jeweilige Umweltsituation gebunden, wohingegen der Mensch die Fähigkeit besitzt, zu warten und indirekte Strategien zur Erreichung eines Ziels anzuwenden; damit löst er sich aus den Bedingungen und Restriktionen temporaler und lokaler Unmittelbarkeit. Diese Differenz ist für Elster ein entscheidendes Argument gegen die Soziobiologie, d.h. gegen die Reduktion *intentionaler* auf *funktionale* Erklärungen.

Wenn dagegen individuelles und kollektives Handeln von Wünschen, Intentionen, Vorlieben etc. her interpretiert werden kann, dann eröffnet sich ein Zugang zum Problem eingeschränkter Rationalität, in welchem die sozialen Akteure nicht einfach als institutionell etc. Unterworfenen erscheinen, sondern als manchmal inkonsistente (und nur insoweit »irrationale«) Konstrukteure ihrer je eigenen Situation. Diese Sichtweise des individuell bestimmten Handelns faßt Elster folgendermaßen zusammen: »Der Mensch ist oft nicht rational und zeigt statt dessen *Willensschwäche*. Auch wenn der Mensch nicht rational ist, weiß er, daß er irrational ist, und kann *sich selbst binden*, um sich vor der Irrationalität zu schützen. Diese zweitbeste oder unvollständige Rationalität beachtet sowohl die Vernunft, wie die Leidenschaft.« (140) Möglichkeiten der Selbstbindung als Verpflichtung zu rationalem Verhalten diskutiert Elster u.a. anhand des berühmten Sirenen-Kapitels aus der Odyssee (dessen Interpretation durch Adorno/Horkheimer er scharf ablehnt, vgl. 28f.), der Pascalsche Wette, Descartes' Theorie rationaler Entscheidung; aber auch hinsichtlich Marx' Überlegungen zur Funktion des kapitalistischen Staates, wobei er die These kritisiert, die Bourgeoisie habe im 19. Jahrhundert in England und Frankreich ihre politische Macht freiwillig beschränkt, um sich ökonomisch desto besser durchsetzen zu

können. Elster kommt zu dem Schluß, daß Selbstbindung und -verpflichtung hinsichtlich politischer Entitäten eher in demokratisch verfaßten Gesellschaften zu finden seien und verweist in diesem Zusammenhang auf die Funktion verfassungsgebender Versammlungen (vgl. 118ff.).

Undiskutiert bleibt, ob der als Irrationalität des Individuums begriffenen Willensschwäche ein Pendant auf sozialer Ebene entspricht, oder ob es sich bei den vielfältigen Formen der Subversion von Rationalität nicht nur um Strukturanalogien handelt. Sicher ist Elsters Vorwurf, die Marxisten benutzten eher die »weniger wertvollen Methoden bürgerlicher Sozialwissenschaft« (64), statt etwa solche Konstrukte wie die Spieltheorie sinnvoll einzusetzen, nicht unberechtigt, doch ist sein Entwurf eines rational handelnden und wählenden Individuums, egal ob auf der normativen oder deskriptiven Ebene, noch zu sehr einer unkritischen Auffassung von Politischer Ökonomie verhaftet, als daß er umstandslos zur Grundlage erneuerter marxistischer Forschung werden könnte. Auch macht es die Themenbreite sowie die bisweilen sprunghafte Gedankenführung schwer, die verwertbaren Passagen von denen zu trennen, wo allzuviel analytischer Leerlauf herrscht. Immerhin gibt es einige Bemerkungen zur politischen Theorie und Praxis, die für linke/soziale Bewegungen interessant sein dürften: Es handelt sich dabei um die Frage, was durch politisches (z.B. emanzipatorisches) Handeln tatsächlich erreicht werden kann und was eher als »Nebenprodukt« entsteht. Verwechslungen in diesem Bereich können allzuleicht zu dem führen, was Elster eine »narzißtische Theorie der Politik« nennt (193). Beispiele dafür muß man — auch im Bereich der Linken — nicht lange suchen.

Das letzte Kapitel dürfte für Leser, die mit der angelsächsischen Theorie des Utilitarismus nicht vertraut sind, wenig Gewinn bringen. La Fontaines Fabel vom Fuchs und den sauren Trauben ist Ausgangspunkt für das Problem der »adaptiven Präferenzen«, d.h. der Wünsche/Bedürfnisse, die, da unerfüllbar, nachträglich der dissonanten Situation angepaßt werden. Eine utilitaristische Theorie der Gerechtigkeit steht vor der Frage, ob die ungleiche Verteilung von Gütern hinsichtlich dieser adaptiven Präferenzen gerechtfertigt werden kann. Wenn Menschen die Objekte abwerten, auf die sie ohnehin keinen Zugriff haben, entsteht offensichtlich niemandem ein Verlust. Elster diskutiert das Problem in zwei Schritten: Nachdem er den Begriff der adaptiven Präferenz von ähnlich gelagerten Mechanismen abgegrenzt hat, erläutert er am Konzept einer »freien Gesellschaft«, daß die Möglichkeit der Wahl zwischen Handlungsalternativen sich an »autonomer Persönlichkeitsentwicklung« orientieren sollte, nicht aber an adaptiver Präferenzbildung. Eine utilitaristisch unterfütterte Theorie gesellschaftlicher Wohlfahrt müßte demgegenüber zur Entscheidungsunfähigkeit oder zum Konservatismus neigen, d.h. jegliche soziale Entwicklung, die einen Zuwachs an realer Autonomie durch einen Verlust an unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung erkaufte, verwerfen. Dagegen betont Elster: »Im Zusammenhang einer Theorie gesellschaftlicher Entscheidung sollten wir Bedürfnisse nicht als gegeben betrachten, sondern ihre Rationalität oder Autonomie untersuchen.« (242) — was besagt, sie einer »rationale(n) und öffentliche(n) Diskussion« zu unterziehen (243). »Rational« aber bedeutet: ökonomisch und strategisch planend und handelnd. Offen bleibt mithin, a) ob es sich bei der »Subversion der Rationalität« um einen genitivus obiectivus oder subiectivus handelt und b) ob eine mögliche Logik emanzipatorischen Handelns diesem Begriff von Rationalität folgen kann und soll. Denkanstöße dazu bietet Elster in genügendem Maße; und wenn die Trauben auch relativ hoch hängen, so bleibt es doch der Autonomie des Lesers überlassen, ihren Reifegrad zu prüfen.

Michael Haupt (Hamburg)

Waldenfels, Bernhard: Ordnung im Zwielficht. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1987 (261 S., br., 38,- DM)

Waldenfels erweitert die klassische Phänomenologie als Lehre von Aufbau und Struktur menschlicher Erfahrung im Akt der Wahrnehmung um die Frage nach der *Ordnung* redend und handelnd erzeugter, kollektiv geteilter Sinnzusammenhänge. Bereits der metaphorisch aufgeladene Titel weist darauf hin, daß er die klassischen philosophischen Diskurse von der kosmisch garantierten *Gesamtordnung* in den Dingen und der normativ ermöglichten *Minimalordnung* vor den Dingen nicht schlicht fortschreiben will. Schließlich waren diese Entwürfe von dem Willen zur Tilgung jener irreduziblen *Ambivalenz* eines jeden gleichwie strukturierten Zusammenhangs beherrscht, deren unverkürzte Erfahrung Waldenfels wiederherstellen möchte.

Seine eigene — zunächst etwas dürftig anmutende — Definition dessen, was Ordnungen leisten, ist bewußt so abstrakt angelegt, daß sie inhaltlich möglichst wenig vorentscheidet: »Ordnung im allgemeinen Sinne ist *ein geregelter (d.h. nicht-beliebiger) Zusammenhang von diesem und jenem.*« (17) Waldenfels faßt die Leistung von Ordnungen mithin modaltheoretisch auf: Sie schränken Beliebigkeit ein — ohne allerdings sofort in alternativenloser Notwendigkeit zu erstarren. Was eine Ordnung ausschließt, indem sie anderes auswählt, fungiert weiterhin im Hintergrund. Ohne die Annahme eines entweder negativ bestimmbar oder jede Bestimmung überschreitenden *Zu-Ordnen* immunisiert eine philosophische Metatheorie der Ordnung ihren Gegenstand gegen jedwede Kontingenzerfahrung.

Das zentrale zweite Kapitel analysiert die Ordnung alltäglicher Rede- und Handlungsfelder als das variable Produkt basaler *Selektions-* und *Exklusionsprozesse*. An dieser Stelle hätte man eine Auseinandersetzung mit Theorien erwartet, die Leitbegriffe vergleichbarer Abstraktionslage verwenden. Daß Waldenfels mit keinem Wort auf die von Luhmann energisch vorangetriebene Theorie sozialer Systeme eingeht, überrascht um so mehr, als beiden Autoren das zentrale Motiv einer De-Ontologisierung und Verzeitlichung des sozialen Phänomenbereichs gemeinsam ist. Was soziale Systeme »sind«, läßt sich nach Luhmann eigentlich gar nicht positiv — im Sinne eines Katalogs mit Eigenschaftangaben — sagen. Eine unüberschaubar komplexe Umwelt zwingt sie zur Selektion bestimmter Möglichkeiten zuungunsten anderer, die damit freilich nicht verloren sind, sondern sich als vorläufig abgewiesene Alternativen des momentanen Systemzustands weiterhin dem Erleben und Handeln aufdrängen. Im Unterschied zu Waldenfels, der sich ausschließlich für die Formations- und Transformationslogik bestehender Ordnungen interessiert, wird Luhmann selbst die *Existenz* strukturierter Zusammenhänge problematisch. Unter Rückgriff auf eine bezeichnenderweise *phänomenologisch* inspirierte Sinntheorie versucht er noch eine Antwort auf die jeder beschreibenden Ordnungslehre vorgelagerte Frage zu formulieren: Warum werden Ordnungen stets als auch anders mögliche erfahren? Weil soziale Systeme auf der Basis von *Sinn* prozessieren, der in der Form eines Überschusses von Verweisungen auf weitere, aktuell zwar nicht benutzte, aber mitvollzogene Möglichkeiten des Erlebens und Handelns erscheint.

Die stets mitlaufende Erfahrung der Kontingenz sedimentierter Selektionsmuster wird allerdings von Waldenfels und Luhmann ganz unterschiedlich *gewertet*. Der Soziologe betont die Riskanz und evolutionäre Unwahrscheinlichkeit der Selbstreproduktion hochkontingenter Systembildungen; der Philosoph akzentuiert vor allem die weder personal zurechenbare noch rational zureichend begründbare Ereignishaftigkeit des Ordnungsgeschehens, das immer auch zur temporären, lustvoll erlebbaren *Überschreitung* (Bataille) der Relevanzstrukturen einlädt, die es hervorbringt. Ord-

nungen stellen nach Waldenfels nämlich primär *Präferenzregelungen* auf Dauer. Sie entscheiden darüber, was überhaupt als *wichtig* in den Blick kommt, bevor etwas zur Beurteilung nach bestimmten invarianten Kriterien ansteht. Ob eine Aussage wahr oder falsch ist, läßt sich — mit dem von Waldenfels herangezogenen Epistemologen Georges Canguilhem zu sprechen — erst entscheiden, wenn sie sich »im Wahren« befindet, d.h. auf dem diskursiven Feld der Wissenschaften aufgetaucht ist.

Waldenfels' Phänomenologie der Ordnung ist nicht unerheblich von Michel Foucaults Untersuchungen zur »Ordnung des Diskurses« angeregt. Diskurse nennt Foucault bekanntlich institutionell verankerte Aussagesysteme, die bestimmten Regelmäßigkeiten gehorchen, indem sie die Möglichkeiten sprachlicher Sinnbildung über Prozeduren interner Verknappung oder manifester Ausschließung (verbotener Themen, bestimmter Sprecher, des Wahnsinns, des Falschen) drastisch einschränken. Freilich hat es Foucault nie dabei belassen, die Macht der Diskurse bloß in der Dimension des *Imaginären* (in Richtung auf den ästhetisch genußvollen Einbruch des »Außerordentlichen«) zu überschreiten. Er war stets auch an der Entwicklung von kulturrevolutionären Strategien zur gezielten Umwälzung der »Ordnung des Diskurses« interessiert. Für Foucault markiert der Begriff der Ordnung die anonymen Register kultureller (Vor-)Herrschaft, die diskurspolitische Gegenstrategien herausfordern. Auch Waldenfels spricht an einer Stelle von der Politik der »Durchsetzung von Gesichtspunkten und Standorten« (81), schließt mithin eine kollektive Einflußnahme auf das untergründige Geschehen der Einrichtung von Relevanzen und Prioritäten nicht völlig aus. Mögliche Perspektiven einer Transformation unserer zeitgenössischen kulturellen und sozialen Ordnungen bleiben jedoch durchweg unerörtert: phänomenologische »thick description« scheint sich nach wie vor schlecht mit einer politisch-operativen Einstellung zu vertragen. Friedrich Balke (Bochum)

Goodman, Nelson: Vom Denken und anderen Dingen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1987 (294 S., Ln., 38,- DM)

Der Philosoph, Sprach-, Kunst- und Wissenschaftstheoretiker aus Harvard antwortet in diesem Buch auf kritische Rezensionen früherer Werke (»Sprachen der Kunst«, »Weisen der Welterzeugung«, »Tatsache, Fiktion, Voraussage« sind die hierzulande bekanntesten). Damit ist der Hauptmangel dieser Sammlung von Gelegenheits-texten bereits ausgesprochen: Die »Anlässe« zu den Repliken sind nicht dokumentiert, sie stehen alle in angelsächsischen Zeitschriften.

Der Band beginnt mit einer reichlich trivialen Apologie der Wissenschaften gegen nicht näher genannte wissenschaftsfeindliche Dunkelmänner aus Politik und Gesellschaft. Die Gegenüberstellung von Wissenschaft (= objektiv, kognitiv) und Kunst (= subjektiv, emotional) wird abgelehnt (aber wer vertritt sie so?). Allenthalben hätte man gern die Worte der Kritiker selbst, bevor Goodman sie in Pappkameraden verwandelt und niedermacht. Mit »Denken« ist der erste Teil der Abhandlungen überschrieben, deren letzte das uralte Problem der Sprachlichkeit oder Sprachbindung der kognitiven Prozesse thematisiert (38ff.). Goodman plädiert für eine strikte Unterscheidung zwischen »denken in (Worten)« und »denken an (Worte)« und für eine Konzentration auf die (symbolischen) Modalitäten und Werkzeuge der Kognition. Auch das ist beinahe einhundert Jahre nach Husserls »Logischen Untersuchungen« in der philosophischen Substanz nicht eben neu.

Es ist das Anliegen des Autors, konstruktivistische und nominalistische Ansätze so aufzubereiten, daß sie Überlegungen zur Richtigkeit und Wahrheitsfähigkeit von theoretischen Konstruktionen nicht länger ausschließen. Wenn aber alle theoretischen Konstruktionen die ihnen »antwortenden« Welten selbst erzeugen, so bleiben

nur wenige unabhängige Instanzen, an denen Modelle verglichen und geprüft werden können. Dem, was von der bisherigen Philosophie in dieser Sache zusammengetragen worden ist, hat auch Goodman nichts Wesentliches hinzuzufügen: Es gibt einmal die langfristige und breite Akzeptanz bestimmter Annahmen (das pragmatische Argument: Millionen können nicht irren ...), dann die interne Kohärenzprüfung (auf Widerspruchsfreiheit), die — wie der Autor weiß — wenig besagt, und schließlich das Verhältnis einer Konstruktion zu anderen mehr oder minder bewährten. »Irrealismus« tauft Goodman seine Lehre. Gleichgültig sei sie gegen die Streitfragen von Idealismus/Mentalismus und Materialismus/Realismus, sagt er (70), und doch plagt sich das ganze Buch mit eben diesen »gleichgültigen« Fragen herum. »Der Relativismus wird durch Erwägungen zur Richtigkeit eingeschränkt« (65), das ist das erkenntnistheoretische Programm des Autors. Die Instrumente und Methoden der Theoriebildung will er vergleichen und sich auf Fragen der Ontologie dabei möglichst nicht einlassen.

»Wege der Bezugnahme« heißt die Abhandlung, die den dritten Teil des Buches einleitet (86ff.). »Bezugnahme« ist nicht gerade eine elegante Übersetzung von engl. »reference«. Der Quellenhinweis (285) ist allerdings so schlampig, daß man »ways of reference« als Originaltitel nur vermuten kann. In der Sache wird es hier, wo sich der Kenner der symbolischen Darstellungsweisen auf heimischem Grund bewegt, sehr interessant. Zu den verschiedenen Weisen des »stare pro« hat Goodman allerhand zu sagen, das hier im Detail nicht diskutiert werden kann. Denotation, Exemplifikation und Ausdruck sind für ihn (106) die elementaren Arten der Bezugnahme, die auch in der Symbolwirkung von Kunst kooperieren. Der folgende Abschnitt über Metaphorik (107ff.) lebt aus der problematischen Opposition von wörtlicher und metaphorischer Lesart von sprachlichen Ausdrücken. Dabei bleibt unberücksichtigt, daß die Sonderstellung des kontextfrei naheliegenden Referenten als »wörtlich« bloß erborgt ist und (vielleicht) gar kein grundsätzlicher Unterschied zwischen »wörtlich« und »metaphorisch« besteht.

Angelsächsische Wissenschaftstheoretiker spielen gern scholastische Gesellschaftsspiele. Goodman macht da keine Ausnahme. Ob und wie sich der Ausdruck »K ist ein Bild von Pegasus« in prädikative Bestandteile zerlegen läßt, wird (116ff.) mit dem gebührenden Ernst untersucht. Auffallend ist, daß Dialektik völlig fehlt. Es wird disputiert (129), ob ein Ausdruck das denotiert, was er denotiert, weil er als sprachlicher Ausdruck einen bestimmten Sinn hat, oder ob er bestimmt denotiert, weil er auf bestimmte Weise gebraucht wird. Das ist als Alternative gar nicht zu entscheiden. In bezug auf die Dimension der Entwicklung und (relativen) Fixierung sprachlicher Bedeutungen ist das eine, in bezug auf die perfektiv-statische Dimension eines etablierten Sprachsystems ist das andere wahr.

Die beiden letzten großen Abschnitte heißen »Kunst und Theorie« und »Kunst und Handeln«. Hier geht es um das Verhältnis von Erzähl- und Ereignisordnung, um den Unterschied von Erzählen und Erzähltem und um verschiedene Typen von Realismus. Auch hier wirkt manches aus unserer Sicht wie der von Goodman zitierte »Kampf gegen Windmühlen und Windbeutel«. Ich jedenfalls kenne niemanden mehr, der ernsthaft davon überzeugt werden müßte, daß Kunst mehr ist als bloße Unterhaltung (271), daß sie in ihrem Medium Erkenntnisse ausdrücken und vermitteln kann, die wissenschaftlich noch nicht bearbeitet und systematisiert (bzw. systematisierbar) sind. Für das Verhältnis der Literatur zur wissenschaftlichen Psychologie ist das geradezu ein Gemeinplatz. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Realismuskonstruktion, wo wohl niemand mehr den Duktus der Darstellung mit der Natur des Dargestellten zusammenwirft.

Die polemische Rede über »Das Ende des Museums« (248ff.) ist ein Muster von angelsächsischem Witz und feiner Rhetorik. Das im Anhang abgedruckte Interview mit Goodman ist die nackte Seitenschinderei und hätte getrost wegbleiben können.
Clemens Knobloch (Siegen)

Carse, James P.: Endliche und unendliche Spiele. Die Chancen des Lebens. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1987 (145 S., Ln., 22,- DM)

»Ich bin der einzige Spaziergänger inmitten eines sinnvollen Unsinn«, notierte Hans Scholl im Oktober 1942 als Soldat in der Sowjetunion. Die zerbrechliche Distanz zu den mörderischen Spielen um ihn herum, die Scholl zum Widerstand trieb und die zu seiner Hinrichtung führte, verweist uns darauf, daß Menschen in ihren Rollen und deren Anforderungen nicht aufgehen müssen. James Carse unterscheidet »endliche Spiele« um Karriere, Reichtum, Titel, Sieg, Macht, Sex vom dem einen »unendlichen Spiel« der Geschichte. »Endliche Spieler« nennt er demnach alle die Menschen, die sich auf die endlichen Spiele und deren Spielregeln ernsthaft-verbissen einlassen, um diese Spiele zu gewinnen. Die »unendlichen Spieler« hingegen lassen sich zwar ebenfalls auf endliche Spiele ein, ohne sich jedoch in ihnen zu verlieren. Sie spielen im Theater mit.

Die Welt als Spiel zu denken, ist keine besonders neue philosophische Sichtweise. Carse's »kleines« Buch, wie der Klappentext es nennt, will auch keine neue Philosophie darstellen, sondern aphoristisch eine optimistische Perspektive (»Vision«) des Lebens vorstellen. Daß er sich in Widersprüche verwickelt, komplizierte Verhältnisse platt vereinfacht oder ziemlich krude soziologische Thesen verbreitet, kann man ihm ankreiden — eine solche Kritik träfe jedoch weder seine Intention noch die seiner potentiellen Leser, die sich von ihm »verführen« lassen wollen, »seinen Optimismus und seine Menschlichkeit zu teilen« (Klappentext). Nebenbei gesagt sind Carse's Bemerkungen zur Selbstsymbolisierung, zur kulturellen Praxis, zur Welt als Theater und zum Mythos durchaus soziologisch interessant. Doch in einer Zeit, in der Unternehmen ihr Handeln mit einer »Philosophie« versehen und in der jeden Monat ein neuer Zeitgeist auftaucht, wird »Orientierung« zum Bedürfnis — und die Orientierung auf die Vergänglichkeit aller endlichen Spiele, auf das unendliche Spiel des Menschlichen, die urchristliche Gemeinschaft der Brüder/Schwester jenseits der Karriere- und Kriegsspiele ist dann nicht die schlechteste.

Carse ist nicht umsonst Theologieprofessor in New York, auch wenn er die christliche Religion als Mythos deutet und bestreitet, unendliche Spieler könnten ernsthaft Christen (oder Buddhisten etc., 142) sein. Das Motiv des Transzendierens des Gegebenen, der endlichen Spiele, ist auf jeder Seite handfest greifbar. Wer jedoch mehr erwartet als eine Einladung, ein unendlicher Spieler zu werden, mag enttäuscht werden: das Changieren zwischen endlichen Spielen und unendlichem Spiel bleibt unklar. Daß unendliche Spieler den Waffen nicht mit Waffen gegenüberreten, sondern mit Lachen, Vision und Überraschung (62f.), verkürzt den Zusammenhang von Menschlichkeit und Gewalt. Zu sehen ist diese blinde Stelle beim Umschlag vom dramatischen Spiel in die Tragödie: Hans Scholl wurde von den Nazis hingerichtet. Wo Widerstand zur Pflicht wird, muß auch der unendliche Spieler ein endliches Spiel zum bitteren Ende spielen. Diesen Zwang zu brechen, bedarf es einer gesellschaftlichen, einer politischen Vision.
Wilfried Kunstmann (Marl)

Kocka, Jürgen (Hrsg.): Interdisziplinarität. Praxis — Herausforderung — Ideologie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1987 (168 S., br., 16,- DM)

Dieser Band dokumentiert ein Symposium, das im Januar 1986 am Bielefelder Zentrum für Interdisziplinäre Forschung mit dem Untertitel »Schelskys Konzept und was daraus wurde« stattfand. Gerade wegen dieser Zuspitzung auf eine konkrete wissenschaftspolitische Initiative ist ein nützlicher Sammelband zustande gekommen: Nützlich, um sich in Erinnerung zu rufen, unter welchen Vorzeichen in den sechziger Jahren die Hochschulreformdebatte in Gang gekommen ist — Lübke und von Hentig präsentieren pikant gegensätzliche Rückblicke —, nützlich, um zu erfahren, was »interdisziplinäre Forschung« in der Praxis der siebziger Jahre bedeutet hat (ebenso hochkalibrig besetzt mit Kaufmann, Immelmann, Voßkamp und L. Krüger) — sowie schließlich mehr als nützlich, um einige philosophische Probleme von »Interdisziplinarität« zu begreifen, die mehr war als das kollektive Lautwerden der »spontanen Philosophie der Wissenschaftler« — wie Althusser einst geunkt hat —, und doch nie einlösen konnte, was sie zu versprechen schien: Eingangstor zur neuen, krisenfreien und ein für alle Mal relevanten Wissenschaftspraxis zu werden. Heckhausen, Joos, Mittelstraß und Weingart gehen den verallgemeinerbaren Interdisziplinaritätsproblemen in durchaus erhellender Weise nach — wenn sie auch nirgends auf die Frage stoßen, was »Interdisziplinarität« zwischen machtformig »etablierten« Wissenschaften angesichts von allein schon durch den anders gelegten disziplinären »Zuschnitt« ausgeschlossenen »Oppositionswissenschaften« bedeutet, wie sie auf dem Felde der hier immer noch (oder schon wieder) so genannten »Geisteswissenschaften« durch die Wissenschaften vom historischen Prozeß, vom Prozeß der Subjektkonstitution und von den Prozessen der Sinnproduktion (also von Marxismus, Psychoanalyse und Semiotik) zumindest dargestellt werden.

Frieder Otto Wolf (West-Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Raabe, Paul: Die Autoren und Bücher des literarischen Expressionismus. Ein bibliographisches Handbuch (in Zusammenarbeit mit Ingrid Hannich-Bode). J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1985 (1002 S., 245 Abb., 77 Fotos, Ln., 285,- DM)

Das knappe Vorwort will theoretische und methodologische Diskussionen um eine zunächst umstrittene, dann lange vergessene Literatur nicht weiterreiben. Raabe vertraut auf die Evidenz der geleisteten Arbeit. Die »pragmatische« Auswahl von 347 Autorinnen und Autoren des literarischen Expressionismus legt den Verdacht einer größtmöglichen Vollständigkeit nahe; es ließe sich darüber sicherlich streiten, warum Bertolt Brecht mit 60 ausführlich kommentierten Titeln als »Expressionist« geführt, Heinrich Mann dagegen — trotz seiner programmatischen Essays um 1910 — eine Aufnahme verweigert wird.

Der bei weitem umfangreichste Lexikon-Teil des Bandes verfährt mit der kompromißlosen Präzision der Einzelautopsie jedes verzeichneten Bandes. Der Suchende erfährt über die — in alphabetischer Reihenfolge — angeführten Autoren zunächst wichtige biographische Details in Regestenform. Es folgen Erscheinungsjahr und Verlagsort, Umfangsangabe und Bandformat (!) sowie wichtige Details zu den Einzeltiteln jedes Autors. Differenzen zu einschlägigen Personalbibliographien werden aufgezeigt. Bereits in dieser Chronologie verweist Raabe auf ggf. später erschiene- ne, kommentierte Neudrucke oder Materialienbände zu diesen Titeln. Die Arbeit

des jeweiligen Autors als Herausgeber oder Übersetzer wird in separaten Unterpunkten aufgelistet. Werk- und Briefausgaben sind ebenso berücksichtigt, wie ein Verweis auf den Fundort der Nachlaßbestände. Die Einzeldokumentation der Autoren wird ggf. durch Literaturhinweise, Archivfindbücher und -bestandsverzeichnisse sowie Personalbibliographien ergänzt. Durchgängig zweispaltig gesetzt, ist der Text durch eine Vielzahl von interessanten Umschlagabbildungen, Titelzeichnungen, Buchillustrationen und Faksimiles angereichert.

Ein Repetitorium, das in umfangreichen Listen den Lexikon-Teil nach einem jeweils spezifischen Erkenntnisinteresse auflöst, bildet den zweiten Teil des Bandes. Von den Fragen, nach denen diese Auswertungen zustande gekommen sind, sollen nur einige – weniger übliche – auf deren Charakter verweisen: Welche Autoren haben wo promoviert? Wann und wie ist ein Autor zu Tode gekommen? Welche Verlage haben welche Bücher gemacht? Welche Titel eines Autors sind erst posthum publiziert? Welche Titel wurden im Ausland verlegt? Und viele weitere ... Sehr verdienstvoll ist ein chronologisches Gattungsrepetitorium, das es recht einfach macht, die Betätigung der vorn verzeichneten Autoren in den unterschiedlichen Genres rasch aufzufinden. Daß über ein Allgemeines Namensregister am Ende des Bandes eine schnelle, erste Orientierung vorgegeben ist, braucht fast nicht erwähnt zu werden. Raabes Bibliographisches Handbuch wird mit Sicherheit ein Standardwerk der Literaturwissenschaft zum Gegenstand des Literarischen Expressionismus.

Günter Berg (Amöneburg/Karlsruhe)

Mandel, Ernest: Ein schöner Mord. Sozialgeschichte des Kriminalromans. Aus dem Englischen übersetzt von Nils Thomas Lindquist. Athenäum Verlag, Frankfurt/M. 1987 (172 S., br., 28,- DM)

Das Buch ist eine Mischung aus *Who's Who in Crime Fiction*, *Kleine Geschichte des Verbrechens in der bürgerlichen Gesellschaft*, *Theorien über den Krimi* und *Marxismus leichtgemacht*, aber keine »Sozialgeschichte des Kriminalromans«, wie der Untertitel verheißt. Mandel gesteht gleich zu Anfang, daß er gerne Krimis liest (9). Und er hat viele gelesen, was man in Form von seitenlangen Aufzählungen der folgenden Art zu spüren bekommt: »Agatha Christie ... war eine Meisterin im Erzeugen und Durchhalten von Spannung.« »Raymond Postgate wurde beröhmt durch seinen Roman *Das Urteil der Zwölf* (1940). »Nicholas Blake erfand den Detektiv Nigel Strangeways.« (33f.) Aber Mandel bezieht auch Stellung, knapp und unmißverständlich: Raymond Chandlers »sozialkritische Schriftstellerei« sei »im Grunde immer noch bürgerlich« (45), Ross Macdonald »viel offener antikapitalistisch eingestellt als Chandler« (46), Simenons »Kommissar Maigret der allergewöhnlichste, staatsfromme Kleinbürger« (59), während Sjöwall/Wahlhö »eine unübertroffen kritische Haltung an den Tag« legen würden (66).

Beachtlich ist auch die Vielfalt der Theorien, die Mandel verwertet. Erste Theorie: der Krimi widerspiegele die Geschichte des Verbrechens in der bürgerlichen Gesellschaft. Die »Ausbreitung der Armut in London« und damit verbunden der Kriminalität, argumentiert Mandel etwa, lösten »große Angst vor Unsicherheit und sozialem Chaos aus. (...) Und genau zu dieser Zeit erlebte der Kriminalroman seinen ersten Durchbruch zur Popularität, als 1868 *Der Monddiamant* von Wilkie Collins erschien.« (16) Wie zeigt sich die Angst vor der zunehmenden Kriminalität und dem sozialen Chaos in den Kriminalromanen selbst, etwa in Collins *Monddiamant*? Mandel referiert 15 Seiten lang über Geschichte und Bedeutung des Verbrechens im 19. Jahrhundert, um dann zu erklären: Die ersten Detektivromane befaßten »sich im Grunde ... gar nicht mit dem Verbrechen als solchem. (...) Das wirkliche Thema der frühen

Detektivromane ist ... nicht das Verbrechen oder der Mord, sondern das Rätsel.« (25)

Diese Tatsache stellt die Hypothese über den engen Zusammenhang zwischen realer Kriminalität und Krimi zumindest in Frage. Mandel läßt sich dadurch nicht beeindrucken. Er greift einfach zur nächsten, diesmal zur *Trivilliteratur-Ablenkungs-Theorie*: Als Trivilliteratur würden die Detektivromane eben, anders als »authentische Literatur« über das Verbrechen, von diesem als einem menschlich-moralischen und gesellschaftlichen Problem ablenken, indem sie es »auf lösbare Rätsel« reduzieren (18f., 26, 35). Bevor der Leser über diesen argumentativen Kunstgriff genauer nachdenken kann, hat Mandel auch schon die nächste Theorie parat: die *Katharsis-Theorie* (25), die *Triumphf-der-Ratio-Theorie* (37), die *Verdinglichungs-Theorie* (50ff.) oder Brechts *Katastrophen-Theorie* (83), und zwischendurch liefert immer »wieder einmal ... die Geschichte des Verbrechens den Schlüssel zur Geschichte des Kriminalromans« (70).

Keine dieser Theorien ist neu, keine wird einer kritischen Prüfung unterzogen oder durch genaue Einzelanalysen erhärtet. Ausgehend von dem Anspruch, als Marxist alle gesellschaftlichen Phänomene erklären zu können (10), vereint Mandel gängige Deutungsversuche des Krimis zu einem flexibel über den Tatsachen schwebenden Konglomerat, bei dem jede Theorie für die andere einspringt, sobald diese sich in Widersprüchen zu verheddern droht. Aber manchmal ist auch er einfach ratlos: »Wir können nur kopfschüttelnd seufzen und staunen«, schreibt Krimi-Fan Mandel, »wie -zig Millionen Anhänger es friedlich und unkritisch *genießen*, zehn, zwanzig, dreißig Episoden voll scheußlicher Gemetzel pro Jahr zu lesen, was fünfhundert bis tausend imaginären Morden in einem Leserleben entspricht. Wie schrecklich muß unsere Gesellschaft sein« — noch 'ne Theorie —, »welch fürchterliche Frustrationen muß sie erzeugen, damit solche Schilderungen zur bevorzugten Freizeitbeschäftigung ... werden konnten.« (100)

Was bei Mandel hilflose Formen annimmt, verweist jedoch auch auf die tatsächlichen Lücken und Schwierigkeiten, mit denen sozialgeschichtliche Deutungsversuche des Krimis zu kämpfen haben und die Mandel durch Häufung von Fakten und Theorien zu überspielen sucht: daß der sozialgeschichtliche Bezug auf die reale Kriminalität ebenso verlockend wie fragwürdig ist; daß der — m.E. als Ansatz brauchbarere — Begriff der Entfremdung zu allgemein ist, um die spezifische Ästhetik des Krimis zu erfassen; daß das Genre disparater ist, als es auf den ersten Blick scheint; daß es an fundierten, sozialgeschichtlich orientierten Einzelinterpretationen mangelt; und daß diese, damit der interpretatorische Blick nicht von vornherein verstellt wird, eine kritische Reflexion der vorherrschenden Normen »authentischer Literatur« mit einschließen müßten.

Lutz Krütfeldt (Bremen)

White, Hayden: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Klett-Cotta Verlagsgemeinschaft, Stuttgart 1986 (335 S., Ln., 82,- DM)

Der Originaltitel »Tropics of Discourse« verrät schon das Programm des an der University of California lehrenden Geschichts-Professors (der übrigens 1973 mit seinem Buch »Metahistory« schon einmal einiges Aufsehen in Fachkreisen erregte): Der historische Diskurs sollte sich endlich aus seinem veralteten, aus dem 19. Jahrhundert stammenden Selbstverständnis lösen und sich den diskursiven Grundlagen widmen, die allen Formen der Geschichtsschreibung zugrunde liegen. Die Entscheidung, einem gegebenen Faktenmaterial eine gewisse Form zu geben, steht im Zusammenhang damit, nach welcher Maßgabe diese Fakten geordnet und selektiert wurden und

— das ist die zentrale These von White — wurde beeinflusst durch die Wahl eines adäquaten Verfahrens der sprachlichen Darstellung. Diese führt er, in der Tradition von Aristoteles und Vico, auf die rhetorischen Grundformen von Metapher, Metonymie, Synekdoche und Ironie zurück. Durch diese sogenannten Tropen erfährt die sprachliche Darstellung eine Vorstrukturierung, die für die Verleihung der Bedeutung oder des Sinns historischer Sachverhalte konstitutiv ist. Dies weist White nach durch eine tropologische Analyse sowohl verschiedener Klassiker der Geschichtsschreibung wie Ranke, Burckhardt, Michelet und Tocqueville als auch geschichtsphilosophisch orientierter Denker wie Marx und Hegel. Die auch hier in keiner Weise ideologisch verzerrten Ausführungen von White sind mithin Beweis für seine eigene Forderung, die Geschichte von den ideologischen Festlegungen wieder »herunter« auf die Sprache zu bringen. Es ist verlockend, seiner eleganten Argumentation zu folgen: Marx und Hegel, Levi-Strauss und Foucault, aber auch Freud und Piaget einmal unter diesem einleuchtenden Aspekt der tropologischen Grundstruktur ihrer Sprache zu sehen. Plötzlich bricht vieles zusammen, was bisher bestätigend oder ablehnend, polemisch oder ideologiekritisch über die wichtigen Denker und paradigmatischen Geisteshaltungen gesagt wurde. Der Blick richtet sich auf die freigelegten tropologischen Grundmuster, mittels derer alle Formen der historischen (oder allgemeiner: wissenschaftlichen) Darstellung bis hin zu ihrer immanenten Ideologie strukturiert werden.

Das führt unweigerlich zur Diskussion über das Verhältnis von Geschichte und Literatur, die er keineswegs in eins setzt, jedoch bewußt macht, daß auch Historiker darauf angewiesen sind, »Geschichten« zu erzählen vermittelt der gleichen Sprache und den gleichen tropologischen Verfahren, die auch Literaten benutzen. Ebenso unausweichlich ist die Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Positionen, von denen sich White ebenso differenziert absetzt, wie er auch ihre Vorzüge erwähnt. In Whites Analyse erweist sich z.B., daß Foucaults als antihistorisch deklarierte Etappen des Wissens sehr wohl geschichtsphilosophisch diachron sind. Infolgedessen benennt er ihn auch als »Geschichtsphilosoph der spekulativen Art«. Und Derridas Philosophie, in der Sicht Whites getragen von der Trope der Ironie, bezeichnet er als »Hypostasierung der Diskurstheorie« und als »Fetischisierung« der strukturalistischen Problematik. Man sieht: White zu etikettieren ist kaum möglich. Poststrukturalismus oder gar Posthistoire greifen ebensowenig wie kognitivistisch oder metaphysisch. Er selbst sieht sich in seinem Denken Vico am nächsten, jedoch im Unterschied zu dessen spekulativer Ausrichtung eher an differenzierter Analyse interessiert.

Die Anregungen, die White gibt, reichen weit über einen engen historischen Rahmen hinaus: das macht dieses Buch gerade für Philosophen und Sozialwissenschaftler zu einer wichtigen Lektüre.

Heiner Goldinger (Mainz)

Dietschreit, Frank, und Babara Heinze-Dietschreit: Hans Magnus Enzensberger. J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1986 (174 S., br., 19,80 DM)

Eine verlässliche Einführung in das Gesamtwerk Enzensbergers war lange überfällig. Es liegt in der Absicht des Verfasserenteams, die intellektuelle Einheit des lyrischen, essayistischen, publizistischen, übersetzerischen und editorischen Werks des Weltbürgers Enzensberger herauszustreichen und die von ihm gewählten Sujets und Genres als Ausfluß *einer* Intention, der »Formulierung des Unzeitgemäßen« (147), zu identifizieren. Zu diesem Zweck handeln die Autoren das drei Dekaden umspannende Schaffen Enzensbergers chronologisch ab. In drei Kapiteln (1955-1965, 1965-1975, 1975-1985) zeichnen sie den Weg Enzensbergers von »lyrischer Virtuosität« über

»Strategien gegen die Harmlosigkeit der Literatur« bis hin zur »Rückkehr zu den leisen Tönen der literarischen Mitteilungformen« nach.

Im Rahmen eines zwischen Forschungsbericht und Monographie anzusiedelnden Realienbuchs kommt die Analyse und Interpretation der Einzelwerke notgedrungen zu kurz. Dafür setzen die Autoren mit der Würdigung der Herausgebertätigkeit Enzensbergers neue Akzente und referieren nicht nur die widersprüchlichen Positionen bürgerlicher und marxistischer Literaturwissenschaft und -kritik (das Literaturverzeichnis umfaßt 21 Seiten), sondern liefern auch die jeweils notwendigen »Stichworte zum politisch-kulturellen Kontext«, die trotz gelegentlicher Verkürzung oder Verknennung den Kern der politischen Entwicklung treffen. Das spezifisch Enzensbergersche Phänomen der ästhetischen Revolution, die der Sprache der Nachkriegslyrik völlig neue Töne, Themen und Techniken ermöglichte, führen sie zurecht auf das romantische Erbe Clemens Brentanos zurück, dessen poetischem Prinzip der »Entstehung« der Dichter seine Dissertation widmete. Sie spüren dem Einfluß Brechts (Lyrik als Gebrauchsgegenstand), Benns (artistische Brillanz des *poeta doctus*) und Adornos (autonomes Kunstwerk und kritische Negation) nach und charakterisieren die Kultivierung permanenten Fragens, Zweifelns, Widersprechens als den poetischen Gestus Enzensbergers, der dem Versuch der »Wiedergewinnung des Subjekts« (7), der Ungewißheit über die »Rolle des Individuums im historischen Prozeß« (7) entspringt.

Hauptthese des Buches ist die »erstaunliche Kontinuität Enzensbergers« (128), der »über Jahre und Jahrzehnte thematische Stränge ... verfolgt« (112) habe und dessen Verständnis der Verklammerung von Poesie und Politik die entscheidende Konstante seines Denkens darstellte. Wertete Enzensberger bereits sein belletristisches Werk, die autonomen lyrischen Gebilde, als »Produktionsmittel von Wahrheit« (23), so nötigte ihn das »Dilemma des Dichters« (31), die Wirkungslosigkeit und Unwirksamkeit der widerständigen Literatur, zu einem Programm der »politischen Alphabetisierung Deutschlands« (*Gemeinplätze*) gegen die 1962 analysierten ideologischen Apparate der Bewußtseinsindustrie. Statt der Fiktion stand für ihn die Dokumentation obenan. Die häufig als These vom Tod der Literatur überhaupt doktrinär mißverstandene operative Literaturauffassung dieser Zeit vertraute auf die Subversivität des rekonstruierten und arrangierten Materials: die Reportage, die Textcollage, die Zitatmontage. Enzensbergers *Kursbuch*, seine Medientheorie und seine »politischen Lesebücher« gehören in diesen Rahmen.

Freilich geht die Kontinuitätsthese der Verfasser auf Kosten einer Erkenntnis der Risse, Brüche und Verwerfungen auch im Werk Enzensbergers. Wenn es zutrifft, daß Enzensberger noch stets seinen Vorsprung vor den Zeitläufen behauptet hat und ein »Häretiker jenes Zeitgeistes ist, den er des öfteren mit herbeirief« (147), dann ist, da die Zeit und das Zeitgemäße nicht stillstehen, die Positionsveränderung des alerten Autors einprogrammiert. So sehr »dieses ständige Schwanken und Schlingern« (Peter Rühmkorf), die Bewegung »im Rhythmus des Mäanders« (Michael Zeller) sich auch in jedem Einzelwerk und in jeder Periode seines Schaffens finden, so sehr spiegelt doch Enzensbergers Gesamtentwicklung die Phasen der gesellschaftlichen Politisierung und Entpolitisierung — antizipierend — wider. Wer einmal »das wahre Subjekt der Geschichte« (*Der kurze Sommer der Anarchie*) beschwört, ein andermal resignierend konstatiert, »daß die gesellschaftliche wie die natürliche Evolution kein Subjekt kennt« (*Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang*), wer von der Utopie (»Utopia«) über die Apokalypse (*Furie des Verschwindens*) zur Idylle (»Festlicht«) vorrückt und wohlgermut den Eskapismus bejaht, der hat sich bestimmter ideologischer Positionen ent schlagen. Die mit der Herausgabe von *TransAtlantik* erfolgte

»Liebeserklärung an eine politische Realität« (133), die Enzensberger früher nur negieren konnte, die »Hommage an die innovative Kraft und kulturelle Hegemonie des sonst so verteuflerten Kleinbürgers« (134), die »Apologie der Normalität« (135) sind Beleg genug für einen grundlegenden politischen Wandel Enzensbergers *im Einklang* mit den Verhältnissen.

Ein Buch, das sich mit einem glänzenden Stilisten befaßt, muß sich Sprachkritik gefallen lassen. Zunächst wäre den Autoren ebenso wie ihren Lektoren ein kurzer Lehrgang über Präpositionen zu empfehlen. Darüber hinaus enthält der Band eine Vielzahl von Stilblüten. Daß Enzensberger den dialektischen und historischen Materialismus »goutierte« (107), der Marxismus eine »ökonomische Methode« (103) ist und die *Gespräche mit Goethe* von Biedermann stammen (98), ist neu, und wie jemand in aller Unschuld in einem Atemzug vom »sozialistischen Lager« (113), vom »Realen Sozialismus« (135) und von der »Profitwirtschaft« (108) im Osten sprechen kann, unbegreiflich.

Hans-Christian Oeser (Dublin)

Frow, John: *Marxism and Literary History*. Basil Blackwell, Oxford 1986 (275 S., Ln., 19,50 £)

Frow bezeichnet sein Buch als einen Versuch in marxistischer Literaturtheorie und meint damit seinen Anspruch auf eine Position in Beziehung sowohl zu einer theoretischen Tradition als auch zu sozialistischer Praxis (5). Obwohl er sich vor allem gegen Varianten des liberalen Humanismus abgrenzt, gilt seine ausgeführte Kritik insbesondere der klassischen marxistischen Literaturtheorie, zu deren Exponenten er Plechanow, Mehring, Caudwell, Fischer und Literaturtheoretiker der DDR wie Träger und Weimann rechnet und die er beispielhaft an Georg Lukács' Gesamtwerk diskutiert, sowie deren strukturalistischer Herausforderung durch Macherey, Eagleton und Jameson.

Frows Untersuchungen dieser Tradition gehen von der Basis-Überbau-Metapher aus, um die Problematik einer ontologischen Unterscheidung zwischen Literatur und Realität nachzuweisen: »Every metaphoric of the social structure generates a corresponding model of historical change, which in turn has consequences for the conceptualization of the literary discourse and literary history.« (9)

Lukács' Theorie, für die die Realität in den Gattungen der Literatur im Inhalt sich selbst darstellen soll, verfehle das Problem der Vermittlung aus Gründen, die in der politischen Praxis liegen: Weil er keine politische Vermittlung kenne, schreibe er der Literatur eine ethisch-utopische Funktion zu. Auch in Machereys Theorie entdeckt Frow die ontologische Unterscheidung zweier Reiche: Die Literatur erhalte ihrer Form wegen eine — ihrem Material: der Ideologie, entgegengesetzte — invariante Funktion der Erkenntnis, die der Wissenschaft in Althusser's Sinn entspreche, welche resolut außerhalb und oberhalb der Geschichte angesiedelt werde. Diese absolute Autonomie erklärt Frow politisch. Jamesons Lösung des Vermittlungsproblems erhält zunächst mehr Kredit, weil sie die vom Strukturalismus wahrgenommene und vom Poststrukturalismus radikalisierte Intertextualität ernst nehme. Als Metakommentar frage diese marxistische Hermeneutik nach der Funktion des Textes in Beziehung zu seinen Interpretationen: aber indem Jameson alle Interpretationen auf eine letztlich ungeklärte konkrete Erfahrung der Geschichte zurückführe, bleibe er im Rahmen des traditionellen Modells von zwei Polen: beim Dualismus des Primären und des Abgeleiteten, den Frow mit Derrida metaphysisch nennt. Jamesons Erfahrungsbegriff liest Frow als problematisches, insbesondere von Benjamin herrührendes Erbe, das fehlende Begriffe kompensieren soll. Schärfer noch fällt die Polemik gegen Eagleton aus; dessen Benjamin und Bachtin folgende Spekulationen über

die Materialität der Sprache seien fruchtlose Metaphysik, die Überpolitisierung der Theorie mache Eagletons Texte für deconstruction reif.

Das Kapitel »Discourse and Power« versucht, einen semiotischen Ideologiebegriff zu gewinnen, der die traditionellen Implikationen (wahr/falsch; symbolisch/real; Subjekt-expressive Einheit) negieren soll. Engels' Manchester wird als Modell genommen, sein »reading« (53) von Manchester als »semiotic system«, das Rezeptions- und Interpretationsweisen hervorbringe (55). Ideologie bestimmt Frow als »state of discourse in relation to class struggle« (61), »statement« als die zwischen langue und parole angesiedelte Form, in der Diskurs existiere (67). Macht und Politik bleiben eigentümlich vage Begriffe, denn Frow geht es im Begriff *Klassenkampf* um prinzipielle Asymmetrie einerseits, um Spiel andererseits. Er unterscheidet Universen des Diskurses mit verschiedenen Funktionen und Genres des Diskurses mit unterschiedlichen Regelsystemen, sieht jedoch kein Band zwischen Position im Diskurs und sozialer Position.

Frows allgemeine Einwände gegen mehr oder weniger relevante Bestände eines essentialistischen Literaturbegriffs bei Macherey, Jameson und Eagleton lenken zu recht die Aufmerksamkeit auf die »literary discursive formation« (82). Mit diesem Konzept bezieht sich Frow auf Benjamins und Brechts theoretische Bemühungen um die »Apparate« (83), ohne daß er die von der DDR-Literaturwissenschaft ausgearbeitete Kategorie »Literaturverhältnisse« zur Kenntnis genommen zu haben scheint, während ihm Bürgers Konzept »Institution Literatur« kritische Bemerkungen wert ist. Die Ausklammerung der Institution der Macht bildet jedenfalls den leitenden Gesichtspunkt der Kritik im Kapitel über den Russischen Formalismus. Frows Lektüre der Formalisten reinigt deren Theorie des literarischen Prozesses von Bezugnahmen auf die Realität (Schklovskij) und von Wesensbestimmungen des Literarischen (Mukarovsky, Jakobson), um vor allem Tynjanow zu folgen: »The central Formalist concept of the negative dynamic of literary evolution makes it possible to escape that historicism which can perpetuate itself only on the basis of metaphors of identity.« (100) Frow reflektiert die Nähe zu Jaus's frühem Entwurf der Rezeptionsästhetik, die den Anspruch auf historische Präzision erheblich mildert und es erlaubt, die gegen Macherey, Jameson und Eagleton eingeklagten Apparate zu bloßen Institutionen der Automatisierung zu machen. Die tendenzielle Enthistorisierung zeigt sich auch in der Identifizierung von Automatisierung und Warenform, wofür dann Brecht ebenso gut wie Baudrillard herhalten kann. Wie sehr der Anschluß an die negative Definition der literarischen Evolution dem Konzept von Ideologie und Klassenkampf als Diskurs und »play« oder »game of power« (passim) entspricht, zeigt die Gleichsetzung von Literaturgeschichte mit dem »play of canonic and noncanonic discourses« (158).

Der theoretische Grundriß bleibt so hinter dem im Kapitel »For a Literary History« entworfenen Programm zurück, das Literaturtheorie zu einer mit Literaturgeschichte verbundenen deskriptiven »knowledge of conditions and functions« (121) machen will. Trotz dieser Grenze zeigen vor allem die in den beiden Kapiteln »Intertextuality« und »Text and System« gegebenen Textinterpretationen (zu Homer-Übersetzungen, Dickens und Frank Hardy), wie produktiv Frows Verallgemeinerung von Bachtins Romantheorie zur Literaturtheorie sein kann. Frow definiert Bachtins Monologisches so um, daß es zur »reproduction of official norms« (163) wird, ohne aufzuhören, auf Redevielfalt bezogen zu sein.

Den Kampf oder das Spiel der kanonischen und nicht-kanonischen Diskurse sieht Frow aus den untersuchten Texten und dem interpretatorischen Interesse heraus konstituiert, wobei er verschiedene Ebenen unterscheidet, auf denen »authority of a

literary system and a canonic norm is confirmed or challenged« (157) und denen verschiedene Möglichkeiten entsprechen, ideologische Realitäts- und Subjekteffekte hervorzubringen.

Die Rolle des interpretatorischen Interesses im diskursiven Klassenkampf verspricht das letzte Kapitel zu bestimmen, das Derridas und Foucaults Lektüre von Descartes' »Meditationen« nicht einfach als »opposition between an immanent textual analysis and a historical analysis« (213) nimmt, sondern als Hinweis auf den im Poststrukturalismus ungeklärten politischen Bezugsrahmen jeder Lektüre. Frow, der sich hier zur australischen New Left bekennt, löst die anfangs für das Marxistische seines Unternehmens aufgestellte Forderung einer Beziehung auf sozialistische Praxis in einer der Vagheit seines Klassenkampf-Begriffs entsprechenden Weise ein: als hermeneutische, gegen positivistische Verkennung gerichtete Selbstreflexion: »There is no outside of power. But to write, within discursive limits, with a recognition of what these limits are and of the forms of discursive objects and relations delimited by a discursive formation is to push at these limits, to lay them open to the inspection of a counterpower whose force is not completely contained or foreseen.« (231)

Helmut Peitsch (Swansea)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Lindberg, David C.: Auge und Licht im Mittelalter. Die Entwicklung der Optik von Alkindi bis Kepler. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1987 (573 S., Ln., 78,- DM)

Seit der Antike ordnet sich unser Wissen nach dem Muster des Sehens. Begriffe wie Schein und Erscheinung, Spekulation und Anschauung, Reflexion und Einsicht, Projektion und Theorie, die ihre metaphorische Herkunft kaum verleugnen, halten eine Wertschätzung des Gesichtssinns gegenwärtig, die über das rein Ästhetische, das sich überhaupt erst in der Neuzeit formierte, weit hinausgeht. Freilich ist das Sehen auch trügerisch, und so ist es kaum verwunderlich, daß die Erkundungen des Gesichtssinnes und seiner Funktionsweise eine reiche Tradition ausgebildet haben.

David C. Lindberg spürt den Anfängen der zumindest für das okzidentale Denken bezeichnenden Betonung des Sehens nach. Für seine Untersuchung hat er sich — was der Stringenz seiner Darstellung nur zugute kommt — äußerste Zurückhaltung auferlegt: Geistes- und kulturgeschichtliche, erkenntnistheoretische und psychologische Gesichtspunkte nachgerade meidend, konzentriert sich Lindberg ganz auf Probleme der Optik, auf theoretische Kontroversen und Schulbildungen. Es gelte, so sagt er, das Problem des Sehens *für sich* zu betrachten. Wer nun allerdings argwöhnt, eine derart rigorose Selbstbeschränkung ließe sich das Beste entgehen, der wird im Verlauf der Lektüre auf's angenehmste überrascht. Bereits die scharf gezeichneten Miniaturen, die einleitend die antiken Sehtheorien vorstellen, führen dem immensen Reichtum des Themas vor Augen.

Nach Lindberg hat das Interesse der Alten an Fragen der Optik hauptsächlich drei Beweggründe: zunächst einen *medizinischen*, die Anatomie des Auges zu erkunden; sodann den *philosophischen*, die Modalitäten der Wahrnehmung zu klären; schließlich den *mathematischen*, den Sehraum zu berechnen. Nimmt man nun die speziellen Fragestellungen der Physiker, Astronomen und Maler noch hinzu, die mit jenen Motiven vielfältig korrespondieren, dann wird plausibel, daß und warum die Optik bis zum Mittelalter allmählich zu einer *Universalwissenschaft* hat heranwachsen können. Ihr oblag es zu klären, wie — in einem ganz buchstäblichen Sinn — unser

Bild von der Welt entsteht. Bevor es jedoch soweit war, wurden etwa seit dem 8. Jahrhundert die optischen Kenntnisse der griechischen Antike von der arabischen Naturphilosophie aufgegriffen und fortentwickelt. Alkindis Analysen des Sehkegels sollten die Optiken des Mittelalters ebenso beeinflussen wie das Werk Alhazens, dessen Schrift *De aspectibus* endgültig mit der so lange erfolgreichen, ursprünglich wohl atomistischen »Empfangstheorie des Sehens« brach. Alhazen bewältigt die Unzulänglichkeiten dieser Theorie, derzufolge sich *eidola* (Demokrit, Epikur) bzw. *simulacra* (Lukrez) den Weg zum Auge bahnen, indem er die sichtbaren Gegenstände punktweise auflöst und jeden einzelnen Punkt einen Strahl aussenden läßt — ein Gedanke, der uns heute nur deshalb so trivial erscheint, weil wir seine geistigen Erben sind. Erst in der Rekonstruktion wird deutlich, wie weit der Weg bis dahin tatsächlich gewesen ist.

Keplers Theorie des Netzhautbildes, so Lindbergs These, vollendet schließlich das Mittelalter, aber sie erschüttert es nicht. Sie antwortet auf Fragen, deren präzise Formulierung den arabischen Gelehrten und deren Begriffe den spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Perspektivisten zu danken war. Lindbergs dezidiert konventionelle Darstellungsweise bietet zweifellos den Vorteil der Schlüssigkeit: Probleme lassen sich isolieren, in deren wechselhaften Bewältigungsversuchen allmählich ein Resultat entsteht, das dem ganzen Prozeß von Anfang an als Ziel vorzuschweben schien. Und sie gibt Raum für epische Breite: Den Sehtheorien eines Alexander von Aphrodisias, eines Blasius von Parma oder Constantinus Africanus läßt sie ebenso Gerechtigkeit widerfahren wie jenen Leistungen, die dem Konsens der Geisteswissenschaften zufolge längst als Großtaten gelten durften. Umgekehrt büßen Leonardo und Della Porta Versuche mit der Camera obscura oder Brunelleschis und Albertis Erschließungen des Sehraums durch die Zentralperspektive ihre Exponiertheit beinahe restlos ein. Im Zusammenhang betrachtet fallen sie so wenig auf wie die Fäden in einem von unsichtbarer Hand gewobenen Text.

Mag ein solcher Gestus auch bedenklich scheinen — man wird dieser gelehrten Studie ihre Freude an der Synthese um so bereitwilliger nachsehen, als sie sich in ihrer beinahe skrupulösen Detailgenauigkeit konkurrierenden Lesarten an keiner Stelle ganz versagt. Großzügig erschließt sie Quellen nicht nur der hierzulande kaum je beachteten islamischen Naturphilosophie, sondern auch der frühneuzeitlichen Kunsttheorie, der Physik und der Augenheilkunde. Anmerkungsteil und Bibliographie sind wahre Fundgruben.

Niemand anderer als Ludwig Feuerbach wird später die alte Wertschätzung des Gesichtssinns erneuern und erklären, das Auge sei himmlischer Natur, und nur der Mensch feiere »theoretische Augenfeste«. Nichts vermittelt einen lebhafteren Eindruck davon, was alles dem besinnungslosen Bildkonsum unserer Tage entgeht, als der grelle Kontrast zwischen der Ödnis jener elektronischen Flimmerbildchen, die uns immer bloß Talmi geben, und solcher, von den Alten begründeter Schaulust.

Ralf Konersmann (Hagen)

Loiperdinger, Martin: Rituale der Mobilmachung. Der Parteitagfilm »Triumph des Willens« von Leni Riefenstahl. Leske + Budrich Verlag, Opladen 1987 (196 S., br., 33,- DM)

Gegen die vor allem im Fernsehen übliche Verwendung von Bildern aus Propagandafilmen als scheinbar authentische Darstellung des Faschismus will der Autor zeigen, wie der Faschismus in diesen Filmen ein Bild von sich selbst produziert. Gegen die nach wie vor vorherrschenden Manipulationstheorien, vorgeführt am Beispiel Benjamins und Kracauers, verfolgt Loiperdinger vor allem die inhaltlichen Aus-

sagen der Bilder, die ein gezieltes Programm verfolgen. Die herausgehobene Stellung gerade dieses Films zeigen die Rahmenbedingungen seiner Entstehung und Vorführung. Loiperdinger identifiziert die NSDAP als eigentlichen Produzenten, Hitler selbst beauftragte Leni Riefenstahl mit der Regie. Der Film wurde in den Kinos ohne das übliche Beiprogramm (Wochenschauen, Vorfilm) gezeigt und durch Reden der örtlichen Parteileiter oder ein allgemein festliches Rahmenprogramm eingeleitet. Zur weihevollen Stimmung wird dabei die zwei Minuten dauernde Wagner-Ouvertüre bei völliger Dunkelheit zu Beginn jeder Vorführung beigetragen haben.

Loiperdinger unterscheidet eine manifeste und eine latente Ebene des Films. »Manifest werden diejenigen Aussagen genannt, die sich aus der Sichtweise ergeben, die den dramaturgischen Idealisierungslinien folgt. — Latent werden diejenigen Aussagen genannt, die sich aus einer Sichtweise ergeben, die durch eine gegenläufige Veränderung der Aufmerksamkeitsrichtung erst konstituiert werden muß.« (57)

Auf der manifesten Ebene werden Schauplätze, Straße, Halle und Feld unterschieden. »Den drei Ideal-Schauplätzen entsprechen drei Akteure, die sich unter dem Titel Volk, Führer und Partei oder auch Bürger, Führer und Soldaten zusammenfassen lassen.« (65) Der Film läßt in diesen Bildern Volk und Partei vermittelt durch die Person Hitlers zusammenfallen. So zeigt der erste Teil lange Passagen aus dem inoffiziellen Teil des Parteitags, in denen z.B. die Partei-Soldaten im Lagerleben als Teil des Volkes vorgeführt werden. »Beim Vorbeimarsch der Soldaten von Arbeitsdienst, SA und SS vor dem Führer auf dem Nürnberger Hauptmarkt ist auch das Volk zugegen. Die Filmregie ist sichtlich bemüht, seine Anteilnahme an der Parteitagsparade darzustellen...« (74). Die Einheit von Volk und Partei konstruiert der Film, indem er beide Gruppen ihre Treue zu Hitler demonstrieren läßt, dem damit die entscheidende Rolle zur Herstellung einer faschistischen deutschen Nation zugewiesen wird. In diesen Szenen geht es also darum, die Vorstellung von der NSDAP als einer beliebigen gewählten Partei zu ersetzen durch die Vorstellung einer Einheit von Volk und Partei — die aber eine hierarchisch gegliederte Einheit bleibt: »Die Demonstration der Treue findet statt auf dem Schauplatz freies Feld, den Zeppelinwiese und Luitpoldhain bilden, bei den vier Appellen von Freiwilligem Arbeitsdienst, Hitlerjugend, Politischen Leitern sowie SA und SS. Diese Reihenfolge markiert zugleich eine *hierarchische Bewegung vom Volk hin zur Partei*.« (73) Das Volk tritt in dieser Szene bereits als uniformiertes Volk, »freiwilliger Arbeitsdienst«, auf, was bereits auf die zweite Aussage des Films verweist. Denn der Film bleibt nicht bei der allgemeinen Versöhnung von Volk und Partei stehen, sondern weist dieser ein Ziel zu. »Die Beschwörung der Toten als die Verpflichtung der Lebenden, so zu handeln wie sie, ist der rote Faden, der die Parteitagsbehandlung im TdW [‘Triumph des Willens’] von Anfang bis Ende durchzieht.« (79) Gerade in diesen Szenen ist die Führerschaft Hitlers zentraler Gegenstand — die Bilder, in denen Hitler, begleitet allein von Himmler und SA-Stabschef Lutze, die geordneten Massen der SA durchschreitet, gehören zu den bekanntesten des Films. »In der stummen Zwiesprache mit den Toten demonstriert Hitler die Exklusivität seines Führertums: Er empfängt gleichsam das Vermächtnis der Toten, um es dann in Form unumstößlicher Befehle weiterzureichen an die Lebenden.« (82) Die in der Treue zum Führer hergestellte Einheit von Volk und Partei bedeutet damit in letzter Konsequenz: »Treue zum Führer heißt die Bereitschaft zum Sterben für Deutschland. Das ist, auf einen Nenner gebracht, die politische Botschaft von TdW.« (83) In diesem Sinne dient der Film bereits 1934 der zunächst »geistigen Mobilmachung« und damit der aktiven Kriegsvorbereitung. Diese Aussagen zielen aber nicht nur auf das deutsche Publikum, sondern zu diesem Zeitpunkt auch auf das Ausland, dem unmißverständlich vorgeführt werden soll, daß

Deutschland wenn schon noch nicht die militärischen Mittel, so doch die »geistigen« Voraussetzungen für die Wiederaufrüstung erfüllt. Und wie einige Beispiele ausländischer Presserezeptionen zeigen, ist diese Botschaft auch verstanden worden.

Auf der Ebene der latenten Aussagen kann Loiperdinger zeigen, daß der Film bemüht ist, die während der Röhm-Affäre aufgebrochenen und blutig bereinigten Widersprüche innerhalb der Nazi-Partei zu harmonisieren. »Die Aufmerksamkeit, die der SA in TdW zuteil wird, gilt einer entmachteten Organisation, die für ihre Verurteilung zur politischen Bedeutungslosigkeit mit der Aufgabe entschädigt wird, die Parteilegende zu repräsentieren.« (109)

Am Schluß versucht der Autor, den üblicherweise eng im Zusammenhang mit Manipulationstheorien gebrauchten Begriff der faschistischen Propaganda »als den prozeßhaften Komplex der unmittelbaren *Staatsöffentlichkeit des Faschismus* zu begreifen und diesen seinerseits zu gliedern in drei *Präsentationsformen* staatsfaschistischer Inhalte, die zugleich eine *progressive Aktivierung der Adressaten* implizieren: *Ideologie, Mythos und Ritual*« (145). Ideologie wird verstanden als »argumentative Präsentationsform« (146), also im Sinne von Weltanschauung, Mythos als Umsetzung ideologisch formulierter Werte in den Bezugsrahmen eines Kampfes von Gut und Böse, Ritual hingegen als die Form, in der sich der Mythos artikuliert. »Vergleicht man Ideologie, Mythos und Ritual bezogen auf die versuchte Vereinnahmung der Adressaten ..., so ergibt sich, daß die Präsentationsform des Rituals den höchsten Mobilisierungsgrad für sich verbuchen kann: *Die Appellfunktion der vom Faschismus betriebenen Staatspropaganda fällt beim Ritual unmittelbar mit ihrer Erfüllung zusammen*, indem sich die *Adressaten* durch ihre motorischen Aktivitäten im Ritualverhalten zugleich als *Teilnehmer* zu erkennen geben.« (150)

Ralf Schlechtweg-Jahn (West-Berlin)

Neret, Gilles: Die Kunst der Zwanziger Jahre. Malerei. Dekoration. Grafik. Design. Architektur. Plastik. Fotografie. Film. Aus dem Französischen von Jutta-Julia Magnin-Hassemer. Orell Füssli Verlag, Zürich, Schwäbisch Hall 1986 (248 S., Ln., 148,- DM)

Es handelt sich um einen prachtvoll aufgemachten Band, der viele auch ganzseitige Reproduktionen aus den verschiedenen Kunstgattungen und Genres enthält, keineswegs nur das Übliche, schon Bekannte. Den Titel ziert das Selbstporträt der am Steuer sitzenden Tamara de Lempicka von 1928. Ihm bescheinigt der Autor: es kündigt »eine neue Zeit« (165).

Wer meinen sollte, hier läge eine Kunstgeschichte vor, die den Anteil weiblicher Künstler als gleichwertigen würdigt, der täuscht sich. »Pferdestärken und weibliche Eleganz« (164). Autos und Frauen scheinen für den Autor eine wesentliche Faszination der »verrückten Zwanziger Jahre« (Titel des ersten Kapitels) auszumachen. »Die Maschine spiegelt die Zweideutigkeit der Verschlingerin wider«, so kommentiert er das Titelbild, »die verachtet und verführt« (165) — womit die *Femme Fatale* auch für die Zwanziger Jahre gerettet wäre. »Sie ist zugleich Panzer und Fleisch, mythisch und modern« (ebd.). — Voller Begeisterung beschreibt er die Leistungen der angewandten Künste dieser Zeit, die »die Farben der Karosserie, die Accessoires, die Innenausstattung, kurz das Ornament, dessen schönste Ausformung die Frau selbst ist«, bestimmten (164). — »Die Künstler sind Zeugen dieser Verbindung. Frau, Mode und Automobil bilden eine thematische Trilogie, die von Plakatentwerfern und Zeichnern, Schmeichlern einer privilegierten Gesellschaftsschicht und Propheten der Kurzlebigkeit, bevorzugt dargestellt wird. So verkuppeln sie die Frau und das Auto ... zu sich einander ergänzenden Archetypen des Geltungsbewußtseins, des

Luxus und der Schönheit« (164). — Das sind keine zufälligen Ausrutscher. Den Blick auf die Frau als Schmuckstück, als von Künstlern entworfenes und geformtes Schmuckstück wohlgerne, finden wir wieder im Kapitel »Dekoration«, zwischen »Agitprop« und »Beschwingte Grafik oder Kunst wohin man blickt« (Kolumnentitel 193, 195): Josephine Bakers »sich räkelnde Nacktheit, ihr hinreißender Busen, ihre Lebhaftigkeit und der exotische Charme ihres Auftretens lassen sie zu einer Arabeske, dem anderen grafischen Symbol dieser Zeit werden« (194). Davor wird Tatlins Turm für die III. Internationale als »gigantisches Spielzeug« gefeiert (193), danach die Stimmung der Jahre zitiert: »Der Krieg ist zu Ende. Man muß sich amüsieren« (195).

Es ist keineswegs so, daß der Autor von der Frauenbewegung noch nichts gehört hätte. Er berichtet sogar über die Existenz der 160 feministischen Vereine in Frankreich und verschweigt auch nicht, daß Emeline Pankhurst in eben derselben Zeit wegen ihrer frauenrechtlerischen Aktivitäten im Gefängnis saß (197). Auch die revolutionären Künstler der frühen Sowjetunion werden gewürdigt: daß Dada und Bauhaus auch politische Ziele formulierten, bleibt nicht unerwähnt (vgl. 67f., 49f.). Aber alles läuft mehr oder weniger reibungslos nebeneinander. »In ganz Europa wird gefeiert.« (187) »Auch in Rußland feiert man, trotz der Revolution« (Beispiele dafür sind das revolutionäre Theater ebenso wie Majakowskis Rosta-Fenster) — bis die »unerbittliche Maschinerie des Bolschewismus« dem ein Ende bereitete (192f.).

Der Autor widmet sein Werk seinen Eltern, »die in den Zwanziger Jahren die schönsten Augenblicke ihres Lebens verbrachten«. »Die Goldenen Zwanziger«, das kennen wir, aber mehr aus der Welt der Revue und des Boulevardtheaters. In der Kunstgeschichtsschreibung hat zumindest in den letzten 15 Jahren etwas anderes das Bild bestimmt: wenn nicht die politische Kunst, die in die Kämpfe der Zeit einzugreifen oder den überkommenen bürgerlichen Kunstbetrieb in Frage zu stellen versuchte, so doch die Avantgarde als diejenige Kunst, die nach der Verfolgung durch den Faschismus wieder zu ihrem Recht kommen sollte. In diesem Band werden auch der Traditionalismus und die Rückkehr zum Klassizismus in den Künsten der zwanziger Jahre gewürdigt. Deutlich gemacht werden die Tendenzen, die schon vor dem deutschen Faschismus die künstlerischen Verfahrensweisen der Avantgarde rückgängig zu machen versuchten. »Man nimmt die Frau vor ihrer 'Verstümmelung' durch den Fauvismus, Expressionismus oder Kubismus in den Schutz«, heißt es zum »Wiederaufblühen« des Akademismus in Frankreich (44, vgl. 96). Aber diese Tendenzen werden nicht im Streit um künstlerische Verfahrensweisen verortet. Das ganze erscheint eher als gleichsam natürliches Spiel der Kräfte, ein wenig beeinflusst durch den Konflikt zwischen Generationen, die »Auflehnung der Söhne gegen die Väter« (7), mehr noch durch Nationalcharaktere und Landschaften (z.B. 23). Wenn die Künstler manchmal auch von einem Virus (zum Beispiel des Surrealistischen, 38) befallen werden können, letztendlich sind sie doch die Macher und Former.

In seiner rückwärtsgewandten Verherrlichung der Künstler und ihrer Formung der Frau enthält das Buch nichts Neues. Aber eine nicht unwesentliche Revision zeichnet sich doch ab, nämlich im Blick auf die (nicht zufällig großgeschriebenen) Zwanziger Jahre: Sie werden in der Zusammenschau der Künste zu einer Art Gesamtkunstwerk, mit durchaus konservativen Bestandteilen. Diese Revision ergänzt, wie mir scheint, die Revision, die seit einiger Zeit bezogen auf »die dreißiger Jahre« im Gange ist. So wenn deren Kunst, sei sie nun aus dem Nazi-Deutschland oder aus der Sowjetunion, zur notwendigen Reaktion auf die Un-Möglichkeiten der Avantgarde der zwanziger Jahre wird, wie es im Frühjahr letzten Jahres im Feuilleton der FAZ zu lesen war. Die Tendenzen und Künstler, die auf geglättete und heile Formen zielten,

haben sich schließlich dem Faschismus nicht widersetzt, nicht widersetzen müssen. Aber das ist nicht das Problem des Autors — und auch deswegen ist sein Buch ernst zu nehmen: als eines der Wende. Silke Wenk (West-Berlin)

Besel, Uli, und Uwe Kulgemeyer: Fräulein Freiheit. Miss Liberty Enlightening the World. Transit Buchverlag, West-Berlin 1986 (127 S., br., 38,- DM)

In einer aufwendigen Show wurde im Juli 1986 das hundertjährige Jubiläum der mit viel Geld restaurierten Freiheitsstatue gefeiert. US-Präsident Reagan ließ, wie die bundesrepublikanische Presse berichtete, »mit einem Knopfdruck« Miss Liberty mit ihrer Fackel wieder neu erstrahlen. Die AutorInnen beschreiben die Geschichte dieser Statue, die wohl zu den berühmtesten Denkmälern der Welt zählt, den ägyptischen Pyramiden, auf die sich schon der für die moderne Skelettkonstruktion der Statue verantwortliche Ingenieur Eiffel bezog, durchaus vergleichbar. Nicht mehr wegzudenken aus der Werbung, gleichzeitig ein umkämpftes Symbol, oft Gegenstand von Karikaturen, wenn es darum geht, »den Schein« der Freiheit zu entlarven — dann verliert Miss Liberty bisweilen ihre schlanke, aufgerichtete Gestalt, wird fett und alt ...

Wie sich Hoffnungen — und Enttäuschungen — über die amerikanische Wirklichkeit schon bei den Einwanderern des 19. Jahrhunderts mit der steinernen Repräsentantin »amerikanischer Demokratie« verbanden, zeigen Besel und Kulgemeyer in der einleitenden Übersicht über die Immigrationsbewegung, ergänzt durch literarische Texte von W. Whitemann über E. Kisch bis Magret Boveri. Sie wollen den »Anspruch der Aufklärung« explizieren, den die Statue hartnäckig in sich berge, nämlich »die Menschen an ihre selbstverschlafene Mündigkeit zu erinnern« (6). Das mag löblich sein, ob es möglich ist, scheint mir fraglich. Ihr Verdienst ist es, Materialien über Entstehungsgeschichte und Rezeption dieser Figur zur Verfügung zu stellen, einschließlich vieler Abbildungen. Damit läßt sich die Geschichte auch neu besehen.

Als die Freiheitsstatue im Oktober 1886 auf Bedloe's Island im New Yorker Hafen errichtet wurde, berichtete die Chicagoer Arbeiter-Zeitung: »In New York wurde ... mit Sang und Klang und großem Pomp die Statue der 'Freiheitsgöttin' eingeweiht. Ein Pfaffe eröffnete die Feier mit Gebet. Dies genügt für jeden denkenden Menschen. Die hundert Mädchen ..., welche sich in Brooklyn im Streik befinden, um sich der Vergewaltigung ihrer 'Herren' zu entziehen, waren nicht ... eingeladen.« — »... läßt sie ihnen [den Reichen, Anm.d.Rez.], ihre Freiheit aus Bronze. Wir wollen uns eine andere erkämpfen, die erwärmen und begeistern soll die Herzen der Menschen.« (63) Das monumentale Bild der Freiheit hat offenbar die Herzen doch eher und dauerhafter zu erwärmen vermocht als die Kämpfe der amerikanischen ArbeiterInnen. Sie sei, so glauben Besel und Kulgemeyer, Symbol für ein freieres Leben, eine »Sphinx der Freiheit« geblieben (73). Begründet sehen sie dies unter anderem darin, daß das Projekt der Freiheitsstatue aus einer Privatinitiative französischer Republikaner hervorgegangen ist. »Ich will versuchen, die Republik dort [in den USA, Anm.d.Rez.] zu glorifizieren, bis ich eines Tages sie bei uns wieder vorfinde.« So der Bildhauer F.A. Bartholdi über seine Pläne, in den Staaten für sein Projekt zu werben (41). Was dann mit französischen und amerikanischen Geldern aufgebaut wurde, hatte Bartholdi schon für einen anderen Zweck entworfen: Die Freiheitsstatue ist die Modifikation des Entwurfs für einen Leuchtturm am Suezkanal, der unter dem Titel firmierte: »Der Fortschritt bringt das Licht nach Asien« (74).

Wie es angehen konnte, daß solcher Universalitäts-Anspruch, den Kolonialismus und moderner Imperialismus gemein haben, mit einer weiblichen Skulptur wirksam artikuliert werden konnte, warum überhaupt der bürgerliche Staat sich in Bildern der

Weiblichen zu repräsentieren pflegt — ich erinnere an die Allegorien des Sieges, an Germania, Bavaria u.a. —, darüber machen sich die AutorInnen keine Gedanken. Sie fragen nur, ob die Statue »erotische Phantasien« freigesetzt haben konnte, um dies zu verneinen: »Ihre gesamte Erscheinung ist weniger auf weibliche Signale als auf imponierende, übersinnliche Wirkung angelegt« (86). Aber gerade in der Überhöhung der »Weiblichkeit« und ihrer Zeichen, ihrer Idealisierung und Verjenseitigung liegt das Problem. Darauf haben feministische Forschungen längst aufmerksam gemacht. Meine These ist: Gerade weil die Frauen ausgeschlossen waren/sind, ist ihr Bild geeignet, unter den konkurrierenden Männern als Bild imaginärer Gemeinschaftlichkeit zu fungieren. Vorausgesetzt ist allerdings ein Bild *idealisierter* Weiblichkeit. Bei Besel und Kulgemeyer finden sich viele Hinweise, daß dies auch bei der Allegorie der Liberty nicht anders ist. Sie konnte nicht nur als Zeichen der Verbindung zweier Nationen fungieren, sondern auch als Zeichen für eine imaginäre Versöhnung der Klassen.

Das Bild der Liberty war auch Gegenbild zu Delacroix' »Freiheit auf den Barrikaden« von 1830: Sie werde nicht »eine sein, die eine rote Mütze auf dem Kopf trägt, ein Bajonett in ihrer Hand, die über Leichen geht«, versicherte einer der französischen Protagonisten des Projekts. »Sie wird die amerikanische Freiheit sein, die nicht eine brandstiftende Fackel hält, sondern ein Fanal, welches erleuchtet ... die ewige Freundschaft der Vereinigten Staaten wird bei den zukünftigen Traditionen behahrt werden wie eine heilige Tradition.« (46)

Das Denkmal wurde in einer Zeit härtester Auseinandersetzungen zwischen den Klassen errichtet. Streiks, Straßenschlachten, Kämpfe um die Verkürzung der Arbeitszeit, Todesurteile für Arbeiter, die des Mordes an Polizisten bezichtigt wurden, standen auf der Tagesordnung. Und dennoch war diese Allegorie von allen Klassen anrufbar. Das Bild der »Weiblichkeit« schien geeignet, Bruderzwiste aller Art zu »lösen« — sie imaginär aufzuheben zugunsten »höherer« Interessen. Die Allegorie erhebt sich auf einem monumentalen Unterbau, der an Kriegerdenkmäler und Totenburgen erinnert. Wenn die AutorInnen meinen, daraus auf die »Unzeitgemäßheit« des Monuments schließen zu können, so verfehlen sie eine seiner wesentlichen Dimensionen, die ästhetische Überwindung des Sterblichen durch die Monumentalität. Behauptet wird eine Überwindung von Erdhaftigkeit, Tiefe, Dunkelheit und Sterblichkeit — und damit das Gegenteil: Himmel, Heiliges, Unsterblichkeit — Enlightenment (vgl. dazu z.B. 45). Daß das Erdhafte, die Materie, wogegen sich »das Männliche« erhebt, mit Frauen verknüpft wird, kann ich als bekannt voraussetzen. Wichtig für die Analyse der in überdauernden Materialien geformten Allegorie ist, daß sie das Bild von »Weiblichkeit« enthält, das aus und gegen diese »Tiefen«, aus und gegen die Erde »emporgehoben« wird, als idealisiertes Bild von »reiner Weiblichkeit«, vielleicht auch der »reinen Mutter«. Verdrängt und zugleich in den Himmel gesetzt, das kennzeichnet die »Weiblichkeit« in der allegorischen Statue. Das kann die Männer aller Klassen verbinden. — Das Modell für die Liberty soll eine Modistin gewesen sein, die Bartholdi später geheiratet hat (47). Aus Mademoiselle Jeanne-Emilie Bahoux wurde Madame Bartholdi, und dann hat man nichts mehr von ihr gehört. »Miss Liberty« blieb eine Miss, auf Dauer. Silke Wenk (West-Berlin)

Ang, Ien: Das Gefühl Dallas. Zur Produktion des Trivialen. Daedalus Verlag, Bielefeld 1986 (172 S., br., 24,- DM)

Wer Aufklärung und Information über die amerikanische Serie und ihren internationalen Erfolg erwartet, sieht sich enttäuscht, denn Gegenstand des Buches ist nicht die Serie, sondern sind 42 Briefe von Zuschauerinnen. Die Autorin hat sie auf eine

Kleinanzeige hin zugeschickt bekommen, die sie in der niederländischen Zeitschrift »Viva« aufgegeben hat, um die Popularität der Serie zu ergründen. Leider verzichtet sie von vornherein darauf, diese als ein international auch vermarktetes Produkt zu untersuchen. Sie ist ja nicht einfach über die Welt gekommen, weil sie so populär ist, sondern Popularität hat sich erst einstellen können, weil sie international verkauft worden war und überall gezeigt wurde.

Die Autorin will zugleich einen »Denkrahmen« vorstellen, in dem solche Serien zu betrachten sind, und den sie vor allem aus englischen, amerikanischen und französischen Theorieansätzen entwickelt. Und vielleicht ist das Beste am Buch für den interessierten Leser die Literarurliste. Den »Denkrahmen« stellt die Autorin so vor, daß sie theoretische Positionen zunächst in grober Weise vereinfacht, oft auch freihändig konstruiert, um sich dann davon gründlich absetzen zu können (»die geläufige marxistische Idee stellt sich vereinfacht wie folgt dar«, 27; »dies ist jedoch eine einseitige Darstellung der Angelegenheit«, 28). So kommt sie im dritten Abschnitt zu der Gegenüberstellung einer »Ideologie der Massenkultur« und einer »Ideologie des Populismus«, wobei sie mit der ersten die von vornherein kritische Haltung den Produkten der Kulturindustrie gegenüber meint, während die andere durch ein positives Verhältnis zu den Massen-Kultur-Produkten bestimmt ist. Hier wird Begriffsverdrehung betrieben. Das argumentatorische Salto gelingt, weil sich zu allem, was die Autorin behauptet, Zitate aus den offenbar umfangreichen Briefen finden lassen. Da sie Gegner und Befürworter der Serien oft ohne Übergang hintereinander montiert, gewinnt ihre Argumentation eine große Beliebtheit. Da zudem nichts von der sozialen Lage der Briefschreiberinnen, nichts über ihr Alter und über sonstige Kontextbedingungen mitgeteilt wird, erwecken die Briefstellen den Eindruck einer willkürlich zu nutzenden Spielmasse.

Damit werden durchaus richtige Beobachtungen zur Struktur der Serie verdeckt, weil die Autorin mit viel Mühe aus den Briefen einige Begriffe extrahiert, die aber in der Seriendebatte längst eingeführt sind und die statt dessen einmal auf ihre Bedingungen und Bedeutungen hin zu durchdenken wären. Es sind Kategorien wie »Echtheit«, »Glaubwürdigkeit«, »Realismus«, auch »emotionaler Realismus« usw. Um das Funktionieren von »Dallas« zu begreifen, hätte die Produktstruktur zunächst viel genauer untersucht werden müssen. Was die Serie erfolgreich macht, ist auch durch die Analyse der Machart mit zu ergründen. Denn nur dadurch und in Konfrontation mit alten Serienmustern läßt sich das Neue und Innovative herausarbeiten. Die Feststellung, daß es hier den cliffhanger gibt, einen Endloscharakter, eine melodramatische Grundstruktur usw. reichen nicht aus, denn all das gab es schon vorher. Darin, wie es eingesetzt wird, liegt das Neue.

Im letzten Abschnitt, den sie dem Thema »Dallas und der Feminismus« widmet, kommt die Autorin zu dem Schluß, daß das Ansehen von »Dallas« nicht bedeuten muß, daß man mit den dort angebotenen Handlungsmodellen auch seinen feministischen Kampf führen muß, daß Realität und Fernsehfiction etwas verschiedenes sind. Man kann Pamela gut finden oder auch Sue Ellen und trotzdem Feministin sein. Wer hätte das gedacht!

Knut Hicketier (West-Berlin)

Soziologie

Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1987 (503 S., Ln., 58,- DM)

Die Arbeit (unter dem Titel »Le sens pratique« zum ersten Mal 1980 erschienen) beginnt mit einer Selbstdarstellung der wissenschaftlichen Biographie Bourdieus (7-47), die theoriegeschichtlich von Interesse ist und die ethnologischen Ursprünge der Bourdieuschen Soziologie aufzeigt, was insofern von Belang ist, als zentrale ethnologische Arbeiten Bourdieus nicht in deutscher Übersetzung vorliegen. Das »Erste Buch« widmet sich unter dem Titel »Kritik der theoretischen Vernunft« zunächst der Auseinandersetzung mit dem »Subjektivismus« phänomenologischer Sozialtheorien (vor allem J.P. Sartre) und mit dem »Objektivismus« des klassischen Strukturalismus (C. Lévi-Strauss); eine Auseinandersetzung, die bereits im »Entwurf einer Theorie der Praxis« von 1976 begonnen wurde, in der vorliegenden Arbeit aber erheblich präziser und auch verständlicher dargestellt ist. Bourdieu unternimmt den Versuch, durch eine »kritische Erkenntnis der Grenzen jeder theoretischen Erkenntnis« (52) — dies begründet die Anspielung auf Kant im Untertitel —, die nur »scheinbare Antinomie der beiden Erkenntnisweisen« in einer Theorie der Praxis aufzuheben. Deutlicher als in früheren Arbeiten weist er diesen Versuch als einen konstruktivistischer Erkenntnistheorie verpflichteten aus (vgl. 53f., 71f.), die in Analogie zur alltagspraktischen Wirklichkeitsdeutung bestimmt wird. Die Konstruktion der Objekte wissenschaftlicher Erkenntnis ist demnach wie die alltägliche Wahrnehmung und Deutung der Wirklichkeit keine freie subjektive Setzung, sondern beruht auf »dem System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen ... das in der Praxis gebildet wird und auf die Praxis ausgerichtet ist« (97; vgl. auch 148f.), wobei allerdings eine hinreichende Bestimmung des angenommenen Praxisbezugs wissenschaftlicher Erkenntnis nicht systematisch, sondern lediglich in Abgrenzung von der Logik der Praxis vorgenommen wird. Die Bestimmung des »epistemologischen Status des wissenschaftlichen Diskurses« (56) führt zur Kritik eines »Intellektualozentrismus« (56), der begriffsrealistisch die wissenschaftliche Darstellung der gesellschaftlichen Praxis mit dieser selbst identifiziert.

Die von Bourdieu angestrebte Aufhebung der Antinomie zwischen der objektivistischen Reduktion sozialer Prozesse auf Effekte subjektloser Strukturen und der subjektivistischen Vernachlässigung der Vonselbständigkeit gesellschaftlicher Verhältnisse gegenüber dem Willen und Bewußtsein der Individuen bleibt auch in der vorliegenden Arbeit jenem Konzept des Habitus verpflichtet, das Bourdieu schon in den früheren Veröffentlichungen entwickelt hat. Hier werden keine neuen Argumentationen entfaltet, mit Ausnahme der Überlegungen zum Verhältnis von Habitusformen und Leiblichkeit, das in einer dialektischen Relationierung gefaßt wird: »Alles spielt sich so ab, ... als führe der Habitus dazu, die gesellschaftlichen Eigenschaften biologisch (besonders sexuell) zu lesen, und verleite damit, die biologischen Eigenschaften wiederum gesellschaftlich zu nutzen und die gesellschaftlichen biologisch anzuwenden« (146). Daß Bourdieu Verständnis des Habitus als einer »unbegrenzten Fähigkeit, in völliger (kontrollierter) Freiheit Hervorbringungen — Gedanken, Wahrnehmungen, Äußerungen, Handlungen — zu erzeugen, die stets in den historischen und sozialen Grenzen seiner eigenen Erzeugung liegen« (103) nur Formen sozialen Handelns zu erklären vermag, die wie immer auch kreative Fortführung der sozial geteilten Dispositionen einer sozialen Gruppe sind, denen ein Individuum biographisch zuzurechnen ist, wird dabei erneut deutlich. Prozesse der Neuschöpfung von Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen in wie immer gearteten Formen

intersubjektiver Kommunikation, Prozesse der bewußt-willentlichen Entgegensetzung und Nonkonformität, liegen außerhalb der theoretischen Reichweite dieses Konzeptes.

Bourdieu's Bestimmung der »Objektivität des Subjektiven« (246) geht deutlich über konkurrierende kulturanalytische Theorieansätze hinaus. Er schließt implizit an die Marx'sche Problemstellung an, nach der »das Privatinteresse selbst schon ein gesellschaftlich bestimmtes Interesse ist« (Grundrisse 74) und versucht, die gesellschaftliche Bestimmtheit der subjektiven Wirklichkeitswahrnehmung aufzuweisen, welche er als konstitutives Moment der Reproduktion gesellschaftlicher Herrschaft begreift. Die Pointe seiner Argumentation ist dabei, daß mit der Auffassung der »symbolischen Eigenschaften« (246) als »Wechselbeziehungen, d.h. als Unterscheidungsmerkmale ... materieller Eigenschaften« (246) die kritisierte Antinomie von Objektivismus und Subjektivismus hinfällig wird. Sind bei aller Anerkennung der relativen Autonomie subjektiver Wirklichkeitsdefinitionen diese letztendlich auf Lage und Stellung im sozialen Raum sowie auf die Auf- und Abstiegsdynamik einer sozialen Gruppe zurückzuführen, so können objektive Merkmale der sozialen Position und subjektive Wahrnehmungen und Deutungen in einem einheitlichen Theorieprogramm bearbeitet werden. Bourdieu distanziert sich von mechanistischen Lesarten dieses Zusammenhanges, wie er sie selbst durch verschiedentliche Formulierungen nahelegt (»Interiorisierung der Exteriorität« 102), indem er den Zusammenhang der sozialen Muster der Wahrnehmung, der Deutung und des Handelns mit gesellschaftlicher Herrschaft herstellt: »Bei der Festlegung der kollektiven Einordnungen und Hierarchie der Geltungen, die Gruppen und einzelnen zugewiesen werden, haben nicht alle Urteile dasselbe Gewicht, und die Herrschenden können die für ihre Produkte vorteilhaftesten Präferenzskalen durchsetzen (besonders weil sie das Monopol auf Institutionen haben, die wie das Schulsystem offiziell Rangplätze festlegen und garantieren).« (255)

Die Verknüpfung des Habituskonzeptes mit der Dimension gesellschaftlicher Herrschaft macht eine Ambivalenz von Bourdieu's Gesellschaftstheorie deutlich: Die Bestimmung des Habitus als generatives Prinzip der Erzeugung konformer Deutungen, Wahrnehmungen und Handlungen wird einerseits mit naturwüchsig wirksamen utilitaristischen Strategien sozialer Gruppen begründet — A. Honneth hat dies überzeugend kritisiert — zugleich aber mit strategischer Ausübung von Macht. Beide Dimensionen werden m.E. nicht systematisch zueinander in Beziehung gesetzt.

Der theoretische Teil schließt mit einer Bestimmung der Funktion von Gesellschaftskritik: Daß »sie durch Bewußtmachung *die* Denkkategorien verändern kann, die zur Orientierung der individuellen und kollektiven Praktiken beitragen, und besonders die Kategorien der Wahrnehmung und Beurteilung der Verteilungsstruktur« (257). Bourdieu grenzt sich damit gegen Lesarten ab, die seine Analyse als eine Darstellung struktureller Formierungen individuellen Handelns begreifen, die zu einem in sich geschlossenen und damit ausweglosen System der sozialen Erzeugung von Konformität führen. Ob sein Theorieentwurf jedoch systematische Anhaltspunkte für die mögliche Wirksamkeit der »Wühlarbeit« (257) der Bewußtmachung bietet oder das kritische Interesse ein bloß normativer Zusatz ist, wird die weitere Diskussion seiner Arbeiten zeigen müssen.

Das zweite Buch führt unter dem Titel »Praktische Logikformen« das Konzept mit Hilfe ethnologischer Fragestellungen am Exempel der kabyllischen Gesellschaft durch.

Albert Scherr (Landau)

Reheis, Fritz: Konkurrenz und Gleichgewicht als Fundamente von Gesellschaft. Interdisziplinäre Untersuchung zu einem sozialwissenschaftlichen Paradigma. Duncker & Humblot, Berlin 1986 (401 S., br., 58,- DM)

Fritz Reheis lädt den Leser zu einer langen, zuweilen beschwerlichen Forschungsreise durch weite Gebiete der Wissenschaftstheorie ein, deren Fahrkarte in einer nicht immer zumutbaren Anstrengung des Begriffs besteht. Das Reiseziel wird klar angegeben. Man möge Autoren und Disziplinen so lesen oder anders interpretieren, im Grunde läge dem ganzen wissenschaftlichen Betrieb der gängigen, akademisch etablierten (im übrigen: bürgerlichen) Sozialwissenschaften das gleiche Paradigma zugrunde: die Ökonomie, die Gesellschaft und die Politik werden als Systeme begriffen, in denen das Gegeneinander und das Zusammenspiel von Konkurrenz und Gleichgewicht konstitutiv sind — ganz gleich, ob dies dem einzelnen Protagonisten bewußt sei oder nicht. Das Paradigma selbst bezeichnet Reheis als »Konstrukt«. Methodisch geht der Verfasser in einer Art vor, die dem Rezensenten entweder als fragebogenartig oder als versuchte (und zum Teil geglückte) Anwendung mittelalterlich-scholastischer Disputationsmuster erscheint. Bei allen Autoren erfolgt die Überprüfung des Paradigmas reihenartig — »im Individuum«, »zwischen Individuen«, schließlich »zwischen Gruppen«. Daraus ergibt sich in der Darstellungsweise ein eigentümlicher Zusammenhang von Erleichterung beim Lesen und Monotonie.

Die Frage ist, ob es dem Autor gelingt, die paradigmatische Überprüfung durchzuhalten. Dies gelingt ohne weiteres hinsichtlich der Ökonomie (Samuelson), in der Konkurrenz und Gleichgewicht ohnehin zu Hause sind; aber ebensogut in der Politologie (Schumpeter und Fraenkel) und in der Soziologie (Dahrendorf, Uta Gerhardt). Etwas schwieriger wird es bei den »Theorien über Theorien«. Im Falle Mertons (41ff.) wirkt das Paradigmatische »im Individuum« ziemlich gekünstelt (44ff.), schon überzeugender in der Überprüfung der Situation zwischen Individuen und zwischen Gruppen. Die drei anderen behandelten Autoren: Popper, Spinner, Feyerabend, bieten sich eher als günstiger Gegenstand an — spricht doch Popper ausdrücklich davon, daß der Mensch »für sein praktisches Handeln 'in möglichst strengem Wettbewerb' unter verschiedenen Hypothesen und Theorien zu wählen hat« (51). Allerdings ist es fraglich, ob bei den gerade Genannten der Wettbewerb der Methoden nicht schon vorwissenschaftlich entschieden ist durch eine spezifische, gesellschaftspolitische Perspektivwahl. Dies gilt vor allem für Popper. Gewiß liegt die »Logik der Forschung« zeitlich vor der »Offenen Gesellschaft«. Die Perspektivwahl zugunsten der offenen Gesellschaft liegt aber systematisch vor den logischen Untersuchungen — ist gewissermaßen deren transzendentes Prinzip. Das Problem wird deutlich auch bei Spinners Fassung des Pluralismus (52). Dieser (materialen) Frage nachzugehen, wäre auch bei der Darstellung der theoretischen Position von Feyerabend nützlich gewesen, vor allem angesichts der lapidaren Feststellung des Verfassers, Feyerabend sei »der konsequenteste aller ... Popperianer«. Reheis meint es allerdings *nur* formal und strikt im Sinne des nachzuweisenden Paradigmas (58).

In den beiden zentralen Teilen B und C werden nun die ausgewählten Theorien auf ihre formale Gleichheit hin untersucht. »Der Nachweis der strukturellen Gleichheit disparater theoretischer Gebilde scheint mir an sich schon einen Fortschritt in der sozialwissenschaftlichen Diskussion darzustellen« (2). Im Fortschreiten der Analyse wird der scholastische Rigorismus in der Darstellungweise beibehalten. Die Argumente sind aber überzeugend, auch wenn die Subsumierung disparater Gedanken unter einheitliche Kriterien (»Maximierungsverhalten beim Individuum«, 65ff.; Knappheit der »nutzenstiftenden Mittel«, 69ff.) zuweilen verblüfft. In das Paradigma wird also einiges hineingezwängt; am Ende bleibt aber immer noch die Möglich-

keit neuartiger Erkenntnisse und Urteile offen — auch wenn sie nur heuristischer Natur sind. Am interessantesten ist der im Teil C unternommene Versuch, das Paradigmenprinzip geistes- und sozialgeschichtlich anzuwenden. Im kühnen Wurf wird von der Antike über das Mittelalter bis zu Sohn-Rethel gezeigt, daß die Theorien über die Gesellschaft immer unter dem Druck der Konkurrenz und dem Gegendruck des Gleichgewichts standen. Daß allerdings aus dem Paradigma die einheitlich-kontinuierliche Begleitmelodie, vielmehr das basso continuo der *wirklichen* Geschichte geworden ist, gilt für den Verfasser »etwa ab 1600« (182). Selbst dieses Datum indes bietet keinen Anlaß, von der formalen auf die materiale Ebenen überzuwechseln, auf der der Verfasser vielleicht erstaunt hätte zur Kenntnis nehmen und in seine Analyse einbringen können, daß eben etwa ab 1600 sich die kapitalistische Produktionsweise durchzusetzen beginnt, und das Prinzip der allgemeinen Konkurrenz anfängt, die Gesellschaft zu dominieren.

All dies ist sehr lehrreich — aber zuweilen auch ermüdend. Im Grunde weiß der Leser schon im voraus, was am Ende der Darstellung herauskommt. Nützlicheres verspricht man sich von der im Teil D ausgebreiteten »Kritik des Paradigmas« sowohl als »Erklärungsmodell« als auch »Handlungsmodell« (190ff., 267ff.). Und in der Tat wird es zuweilen spannend, ohne daß die schon erwähnte Rigorosität aufgegeben wäre. Dabei geht es stets um eine »Kritik von innen« (191). Und das bedeutet — durchaus richtig — die Überprüfung der einzelnen Erklärungsversuche anhand der von ihnen gestellten Ansprüche und ihrer Einlösung. Das Kriterium der Kritik liegt streng wissenschaftstheoretisch in der *Prüfbarkeit* der Modelle; die Konsequenz erinnert an die berühmte Drei-Schritt-Gnoseologie des Gorgias. Zusammengefaßt: das Paradigma ist ungeprüft und eine Spekulation; das Paradigma ist strenggenommen unprüfbar; es dient im Grunde nur der »Verschleierung der Wirklichkeit« (192ff.). Emblematisch wird der Dreischritt an Schumpeters Demokratietheorie ausprobiert — mit gutem Erfolg, da von einer formal-wissenschaftstheoretischen Seite die sonst material und historisch vorgebrachte Kritik an Schumpeters klassischem, den heutigen Verfassungsstaat ideologisch bestimmenden Modell in der erfreulichsten Weise bestätigt wird (198, 304). Die darauf folgende Generalisierung freilich leidet an dem oben erwähnte Sachverhalt, daß der Leser schon im voraus weiß, wie sie ausfallen wird. Andererseits sorgt Reheis auch für Überraschungen, die Vergnügen bereiten — so zum Beispiel durch die dezidierte Darstellung des real existierenden Konkurrenzkampfs im Wissenschaftsbetrieb mit den impliziten Tendenzen zum kollegialen Gleichgewicht (»Matthäus-Effekt«, 230ff.). Und am Wissenschaftsbetrieb wird auch deutlich gemacht, daß die »Verschleierung der Wirklichkeit« auf eine »Affirmation der Wirklichkeit« hinausläuft (239). Diese These ist zwar bekannt. Wichtig ist hier aber, daß sie *immanent* (und nicht etwas ideologiekritisch) erhärtet wird (Ideologiekritik schleicht sich ein in die — geglückte — Rückführung einiger neuerer Positionen auf Max Weber, 241ff.). Die Schlußfolgerung ist lapidar: Das Konkurrenz- und Gleichgewicht-Paradigma ist ideologisch (263). Das hatte übrigens der Rezensent schon nach den ersten hundert Seiten stark vermutet.

Bei der »Problematik des Paradigmas als Handlungsmodell« (Teil D, 267ff.) betritt Reheis mutig die politische Arena und rechnet mit Neoliberalismus, Christentum, Sozialdemokratie und Sozialismus ab — immer am Maßstab des Grundmusters. Katholische Soziallehre und Sozialdemokratie rücken dabei näher, als es im politischen Alltag der Fall ist. Dies mag daran liegen, daß für die erstere stellvertretend Nell-Breuning, für die zweite Galbraith exemplarisch dargestellt werden (271ff.). Immerhin sieht der Verfasser ein, daß in den beiden genannten Fällen das Paradigma schon Änderungen erfährt. Konkurrenz und Gleichgewicht erscheinen bereits voneinander

gelöst — eine »Humanisierung« des Paradigmas, vor allem gegenüber Hayeks in der Tat inhumaner Paradigma-Besessenheit (276). Ab Seite 281 kommt die Negation zu Wort, und zwar in der Exemplifikation der Alternativbewegung (Josef Huber) und des Kommunismus (erstaunlicherweise Ernest Mandel). Auffallend ist die theoretische Angleichung, gegen die Josef Huber sehr wahrscheinlich Einspruch erheben dürfte. Nun zu den »Schlußfolgerungen«, ob ein Paradigmenwechsel notwendig sei (280f.). Der Verfasser hält ihn zwar für geboten (und hier hat er die volle Zustimmung des Rezensenten), muß aber die nach wie vor stabile Herrschaft des Gegebenen feststellen. Die Frage wird gestellt, was an die Stelle des bisherigen »globalen Grunds« der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion treten soll — wie also das *Geld* abzuschaffen sei (296). Vorläufig sieht Reheis — wie er es formuliert — keinen »kompetenten Anwärter«, der den »Wechsel des Konkurrenzparadigmas« erzielen könnte (297). Er vermutet ihn in der, eine »konkrete Utopie« vertretenden alternativ-ökonomisch-kommunistischen Richtung, der er wiederum keine großen Chancen zu geben vermag. Allerdings meint er abschließend und konkret politisch: »Nicht der wissenschaftliche Beweis, sondern die praktische Aktion wird das neue Paradigma zur Welt bringen« (298).

Der Ausblick versöhnt am Ende den Leser mit der Mühsal, die er auf sich geladen hat. Die angetretene Reise war teils monoton-langweilig, teils überraschend frisch. Die durchfahrenen Landschaften waren sehenswert. Schade nur, daß die Bahnhöfe alle gleich ausgesehen haben.

Johannes Agnoli (West-Berlin)

Stollberg-Rilinger, Barbara: Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats. Duncker und Humblot, West-Berlin 1986 (308 S., Ln., 148,- DM)

Maus, Ingeborg: Rechtstheorie und politische Theorie im Industriekapitalismus. W. Fink-Verlag, München 1986 (332 S., br., 48 DM)

Alexy, Robert: Theorie der Grundrechte. Nomos-Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1985 (540 S., br., 48,- DM)

Die Frage nach der formalen oder materialen Legitimation von Staat und Recht ist eine der schwierigsten im Rahmen der Auseinandersetzung, innerhalb deren gegenläufige Interessen zu Verrechtlichung und Staatsgewalt drängen. Die drei Bücher werfen aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln Licht auf die Problematik, ob und wie sich substantialisierte Rechtsbegriffe und Staatsauffassungen gegen demokratische Willensbildungsprozesse zu behaupten vermögen.

Stollberg-Rilinger greift die Metapher des Staates als Maschine, genauer: Uhrwerk, als wesentlichen Aspekt der formalen Vergesetzlichung bürgerlicher Herrschaft auf. Der aufgeklärte — wohlfahrtsstaatlich-sozialdisziplinierende — Absolutismus habe sich einer apologetischen »Metaphorik des politischen Körpers« (36) in Anlehnung an Hugo Grotius bedient, die mit Thomas Hobbes kausal-mechanischem Gesellschafts- und Staatsbild von der Perspektive feudal-restaurativen Handelns auf diejenige gesellschaftlicher Konstitution (53) verschoben und zugleich auf den »gesellschaftsvertragstheoretischen Punkt« gebracht worden sei. Hobbes' vernünftige, wertneutrale und entpolitisierte Staatsmaschine sei Generator von Liberalismus und Rechtspositivismus gewesen, indem sie die Regulierungsstrategien des aufgeklärt absolutistischen Fürstenstaates — nämlich Einheitlichkeit und Berechenbarkeit der Verwaltung, strenge Zweck-Mittel-Hierarchien und die Minimierung von Willkür und Zufall — übersetzt habe in ein verwissenschaftlichtes Naturrecht. Die zentralistische Verwaltungsorganisation bildete so den Nährboden einer rationalen Staatsorganisation, die im rechtspositivistischen Gewande zum »relativ höchsten Wert

(wurde), dem kein höherer Wert seine Geltung verleiht« (102). Aufgabe staatlicher Organisation sei die Konservierung der herkömmlichen politisch-sozialen Ordnung gewesen (113), der eine funktionale Wirtschaftsordnung unterlagert werden sollte. So war dieser Rationalisierungsprozeß ideologisch im Feudalabsolutismus vorweggenommen worden, konnte jedoch erst im Rahmen der naturrechtlichen Gesellschaftsvertragsfiktion und Normsystematik implementiert werden. Doch blieben die Garantien der Rationalität, Berechenbarkeit und Rechtssicherheit, mithin: des Schutzes vor materieller Willkür, sowohl im kameralistisch-sozialdisziplinierenden als auch im aufgeklärt-naturrechtlichen Sinne eigenartig nebulös: retteten sich die »Apologeten« der aufgeklärten Monarchie auf die Kategorie des Staates als »moralischem Körper« (Johann Justi) und den Appell an die Einsicht des Regenten (151) in den Staat als notwendiges Instrument des Vervollkommnungs- und Fortschrittsprozesses — als »perpetuum mobile« — zurück, so läßt sich auch im Rahmen der Entwicklung der Theorie des bürgerlichen Rechtsstaates eine merkwürdige Dichotomie von Recht und Staat einerseits und deren Begründungszusammenhängen andererseits feststellen.

Maus verfolgt die »Endzweck-Kategorie« — bei Justi noch das »perpetuum mobile« rationaler Staatskonstruktion — in der Entwicklung des Rechtspositivismus der bürgerlichen Industriegesellschaft. Die Anpassung der frühbürgerlichen Rechtsstruktur an gegenwärtige industriekapitalistische Bedingungen war inzwischen mit der Überwindung des Naturrechts durch den Positivismus erfolgt, analog dem paradigmatischen Wandel der Interessen der Bourgeoisie weg vom Bewegungskrieg um die Transformation der herrschenden Verhältnisse in bürgerlich-privatautonome hin zum Stellungskrieg zur Verteidigung der Privateigentumsgesellschaft als Endzweck gesellschaftlicher Entwicklung. *Maus* entwickelt in ihren (durchgängig bereits andernorts publizierten) Beiträgen den Formenwandel des Rechtsstaats hin zu neopositivistischen, rechtsontologischen und systemtheoretischen Ansätzen mit dem Interesse, die Anpassung des Rechts an die gesellschaftlichen Realitäts- und Konfliktstrukturen nachzuzeichnen, wobei sie das Spannungsfeld zwischen formaler Rechtssicherheit und materialer Gerechtigkeit — mithin: die Legitimitätsfrage geltenden Rechts — zum roten Faden ihrer Abhandlungen wählt. Der Notwendigkeit, dem Rechtsstaat »Gerechtigkeit« zu applizieren, sei seit Kant und Rousseau die Idee der demokratischen Genesis des Rechts entgegengekommen. Diese »Gerechtigkeit« habe zur Herausbildung der zweistufigen Legalität als »Kainszeichen bürgerlicher Verfassung« (15) geführt: Rechtmäßigkeit und Gerechtigkeit sollten qua *überpositiver* Rechtsprinzipien kontrolliert werden können. Ausgehend von Mohls konstitutioneller Rechtsstaatstheorie über Stahls sittliche Rechtsstaatskonzeption, den voluntaristischen Gesetzesbegriff des formalen Rechtspositivismus, über Hellers materialen Verfassungsbegriff, der als »sozialen Rechtsstaat« die Ausdehnung des materiellen Rechtsstaatsgedankens auf die Arbeits- und Güterordnung (37) faßte, skizziert *Maus* das Dilemma bürgerlicher Rechtslehre, der »Herrschaft des Gesetzes« die Konnotation »Gerechtigkeit« zu vermitteln, bis hin zu Carl Schmitt, dessen materialer Rechtsbegriff mit einer Konzentration der Gesetzgebungs- und Maßnahmebefugnis bei der Exekutive und der Ersetzung der formalen Berechenbarkeit des Rechts durch inhaltliche Rechtssicherheit verbunden war. Mit dem Bonner Grundgesetz sei die zweistufige Legalität mit einem »wetterfüllten Verfassungsbegriff« (46) und einer Anbindung einzelner Gesetze an höheres Recht institutionalisiert worden. Das Bundesverfassungsgericht als »Hüter der Verfassung« sollte nunmehr die »Leitideen« und »elementaren Grundsätze« des vorverfassungsrechtlichen Wertkonstrukt fest-schreiben. *Maus* moniert — und dies scheint angesichts der sozialen und ideolo-

gischen Zusammensetzung des Bundesverfassungsgerichts angebracht — den Verfassungstotalitarismus, »der in Erstarrung absoluter Wertverteidigung ebenso wie in Verflüssigung formalrechtsstaatlicher Verfahrensgarantien jede gesellschaftliche Innovation blockiert« (48). Was unter Schmitt die materiale Gerechtigkeit des Situationsrechts war, wird nun bei Luhmann zur Reflexivität und »Reduktion von Komplexität durch Recht«, was bei Schmitt die »Tyrannei der Werte« war, liest sich bei *Luhmann* als Mahnung davor, daß eine Demokratisierung aller Gesellschaftsbereiche als »totalitäre Entdifferenzierung des Systems« (234) erscheinen müsse. Die justizielle Ausdeutung von Gemeinwohlklauseln und öffentlichem Interesse reduziere die Verfassung auf einen »unbestimmten Rechtsbegriff« (238), dem die »Natur der Sache« zur »Natur der freien Marktwirtschaft« geraten ist.

Beklemmend eloquent zelebriert *Alexy* den rechtstheoretischen Formalismus des Bundesverfassungsgerichts, wenn er apodiktisch die verfassungsgerichtliche Präjudizientätigkeit durch die *prinzipielle Offenheit* der grundrechtlichen Normierung legitimiert und die situative Anwendung des Grundrechtskatalogs als rational begründete Lückenfüllung der »Rehabilitierung der vielgeschmähten Werttheorie der Grundrechte« (18) anheimstellt. *Alexys* »integrative Theorie« (32) gaukelt eine dezisionistische, trotzdem aber gerechte Lösung der Wertfrage vor, wenn er schier atemberaubend mit klassifikatorischen, komparativen und metrischen Werturteilsmustern einerseits sowie deontologischen und axiologischen Normen andererseits eine — objektivistische (!) — Differenzierung der Wertkollision — beispielsweise zwischen staatlichen und individuellen Interessen — auf ordinaler und kardinaler Ordnungsebene vorexerziert. Doch keine falschen Hoffnungen: »eine Ordnung der Werte oder Prinzipien, die das grundrechtliche Entscheiden in allen Fällen intersubjektiv zwingend festlegen, ist nicht möglich« (142). Vielmehr sei damit dem rational begründeten richterlichen Dezisionismus und Subjektivismus ein Werkzeug mit auf den Weg gegeben, welches *Alexy* mit einer der *Lafferschen* Steuerkurve nachempfunden »Indifferenzkurve« (»Je höher der Grad der Nichterfüllung oder Beeinträchtigung des einen Prinzips ... desto größer muß die Wichtigkeit oder Erfüllung des anderen sein«; 146) effektivieren will. Dieses »Gesetz der abnehmenden Grenzrate der Substitution« bietet *Alexy* zufolge zwar auch kein definitives Entscheidungsverfahren, aber: »es schreibt fest, was rational begründet werden muß. Damit sagt es nicht nichts und ist deshalb keine Leerformel.« (152) Logisch. Die Auslotung des Wertes von einzelnen Grundrechten sei anhand der »Freiheit« kurz umrissen: *Alexy* gesteht zwar zu, »daß Freiheit ... kein Gegenstand wie etwa ein Hut ist« (196), kann aber nicht viel mehr als *Hegel* sagen, wenn ihm Freiheit in der Anerkennung des Vernünftigen als Notwendigem und Substantiellem (197) besteht. Freiheit, so *Alexy*, sei eine Eigenschaft, die Personen, Handlungen und Gesellschaften zukomme, sei also einzelne Freiheit oder Summe von Freiheiten. In Frage stehe die »richtige Verteilung von Freiheiten« (222). Die Beschränkung einer Freiheit sei eine Frage der Beschränkung der Wesensgehaltsgarantie — des *Kernbestandes* der Freiheit — im Rahmen einer subjektiven und objektiven, absoluten und relativen Interpretation der Freiheit des Individuums gegenüber dem Staate. Inwieweit nun überwiegende Interessen der Allgemeinheit einen Eingriff in den absolut geschützten Kernbereich privater Lebensgestaltung — z.B. Telefonieren — rechtfertigen können, löst *Alexy* in einer *Gödel*schen Endlosschleife auf: »Eine absolute Wesensgehaltsgarantie (kann) nicht sagen, daß überwiegende Gründe nicht überwiegen, sondern nur, daß es keine überwiegenden Gründe gibt.« (271) Die Zurückdrängung eines Prinzips — wie Freiheit — korreliere mit dessen Resistenz, wogegen die Defensive eines Prinzips — z.B. Telefonieren gegenüber staatlicher Sicherheit — mit dem überproportionalen

Wachstum gegenläufiger Prinzipien korreliere. Recht wird damit, was Richter für Recht halten, Rechtssicherheit eine »Sache der Prinzipienrelationen.« (272)

Nikolaus Dimmel (Salzburg)

Lüdemann, Christian: Gesetzgebung als Entscheidungsprozeß. Zur Normgenese der strafrechtlichen Regelung zur Strafaussetzung bei lebenslanger Freiheitsstrafe. Westdeutscher Verlag, Opladen 1986 (169 S., br., 28,- DM)

Gesetzgebung und »sozialtechnologischer brain-trust« stehen oft orientierungslos im Netzwerk des Entstehungs- und Geltungszusammenhangs der Rechtsnormen, behelfen sich mit Fiktionen wie »durchschnittlich vernünftig handelnden Rechtsnormadressaten« und kommen den nicht intendierten Handlungsfolgen legislatorischer Prozesse nur mit einem im wesentlichen aus »trial and error-technology« bestehenden »Reformwerkzeugkasten« wieder bei. Dieses sich aus dem ideologischen Charakter bürgerlicher Normativität ergebende Dilemma wird durch den Prozeß der »legal pollution«, auch als »Verrechtlichung und Gesetzesflut« bekannt, verschärft. Je komplexer sich — wie im vorliegenden Fall am Beispiel der Strafaussetzung bei lebenslanger Freiheitsstrafe; in Kraft seit 1. Mai 1982 — das Objekt sozialtechnologischer Legislation zusammensetzt, desto geringer werden nicht nur die Implementationschancen, desto schwächer lassen sich auch die sozialen Effekte von Rechtsnormen an. Dieses Dilemma produziert Lüdemann zufolge einen Bedarf an deskriptivem Wissen über den Normsetzungs- und -entscheidungsprozeß aus verstehenssoziologischer Sicht, an Strafnormgeneseforschung unter Anwendung empirischer Sozialforschung unter Kosten-Nutzen-Hypothesen, wie sie aus der »property-rights-Schule« oder der »ökonomischen Analyse des Rechts« bekannt sind. Hinter der Behauptung, der entscheidungs- und nutzentheoretische Ansatz könne nicht nur den Gesetzgebungsprozeß rationalisieren, sondern auch wesentlich zur Erklärung der Entstehung von Strafrechtsnormen beitragen, verbirgt sich eine »Täterperspektive«, deren Intentionen wohl als »strukturell konservativ« zu veranschlagen sind.

Gleichwohl gelingt Lüdemann trotz der Überfrachtung mit methodischen Aspekten der empirischen Sozialforschung ein instruktiver Zugang zur Implementation von Strafnormentscheidungen: nach einer kursorischen Abhandlung der verfassungsdogmatischen Abwägung zwischen dem generalpräventiven Aspekt lebenslanger Freiheitsstrafe zum einen und dem status negativus der Menschenwürde, allgemeiner Freiheitsrechte sowie des Gleichheitsgrundsatzes zum anderen faßt Lüdemann den Strafgesetzgebungsprozeß in einen inneren (Problem-Analyse-Zieldefinition-Bewertung-Begründung) und einen äußeren (ministerielle Vorbereitung-Verfahren) Teil. Penibel zeichnet er die am Gesetzgebungsverfahren beteiligten Institutionen, ihre rechtspolitischen und rechtstechnischen Abwägungen und Entscheidungskalküle nach, um schließlich mittels Experteninterviews der Frage nachzugehen, ob die Verrechtlichung der »Strafaussetzung bei lebenslanger Freiheitsstrafe« als gesellschaftlich rationales und effektives Verfahren bewertet werden kann. Den Einsichten der Experten zufolge wurde die Reformoption von *außen*, insbesondere vom Strafvollzugspersonal, von Verteidigern und Straftätern selbst an das Bundesministerium für Justiz herangetragen, auslösend für die neue gesetzliche Regelung sei jedoch ein Bundesverfassungsgerichtshofentscheid aus dem Jahre 1977 gewesen, in welchem dieser die Uneinheitlichkeit der bisherigen Gnadenpraxis monierte. Das von der sozialliberalen Koalition in Gang gesetzte Legislativverfahren war durch die Orientierung auf das formale Problem der Uneinheitlichkeit auch mehr der generalpräventiven Perspektive verhaftet und rückte den Humanisierungsgedanken und resozialisierende Überlegungen in den Hintergrund.

Bemerkenswert an Lüdemanns Ergebnissen ist, daß — zumindest — dieser Strafrechtsreformabschnitt *keine* rechtspolitische Strategie der Maximierung von Wählerstimmen verfolgte (84), viel mehr explizit gegen das Rechtsbewußtsein der Bevölkerung, welches einer vorzeitigen Entlassung und der Herabsetzung der Mindestverbüßungszeit ablehnend gegenübersteht, durchgesetzt wurde. Lüdemann weist darauf hin, daß sich die Legisten der sozialliberalen Koalition sowie die Mehrzahl der am Gesetzgebungsprozeß beteiligten Personen über Rückfälligkeit und Resozialisierbarkeit in einem dem kriminologischen Erkenntnisstand entsprechenden Sinne geäußert bzw. verhalten hätten. Das gesetzgeberische Handeln sei demzufolge im Falle der Verrechtlichung der Strafaussetzung als rational zu bezeichnen. Implementationsprobleme würden jedoch im Rahmen der Spruchpraxis der Strafvollstreckungskammern und der Oberlandesgerichte entstehen, da deren Rechtsanwendung die Intentionen des Gesetzgebers durch — empirisch bereits feststellbare — »abweichende Rechtsanwendungen« unterlaufen würde. Ein Phänomen, welches Tradition vorweisen kann.

Nikolaus Dimmel (Salzburg)

Erziehungswissenschaft

Kindermann, Gisela, u.a. (Hrsg.): Frauen verändern Schule. Dokumentation des 5. Fachkongresses der AG Frauen und Schule. Frauen und Schule Verlag, West-Berlin 1987 (226 S., br., 18,- DM)

Mit der Entstehung vieler separater Frauengruppen und -räume wurde auch die Koedukation als selbstverständliche Unterrichtsform in Schulforschung und -praxis von Feministinnen hinterfragt. Koedukation war das Schwerpunktthema der Tagung im Mai 1986. Die Dokumentation gliedert sich in zwei Teile, den drei Einleitungsreferaten zum Schwerpunkt folgen die Referate und/oder Ergebnisse der Arbeitsgruppen. Für Uta Enders ist Schule »nach der Familie der nächstwichtigste Einflußfaktor im Leben der Kinder« (27); hier werde die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eingeübt und gefestigt. Die bisherige Schulforschung müsse unter diesen Gesichtspunkten kritisiert, korrigiert und letztlich allmählich umgestaltet werden.

Ilse Brehmer analysiert die unterschiedlichen Diskussionsstränge in der Schulforschung der letzten 100 Jahre. Die katholischen Theologen, die Reformschulbewegung und die bürgerliche Frauenbewegung (vertreten durch Gertrud Bäumer) seien von biologischen Unterschieden der Geschlechter ausgegangen, die zur Rechtfertigung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung gedient hätten. Sowohl in der separaten Unterrichtung der Geschlechter als auch in der gemeinsamen hätten geschlechtsspezifische Aufgabenteilung eingeübt werden sollen. Selbst das Eintreten der bürgerlichen Frauenbewegung für Koedukation habe vor allem pragmatische Motive gehabt. Den Lehrerinnen sollte so ein breiteres Berufsfeld eröffnet werden. Allein von »Sozialisationsforscherinnen« kämen Argumente, »daß Weiblich- oder Männlichkeit nicht ein der Person ontologisch innewohnender Charakterzug ist.« (52) Gegenwärtige empirische Studien zur Koedukation (Hepting: »Mädchenbildung versus Koedukation« und einzelne Untersuchungen von Waldorfschulen u.a.) zeigten v.a., daß Koedukation selbst in Schulen mit emanzipatorischem Anspruch an der späteren Berufswahl der Mädchen kaum etwas verändert habe. Heute — so faßt Brehmer zusammen — werde die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im gemeinsamen Unterricht von Knaben und Mädchen durch die Art der Unterrichtsmaterialien und ihrer Verwendung aufrechterhalten.

Gitta Mühlen-Achs befaßt sich mit der Schulorganisation, den Schulbüchern und dem Unterrichtsgeschehen. Ihre Ergebnisse zu den ersten beiden Punkten sind nicht neu: Frauen unterrichten tendenziell immer noch häufiger im Grundschulbereich und die Schulbücher präsentieren die traditionellen Bilder geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Interessanter ist das Unterrichtsgeschehen. Mühlen-Achs geht vom »Pygmalion-Effekt« aus, der »die Auswirkungen von Lehrererwartungen auf das Verhalten, vor allem auf die Leistung der Schüler« (68f.) beschreibt. An Hand der geschlechtsspezifischen Aufarbeitung einer Studie (von Hofer 1979), worin 31 Lehrkräfte 900 SchülerInnen einschätzen, zeigt sie, daß die Mädchen, obwohl von ihren Haltungen her stärker an die geforderten Verhaltensweisen der Schule angepaßt, von den LehrerInnen für weniger begabt gehalten würden als die Jungen, was eine geringere Förderung der Mädchen zur Folge hätte. Die widerständige Haltung der Jungen gegen die Regeln der Institution werde so implizit gestützt. Ihre Forderungen richten sich vor allem an die Schulforschung, worin die Kategorie Geschlecht verschwinde, Unterschiede zwischen den Geschlechtern unhinterfragt bloß beschrieben würden. Sie plädiert für eine feministische Forschung unter Einbeziehung der Kategorie Geschlecht. Leider reproduziert sie solche (für Veränderungen entmutigende) Vorstellungen, daß der wesentliche Teil »geschlechtsspezifischer Sozialisation« bereits im dritten Lebensjahr gelaufen sei.

Die Beiträge der Arbeitsgruppen behandeln die unterschiedlichsten Themen, z.T. setzen sie sich mit der Unterrichtsform auseinander, z.T. liefern sie inhaltliche Anregungen für Fachlehrerinnen, Frauenfragen zu thematisieren. Fuchs/Schmidt stellen ihre Analyse einer Unterrichtsstunde vor, worin sie (anders als Mühlen-Achs) die Reproduktion geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen als Wechselverhältnis gegebener Möglichkeiten und den Strategien der Mädchen sehen. Am Beispiel eines historischen Rollenspiels zum Thema: Macht/Geld/Rhetorik wird verdeutlicht, daß die Mädchen zwar in der Lage seien, die vorgegebenen Rollen einzunehmen (z.B. die eines Feudalherren), sie würden aber in ihren Wortbeiträgen oft von den Knaben unterbrochen, die in der Diskussion nach dem Spiel die mangelnde Beteiligung der Mädchen beklagten. So sollten die Mädchen etwas über die Zusammenhänge von Macht und Rhetorik lernen, würden aber zugleich daran gehindert, das Gelernte (hier im Spiel) umzusetzen. Dick/Faulstich-Wieland heben in ihrem Beitrag die Notwendigkeit für Mädchen hervor, sich mit neuen Technologien auseinanderzusetzen, und suchen nach möglichen Rahmen, den Mädchen die Aneignung zu erleichtern. Prengel plädiert insgesamt für eine Umorientierung des Unterrichtes durch die Anerkennung von Differenz, statt Gleichheit der Geschlechter anzustreben. Als Konsequenz für den Unterricht fordert sie »offene« Unterrichtskonzepte (81). Konkreter sind die Vorschläge von Astrid Kaiser, die Erfahrungen der Mädchen stärker in den Sachkundeunterricht einzubeziehen. Eva Berger gibt einen Abriss über die Geschichte der Stellung und Rechte von Frauen seit dem Mittelalter, ausgehend von einer feministischen Museumspädagogik, für die sie sich einsetzt. Weitere Arbeitsgruppenbeiträge behandeln: pädagogische Utopien, Frauen in den Medien, außerschulische Mädchenarbeit usw. Trotz der thematischen Unterschiedenheit der Beiträge ist ihnen gemeinsam, sowohl in den bestehenden Unterrichtsinhalten Frauen vorkommen lassen zu wollen als auch Vermittlungsweisen zu suchen, die den Mädchen mehr Raum im gemischtgeschlechtlichen Unterricht bieten. Die alte Frage, ob Mädchen koedukativ unterrichtet werden sollen oder nicht, hat sich verschoben zu einer Akzeptanz der Koedukation — oder ist es die alte Selbstverständlichkeit?

Weder die Schule als Institution noch die Curricula werden insgesamt in Frage gestellt. Die bestehenden Unterrichtsformen sollen ergänzt werden um Frauenfragen,

und Mädchen soll mehr Raum im Unterricht geschaffen werden für Wortbeiträge u.ä. So gibt der Band viele Anregungen für Lehrerinnen (und Ausbilderinnen?), ihren Unterricht mädchenfreundlicher zu gestalten, läßt aber das anfangs formulierte Problem außer acht, daß Schule eine wichtige Instanz ist, worin Mädchen und Jungen nicht nur zur Anpassung erzogen werden sollen, sondern, wie Fuchs/Schmidt verdeutlichen, selber zur Reproduktion der Geschlechterunterdrückung im Unterricht beitragen. Vielleicht könnte auch hier ein Weg aus dem Dilemma sein, eine doppelte Strategie zu verfechten, Mädchen getrennt und zusammen mit Knaben zu unterrichten, was allerdings eine neue Konzeptionierung von Unterricht voraussetzen würde.

Barbara Ketelhut (Hamburg)

Brehmer, Ilse: Der widersprüchliche Alltag. Probleme von Frauen im Lehrberuf. Frauen und Schule Verlag, West-Berlin 1987 (273 S., br., 25,- DM)

Ich war neugierig auf Ilse Brehmers Forschungsergebnisse. Zum einen als Betroffene — ich war selbst acht Jahre als Lehrerin im Schuldienst —, zum anderen erhoffte ich mir einen analytischen Zugriff auf *die* Widersprüchlichkeit, die in der Verknüpfung der beiden Bereiche des Dispositivs von Erziehung — Familie und Schule — *in der Person der Lehrerin* liegt. Welche Verhinderungen, welche Möglichkeiten liegen in einer Berufstätigkeit, die mir wie kaum eine andere durch — vor allem von Frauen transportierter — Familienideologie bestimmt zu sein scheint, und die gleichzeitig wie kaum ein anderer Beruf für Frauen die Möglichkeit des Eingreifens in die Strukturen ihres Berufsfeldes enthält?

In Gruppendiskussionen und Interviews, die Brehmer mit Lehrerinnen aus Grundschule, Sekundarstufe I und II durchgeführt hat und in denen »die Lehrerinnen ihre Probleme und Strategien selbst formulieren sollten« (19), trägt sie Lehrerinnenerfahrungen zusammen und gliedert sie für die Darstellung (eine Überarbeitung ihrer Habilitationsschrift) in die Themenschwerpunkte »Motivation zum Lehrerinnenberuf«, »Die Lehrerin in der Interaktion mit Schülern und Schülerinnen«, »Lehrerinnen als Mütter«, »Karrierevorstellungen von Lehrerinnen«, »Ausstieg aus dem Beruf« und »Durchsetzungsstrategien von Frauen«. Weitgehend von ihr nacherzählend kommentierte Interviewausschnitte führen sie zu einem breiten Spektrum von Ergebnissen: die Variationsbreite der Motivation für den Beruf sei groß, sie reiche von der Beeinflussung durch Verwandte und Bekannte (52f.) bis hin zur politischen Motivation (als Folge der Studentenbewegung) (55); auf der einen Seite stelle die gesellschaftliche Unterbewertung des Geschlechts Frau einen wesentlichen Bedingungsfaktor von Disziplinproblemen von Lehrerinnen dar, andererseits reproduzierten die Lehrerinnen das diskriminierende Frauenbild in der Interaktion mit Geschlechtsgenossinnen — Schülerinnen und Kolleginnen —, indem sie diesen »spezifische, als stereotyp weiblich angesehene Eigenschaften« zuschrieben (84); wie andere berufstätige Frauen auch seien Lehrerinnen überlastet durch ihre Zuständigkeit für Beruf und Familie, obwohl sie auf Grund ihres Einkommens »auf ein weites Spektrum von Hilfe« zurückgreifen könnten (107); das Muttersein von Lehrerinnen führe zu einer positiven Veränderung der Beziehung zu ihren Schülern, denen eine positive Identifizierung ermöglicht werde; gleichzeitig verstärke sich damit das Bild der »nicht starken« Lehrerin und mit der Entgegensetzung des männlichen, starken Lehrers »die Übertragung der Väter-Mütter-Konstellation« in die Schule (108); Lehrerinnen verzichteten auf »Karriere«, weil sie die Unterrichtstätigkeit der mit Funktionsstellen verbundenen Verwaltungstätigkeit vorzögen (121), weil Schulleiterstellen ihrer Vorstellung von Weiblichkeit widersprächen (125), weil sie Angst vor den Anforderungen einer Leiterinnenstelle und vor der eigenen »Vermännlichung« hätten (122) und weil sie ihrer

Familie Priorität (126) einräumen; Lehrerinnen seien *nicht* politisch abstinent, sondern setzten sich in vielfältigen Formen, die von der informellen Kolleginnengruppe (179) über Berufsorganisationen (199ff.) bis hin zur autonomen überregionalen Organisation »Frauen und Schule« (206) reichten, für ihre beruflichen Interessen ein.

In dieser Aufzählung wird der Versuch Brehmers deutlich, das Handeln der Lehrerinnen nicht eindeutig als durch die strukturellen Bedingungen, die in einem Eingangskapitel unter dem Stichwort »Feminisierung des Lehrerberufs« dargestellt werden, bestimmt abzubilden, sondern als widersprüchliche Verarbeitungsweise dieser Bedingungen. Trotzdem bleibt die Arbeit für mich unbefriedigend: die Ergebnisse der Interviews erscheinen unverbunden. Obwohl z.B. in fast allen Schwerpunkten Familie als bedeutsam für das Handeln der Lehrerinnen auftaucht, führt Brehmers Bearbeitung des empirischen Materials zu keiner Erkenntnis über einen *Zusammenhang* von Familie und Schule. Auf Grund einer fehlenden Fragestellung und fehlender theoretischer Begriffe über Familie und Schule hat Brehmer kein Analysewerkzeug zur Hand, mit dem sie die Aussagen der verschiedenen Lehrerinnen in einen Zusammenhang bringen und verallgemeinern könnte. So gelingt es ihr zwar, z.B. die unmittelbare Übertragung der Erfahrung der Mutter-Kind-Beziehung auf die Lehrerin-SchülerIn-Beziehung in ihrer »Widersprüchlichkeit« aufzuzeigen (105), aber diese ist nicht das Ergebnis ihrer Analyse, sondern erscheint in zwei nebeneinanderstehenden Aussagen zweier Lehrerinnen, ohne daß sich daraus irgendwelche Konsequenzen für veränderndes, perspektivisches Handeln ergeben könnten. Die ideologische Bedeutung des Hineintragens weiblicher Familienerfahrungen in den Erziehungs-/Lernprozeß in der Schule ist genauso wenig Thema wie Schule insgesamt als Produktionsort von Ideologischem. Vor diesem Hintergrund läuft auch Brehmers (von Maria Mies übernommener) Anspruch, Forschung und Politik als Einheit zu begreifen (26), ins Leere. Obwohl Politik sowohl in ihrer eigenen Forschungsmotivation als auch in den Aussagen der Lehrerinnen einen großen Stellenwert einnimmt, wird an keiner Stelle klar, was eigentlich mit Politik im Zusammenhang von Lehrerinnen und Schule gemeint ist. Wem nützen z.B. die Fragen nach »politischer Motivation« oder »Durchsetzungsstrategien« von Lehrerinnen, wenn weder die *Form* der Schule problematisiert noch die *Perspektive* für politisches Handeln aufgezeigt wird? Die Antwort liegt in dem sich daraus ergebenden Tatbestand, daß keine Begriffe zur Verfügung stehen, mit denen untersucht werden könnte, inwieweit die unterschiedlichen »Durchsetzungsstrategien« Veränderungsmöglichkeiten bieten oder doch nur die Verhältnisse reproduzieren.

Zusammengefaßt liegt das Dilemma von Brehmers Arbeit m.E. in der Einseitigkeit einer feministischen Forschungsperspektive, die »das Verwirrspiel in der Psyche der Frauen und in ihren Beziehungsgeflechten« reflektieren will und dabei vergißt, daß weibliches Handeln in öffentlichen Bereichen gesellschaftlicher Praxis sich nicht nur in patriarchalischen, sondern in einem Ensemble von verschiedenen Herrschaftsverhältnissen bewegt. Die *Widersprüchlichkeit* des Berufs der Lehrerin aufzuzeigen, hätte bedeutet, in den Aussagen der Lehrerinnen die widerstreitenden und sich verbündenden Wirkungsweisen der *ideologischen Instanzen* Schule und Familie aufzufühlen.

Jutta Meyer-Siebert (Hannover)

Mohr, Wilma: Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich. GEW Texte, Dreisam-Verlag, Freiburg 1987 (313 S., br., 32,- DM)

»Wenn man bedenkt, daß es ungefähr 164 Hochschulen gibt, bedeutet das, daß innerhalb von vier Jahren nur jede zweite Hochschule *eine* Frau als Professorin einge-

stellt hat.« (79) Und die Entwicklung zeigt rückläufige Tendenzen. Zu diesem Schluß kommt Wilma Mohr, Hochschulassistentin an der Universität Frankfurt, indem sie umfangreiches Zahlenmaterial zusammenträgt.

Sie unternimmt den Versuch einer systematischen Bestandsaufnahme der vielfältigen Diskriminierungen und Selbstbehinderungen von Frauen in der Hochschule. Dabei spannt sie den Rahmen von offensichtlichen Unterdrückungspraxen bei der Einstellungspolitik, bis zu weniger sichtbarer Ausgrenzung aus dem informellen Kommunikationssystem (sexuelle Belästigung, Schwierigkeiten mit Konkurrenz bis hin zur zusätzlichen Belastung durch Familie). Hier greift sie das häufig in der feministischen Literatur formulierte Problem auf, daß Frauen sich zwischen Familie und Karriere entscheiden müßten, und sieht darin eine einengende Vorstellung: »Wenn die 'Faktoren' Ehe- und Kinderlosigkeit gemeinhin als Preis bezeichnet werden, die beruflich ambitionierte Frauen für ihre Karriere zu zahlen hätten, so ist damit letztlich eine konservative Sichtweise verbunden, die implizit das Modell der Kleinfamilie zum Maßstab von Glück und Zufriedenheit macht. Nicht verheiratet sein, muß ja nicht bedeuten, keine befriedigende Liebesbeziehung zu haben. Und wenn kein Mann an 'ihrer' Seite erscheint, vielleicht liebt sie eine Frau?« (142) »Karrierefrauen« hätten einen interessanten Beruf, finanzielle Unabhängigkeit und wären somit nicht mehr gezwungen, aus ökonomischen Gründen in unbefriedigenden Beziehungen zu verharren. Mohr fordert gesellschaftliche Anerkennung für die unterschiedlichen Lebensentwürfe von Frauen.

Die soziale Situation der Studentinnen kommt ebenfalls ausführlich vor. Sie thematisiert den Ausschluß von Arbeitertöchtern, die Nichtbeachtung der besonderen Schwierigkeiten ausländischer Studentinnen, die materiell schlechtere Situation von Frauen, die vielfältigen psychischen Belastungen etc. Sehr hilfreich erscheint mir die Untersuchung der Studienfachwahl. Viele Veröffentlichungen benennen als Problem, daß Frauen »noch immer« Lehramt, Erziehung, Soziales und Kultur studierten und damit ihre Arbeitslosigkeit selbst vorprogrammierten. Mohr zeigt auf, daß das Zahlenmaterial des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft, worauf diese Aussagen beruhen, jedes Jahr völlig anders erhoben wird, so daß Aussagen über Entwicklungen und Veränderungen kaum getroffen werden könnten. Durch eine Kombination unterschiedlicher Statistiken gelingt es ihr, einige Veränderungen aufzuzeigen. So belegen Frauen heute auch ein recht breites Spektrum von Fächern, darunter einige, die lange Zeit eine sichere Karriere versprachen, z.B. Wirtschafts- und Naturwissenschaften. Darüber hinaus fordert Mohr dazu auf, zu erforschen, ob nicht die persönliche Motivation, Lehrerin zu werden, 1920, 1940, 1960 oder 1980 völlig unterschiedlich gewesen sei (50).

Das Buch endet — vielleicht als Ausgleich für die häufig deprimierenden Zahlen — mit einer Darstellung der Erfolge von Feministinnen (Frauseneminare, -kongresse, -ringsvorlesungen, Frauen- und Lesbenreferate, feministische Forschung usw.). Dabei benennt sie Widersprüche, Konflikte und verschiedene Standpunkte innerhalb der Frauenbewegung. Langfristig fordert sie eine Umverteilung der Arbeit, kurzfristig den Kampf um Frauenförderpläne, Quotierung und Frauenbeauftragte.

Das Buch gibt einen guten Überblick über die derzeitige bundesdeutsche Diskussion. Leider übernimmt die Autorin teilweise auch Positionen, ohne sie zu hinterfragen oder genauer zu analysieren: Frauen seien mehr auf Bestätigung von außen angewiesen als Männer (110), der Uni-Bluff läge ihnen nicht (110), sie hätten Angst vor Erfolg (112), sie lernten eher in Kooperation als in Konkurrenz (76) u.ä. Hier weiterzuforschen und die Verarbeitungsformen genauer zu untersuchen, halte ich für dringend notwendig.

Auf den letzten 110 Seiten finden sich Statistiken, Dokumente und Literaturhinweise, die das Buch zu einem Nachschlagewerk machen, für alle, die in diesem Bereich arbeiten.
Martina Löw (Frankfurt/M.)

Clemens, Bärbel, Sigrid Metz-Göckel, Aylâ Neusel und Barbara Port (Hrsg.): Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1986 (407 S., br., 58,- DM)

Der Band wendet sich an WissenschaftlerInnen, StudentInnen und Frauen in akademischen Berufen, die sich einen Überblick zum aktuellen Forschungsstand von Frauen in Hochschule und Beruf verschaffen oder sich mit der gegenwärtigen Situation von Frauen im Wissenschaftsbetrieb auseinandersetzen wollen. Der erste von zwei Hauptteilen beginnt mit der Zusammenfassung bisheriger Diskussionen um Frauenforschung und feministische Wissenschaft, berichtet über Genese und Stand der Frauenforschung seit Anfang der fünfziger Jahre und setzt die Diskussion fort, die mit der Publikation »Frauen an der Universität« (Ulla Bock u.a. 1983) begonnen wurde.

Im zweiten Teil werden 17 z.T. noch laufende Untersuchungsprojekte vorgestellt. Die Einzeldarstellungen zeigen die Lücken der Hochschulforschung, die bisher keine konzeptionelle Berücksichtigung der sozialen Kategorie »Geschlecht« vorgenommen hat: Die Universität, als eine historisch männlich geprägte Institution, ist gegenwärtig kein Ort, zu dem Frauen, trotz formal gleicher Bildung, gleichen Zugang haben. Die Erforschung komplexer Struktur- und Wirkungszusammenhänge, die als Zugangssperren Frauen von der gleichberechtigten Teilhabe am tertiären Sektor ausschließen, sind Gegenstand z.B. folgender Untersuchungen: Doris Janshen und Meggi Mandelartz: Ingenieurinnen, Annamaria Bauer u.a.: Wissenschaft und Hochschule als Beruf. Weitere Untersuchungsprojekte beginnen innerhalb der universitären Geschlechterhierarchie und stellen Lebenswirklichkeit und Selbstverständnis von Wissenschaftlerinnen in den Mittelpunkt ihrer Forschungen (z.B. Angelika Wetterer).

Die Komplexität der Bedingungsfaktoren, für die die Marginalsituation von Frauen kennzeichnend ist, wird durch die Vielzahl von Einzeldarstellungen transparent. Die Ursachen lägen in den Strukturen einer nach Geschlecht polarisierten Gesellschaft, sowohl im voruniversitären Bereich, in der geschlechtsspezifischen Sozialisation als auch innerhalb der Hochschulkultur, die als »soziales System« weibliche Lebenserfahrung und -gestaltung ausgrenzte, und im außeruniversitären Bereich: Die Arbeitsteilung in der Familie sei immer noch einer der wesentlichen Gründe für die Unterrepräsentation von Frauen. Unter Einbeziehung der Erkenntnisse geschlechtsspezifischer Sozialisation und des »weiblichen Arbeitsvermögens« (Elisabeth Beck-Gernsheim und Ilona Ostner 1978) entwickelten Wissenschaftlerinnen die Grundthese des »Zwei-Welten-Theorems«. Ausgangspunkt ist die Annahme, daß die »gesellschaftliche Definition der Geschlechter und ihr Verhältnis zueinander Produkt einer kulturellen Leistung ist und auf einer Segregation beruht, die auch die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Frauen und Männern bestimmt.« (75) Während der Beruf des Hochschullehres als »berufliche Sozialisation« die Sozialisation in Kindheit und Jugend fortsetze, werde der Werdegang von Frauen an der Hochschule »als ein Prozeß der 'Akkulturation' bestimmt (zu bestimmen sein) und steht vielfach im Widerspruch zu der geschlechtstypischen Sozialisation in Kindheit und Jugend.« (Carol Hagemann-White/Dagmar Schultz) (101).

Die im Rahmen der Einzeldarstellungen auf vielen Ebenen nachgewiesenen Unterschiede zum Mann werden nicht zwangsläufig als Defizit, sondern als Differenz

begriffen. Hieraus folgt der Anspruch auf »Gleichheit in der Differenz« (73), d.h. der Versuch, »ein neues Maß an Gleichberechtigung zu finden, das sich ... an einem für alle Menschen möglichen Maß von Freiheit und Gleichheit orientiert« (74). Durch die gegenwärtige Realität seien dem »Zwei-Kulturen-Theorem« Grenzen gesetzt, denn die theoretische Reichweite werde diese These erst dann entfalten können, »wenn ein gesellschaftstheoretischer Bezugsrahmen entwickelt werden könnte, in dem die Dimension des männlichen wie des weiblichen Lebenszusammenhanges gleichermaßen enthalten sind« (78). Auch politische Forderungen nach Veränderung der Rahmenbedingungen stehen im Kontext einer zukünftigen Konzeption dieses Bezugsrahmens.

Methodologische Probleme aus der Projekterfahrung wurden ebenfalls Gegenstand der Diskussion. Ein wichtiger Beitrag betrifft die soziale Nähe zwischen der fragenden und der zu befragenden Frau: Die Wissenschaftlerin, die die Untersuchung durchführt, begegne der von ihr zu befragenden Frau — ebenso eine Wissenschaftlerin — vor dem Hintergrund ihrer eigenen psychischen Konflikte und Geschichte. Daß diese »Selbstbetroffenheit« u.U. unvorhergesehene methodische Probleme in sich birgt, darüber gibt das Freiburger Projekt (»Ja, geben tut's das, aber mir ist das nie passiert«) Aufschluß.

Angelika C. Wagner (Autorin der »Methode des nachträglich lauten Denkens (NLD) bei der Erfassung handlungsbeeinflussender Kognitionen«) stellt dieses Verfahren als Ergänzung qualitativer Interviews vor. In dem Kapitel »Empirische Ergebnisse zur These der unterschiedlichen kulturellen Sozialisation« weist sie nach, daß geschlechtsspezifische »Imperative« schon von Jugendlichen internalisiert sind, deren Verletzung zu »handlungsverwirrenden inneren Konflikten« führe. Eine Möglichkeit, den Handlungsspielraum von Frauen in der Wissenschaft zu erweitern, könne die Aufdeckung dieser blockierenden »Imperative« sein, wie z.B. durch Abfrage einer vorgegebenen Situation: »Sie gehen in eine Gremiensitzung, in der Sie etwas für Sie wichtiges durchsetzen wollen. Was geht Ihnen dabei durch den Kopf? Welche Imperative werden dabei deutlich?« In der erweiterten Theoriediskussion wird m.E. mit dem »Zwei-Kulturen-Theorem« ein Erklärungsmodell vorgestellt, das die Tragweite geschlechtstypischer Sozialisation und -kommunikationssysteme an der Hochschule sowie formelle und informelle Informationssysteme weiblicher und männlicher Hochschulangehöriger und ihr Wissenschaftsverständnis als Bedingungsfaktoren einbezieht.

Die Publikation wurde komplettiert mit dem Fragenkatalog zur Theoriediskussion, einer gegliederten Bibliographie sowie Adressenlisten von Fraueninitiativen zur Förderung von Frauenforschung und Wissenschaftlerinnen, Frauenforschungsgruppen, -archiven und Bibliotheken.

Christine Lange (West-Berlin)

Geschichte

Sigel, Robert: Die Geschichte der Zweiten Internationale 1918-1923. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1986 (215 S., Ln., 78,- DM)

Die Geschichte der Internationale zieht trotz des bald dreißig Jahre alten Werkes von Julius Braunthal weiterhin das Interesse auf sich. Insbesondere der Zeitraum von 1914 bis 1923 — also vom Zusammenbruch bis zur endgültigen Konsolidierung in zwei entgegengesetzten Organisationen — wurde in den letzten Jahren bearbeitet. Klär legte bereits 1981 seinen ersten Band über den Zusammenbruch vor, Blänsdorf bearbeitete Aspekte der Internationale im Krieg, Ritter hat die Entwicklung der

II. Internationale in den Jahren 1918/19 in einer zweibändigen Edition ausführlich dargestellt; jetzt versucht Sigel den Zeitraum von Kriegsende bis zur Gründung der SAI im Mai 1923 zu schließen. Neben einer Einführung von 110 Seiten enthält das angezeigte Buch einige ausgewählte Dokumente aus dem Labour Party Archiv in London und vom IISG in Amsterdam.

Die schwierige Nachkriegsentwicklung innerhalb der internationalen Arbeiterorganisationen wird anhand der Aktivitäten der führenden Personen beschrieben. Die politische Dynamik, die Verflechtung der sozialen Prozesse, die Möglichkeiten revolutionärer Veränderung zu Beginn der zwanziger Jahre bleiben weitgehend ausgeklammert. Die Konkurrenz der drei internationalen Organisationen (II. Internationale, Wiener Arbeitsgemeinschaft und III. Internationale) wird beschrieben, die in diesen unterschiedlichen Organisationen zum Ausdruck kommenden unterschiedlichen Entwürfe der Nachkriegsgesellschaft und ihre je spezifische soziale Basis in der Anhängerschaft bleibt unberücksichtigt. So stellt sich Geschichte dar als Miteinander und Gegeneinander von Personen: Radek und Adler, Ledebour und McDonald. Die im Anhang ausgewählten Dokumente ergänzen den Text; sie werden jedoch nicht eingeführt, kommentiert, quellenkritisch untersucht, sondern abgedruckt. Auswahlkriterien werden nicht genannt.

Das Literaturverzeichnis ist nicht auf der Höhe der Zeit: es hört 1981 auf und verißt einige Bücher. Der von Sigel formulierte Anspruch, daß in diesem Buch »die Geschichte der II. Internationale von ihrer Neukonstituierung 1920 in Genf bis zu ihrer formalen Auflösung zum Hamburger Gründungskongreß der SAI« nachgezeichnet wird, verspricht zuviel.

Hartfrid Krause (Darmstadt)

Neulen, Hans Werner: Europa und das 3. Reich. Einigungsbestrebungen im deutschen Machtbereich 1939-45. Universitas Verlag, München 1987 (466 S., Ln., 48,- DM)

Neulen zeichnet ein Bild der »nationalsozialistischen Europakonzeption und der Europaideologie der anderen Achsenstaaten sowie der Kollaborationspolitiker« (15). Grundlage bildet eine Dokumentation von Plänen zur faschistischen Neuordnung Europas. Es sind 61 zum »größten Teil ... unveröffentlichte oder noch nicht ins Deutsche übertragene Dokumente« (16): Regierungserklärungen, Protokolle, diplomatische Noten, Strategiepapiere aus Ministerien, Behörden und Parteistellen sowie zahlreiche Denkschriften. Sie sind nach Ländern aufgefächert und chronologisch angeordnet: Deutschland (27 Dokumente), Italien (10), Frankreich (8), Belgien (3), Holland (2), Norwegen (5), Finnland (3) und Rumänien (3).

Deutlich werden die mit Kriegsbeginn einsetzenden Planungen zur Gestaltung des faschistischen Machtbereichs. Mehrere Phasen und Einschnitte lassen sich markieren: Die faschistischen Siege im Westen führen bis 1941 zu einem wahren »Europarausch« (25). Das Auswärtige Amt und zahlreiche Wirtschaftsforschungsinstitute liefern Entwürfe für eine »Großraumwirtschaft« — angemerkt sei hier die Gründung der »Gesellschaft für Europäische Wirtschaftplanung und Großraumwirtschaft« im September 1939. »Diese Konzepte, mit denen die Nationalsozialisten einen Cordon économique schaffen wollten und die ... eine ökonomische Plattform für den Angriff auf die Sowjetunion abgaben, waren sicher symptomatisch für zahlreiche Pläne der deutschen Großindustrie.« (25) Neulens Vermutung sei durch den Hinweis unterstrichen, daß die Wirtschaftsplanung und Kriegsführung z.B. über das »Institut für Weltwirtschaft« der Universität Kiel verzahnt waren. Es arbeitete dem »Wehrwirtschaftsstab« zu. Die Expertisen, die der spätere Bundeswirtschaftsminister Karl Schiller hier erstellte, waren auf die jeweils aktuelle Kriegslage abgestimmt (vgl. R.Seeliger,

1968: Braune Universität Bd. VI, 68ff.). — Nach dem ersten Kriegswinter in der Sowjetunion werden an die NS-Führung »Europadenkschriften« herangetragen, die eine Umkonzeption der politischen Kriegsziele und -führung fordern. Nach Stalingrad schwelen sie zu einer wahren Denkschriftenflut an. Ihr gemeinsamer Nenner ist die Stärkung NS-Deutschlands durch die Errichtung eines europäischen Bündnis-systems, das die okkupierten Länder durch eine moderatere Besatzungspolitik militärisch und ökonomisch effektiver unterordnet. Die Option zu Friedensverhandlungen aus einer Position der Stärke soll so geöffnet werden. Auf dieser Linie liegen auch Italien und die Kollaborationspolitiker in den besetzten Ländern. Sie versprechen sich von einem europäischen Staatenbündnis größere Bewegungsfreiheit im faschistischen Machtblock bzw. eine Lockerung der Zwangsherrschaft. Im Gegenzug bieten sie den effektiveren Kriegseinsatz ihrer Völker. Diese Pläne können sich nicht durchsetzen. Die NS-Führung stellt lediglich die Kriegspropaganda um. Goebbels' neue Propagandariichtlinien (15.2.1943) verbieten »eine Darstellung der künftigen Neuordnung Europas, aus der die Angehörigen fremder Völker den Eindruck gewinnen könnten, als ob die deutsche Führung sie in einem dauerhaften Unterwerfungsverhältnis zu halten beabsichtige« (Goebbels zit.n. 38). Das neue Leitmotiv heißt: »Europa gegen den Bolschewismus«. Goebbels »verkündet in seiner Sportpalast-Rede vom 18.2.1943, das Abendland sei in Gefahr, vom Bolschewismus und seinen 'motorisierten Roboterdivisionen' überrannt zu werden« (38).

Angesichts der drohenden Niederlage dienen Europapläne bei den Versuchen, noch die Seiten zu wechseln: Der Europakreis des Rüstungsministeriums behandelt Fragen der Nachkriegsplanung, das Wirtschaftsministerium analysiert Pläne der Alliierten auf »Grundsätze einer Nachkriegswirtschaftsordnung in Deutschland und Europa hin« (59). Ribbentrop sondiert noch 1945 Möglichkeiten, »Friedensfühler zu den Westmächten auszustrecken, um mit einer Warnung vor einer Ostoption des Deutschen Reiches die heterogene feindliche Koalition zu spalten« (65). Auch die SS will auf diesen Zug aufspringen, jedoch ohne Hitler. Ihre Planspiele eines antisowjetischen Kompromißfriedens schließen auch seine Entmachtung durch Himmler ein (vgl. 65f).

Durch Neulens Brille liest sich das Material anders. In seinen Kommentaren übernimmt er ungeniert die Position der innerfaschistischen Kritiker, die mit ihren Vorschlägen zur Effektivierung der Kriegsführung nicht zum Zuge kamen. Ihm sind die Ideen eines europäischen Staatensystems unter der Hegemonie des faschistischen Deutschland der Beweis, »daß mit den in Rom, Paris und Oslo vertretenen europäischen Neuordnungsplänen bei gleichzeitiger Liberalisierung der Besatzungspraxis womöglich bis Herbst 1942 nicht nur ein Großteil der europäischen Bevölkerung für die Sache der Achse hätte gewonnen werden können, sondern ... daß diese Pläne 1940/41 auch die Grundlage für einen Frieden mit dem Empire hätten abgeben können« (18). Ihre Ablehnung durch das NS-Regime zeige »die völlig unzureichende theoretische Fundierung des nationalsozialistischen Hegemoniestreben« (17). »Vertan wurde so die Chance, durch eine politische Einigung Europas die Anglo-Amerikaner zu isolieren und ihnen ihre Kriegsziele aus der Hand zu schlagen.« (394)

Neulens Identifikation mit den innerfaschistischen Kritikern rührt nicht aus naiver Faszination durch das Material; das Trauma, das die Großmachtpläne des »intelligenteren« Faschismus wachhält, ist die als Demütigung empfundene Nachkriegsstellung der europäischen Staaten: Sie sind auf den »Rang von Mittelmächten zurückgeworfen« (398). Resultat des gescheiterten »Großgermanisches Reich« ist eine Nachkriegsordnung, in der die herrschenden Klassen Europas »von den Patronatsmächten in unterschiedlicher Intensität gegängelt, bevormundet und majorisiert« (398) werden.

Die Rehabilitierung der »intelligenteren« faschistischen Großmachtpläne schließt sich mit nationalkonservativen Europaprojekten zusammen, die einen Weg suchen, auf dem »ihr gemeinsames Vaterland aus der Objektrolle herausfindet« (398). Neulen ermöglicht es diesen nationalkonservativen Großmachtprojekten, ihr faschistisches Erbe in aller Offenheit anzutreten, indem er es gegen den »hybriden und amoralischen Machtanspruch« (397) Hitlers absetzt. Es paßt ins Bild, daß Neulen im selben Verlag veröffentlicht wie Dregger und Filbinger.

Beiläufig rehabilitiert er einige Faschisten, die ihm ihre Archive geöffnet haben. So gilt sein »aufrichtiger Dank« (13) u.a. Dr. Werner Best, der diskret als »Ministerialdirektor« und »Reichsbevollmächtigter« in Dänemark geführt wird. Er bleibt unbenannt als Stellvertreter Heydrichs und Organisator der SS-Mordkommandos in Polen — das Gerichtsverfahren wegen 8000-faches Mordes gegen Best, der in der Bundesrepublik als Justitiar beim Hugo-Stinnes-Konzerns unterkam, wurde 1982 wegen Verhandlungsunfähigkeit eingestellt. Der Leiter der Ost-Abteilung des SS-Hauptamts avanciert gar zum heroischen Einzelkämpfer. »1944/45 macht sich ein einzelner Offizier im SS-Hauptamt, Hauptsturmführer Alexander Dolezalek, daran, all das nachzuholen, was bisher auf europäischem Gebiet vom Auswärtigen Amt, der Reichskanzlei und anderen Behörden versäumt und unterlassen worden war.« (61) »Einer gegen den Rest der Welt« — die Absetzbewegungen und Pläne der SS »für die Zeit nach der Niederlage« (68) als Widerstandsschulze.

Gerwin Klinger (West-Berlin)

Schwenger, Hannes: Ernst Reuter — ein Zivilist im kalten Krieg. Piper Verlag, München, Zürich 1987 (107 S., br., 14,80 DM)

Ernst Reuters bewegtes Leben wird in diesem Büchlein recht genau und mit nicht verhohlener Sympathie nachgezeichnet. Es spiegelt die bewegten Jahrzehnte deutscher Geschichte. Der Sohn gutbürgerlicher Eltern entschloß sich mit 23 Jahren 1913, »in der Arbeiterbewegung tätig zu sein«. Er schrieb in SPD-Zeitungen und redete auf Versammlungen als Wanderredner. 1914 war er nicht bei den Kriegsbegeisterten, sondern gehörte dem pazifistischen Flügel an. 1915 kamen Einberufung und Einsatz erst im Westen, dann ab August 1916 an der Ostfront. In russischer Gefangenschaft wird er in der Revolution zu ihrem begeisterten Anhänger. Er lernt fast alle Führer der Bolschewiki kennen und wird 1918 Regierungschef der Wolgadeutschen Republik, nachdem er vorher andere wichtige Funktionen ausgeübt hat. Nach der Rückkehr arbeitet er aktiv und führend in der KPD, bis er wegen Disziplinwidrigkeit (ich meine auch als Ultralinkler) im Februar 1922 ausgeschlossen wird. Ein halbes Jahr später ist er Redakteur beim »Vorwärts«, Zentralorgan der SPD, steigt in die Berliner Kommunalpolitik ein, wird Oberbürgermeister von Magdeburg. 1933 bedeutet Verfolgung, KZ-Aufenthalte, 1935 schließlich die Emigration über England in die Türkei. Nach seine zweiten Rückkehr wird er Regierender Bürgermeister von (West-)Berlin und gerät hier im Verlauf des sich verschärfenden kalten Krieges in eine klar antisowjetische und bürgerliche Position. Vielleicht widerstrebend, ordnet er sich dort im großen ganzen der Bonner Politik unter, die Westberlin als Frontstadt und Igelstellung im Feindesland begriff. Er will zwar keine Rückeroberung der 1945 durch Hitler verspielten Ostgebiete, aber die (bürgerliche) Einheit von Restdeutschland. Mit 64 Jahren erliegt er im Herbst 1953 einer Herzmuskellähmung.

Schwenger berichtet von einigen erstaunlich klarsichtigen Analysen, aber auch von kapitalen Fehlurteilen. Mag sein, daß er durch die harte Politik der Stalin-Führung nach 1945 und der SED in seine Position getrieben wurde. Aber war es nicht auch sein nicht-marxistisches, reformistisches Verständnis von Realpolitik, das

gerade diese Reaktion bewirkte? — So reflektiert Reuters politischer Weg die magnetische und elektrisierende Wirkung der Oktoberrevolution, aber auch die Dominanz des Reformismus in Deutschland. Mit seinen politischen Illusionen über Weimarer Demokratie und demokratische Bourgeoisie, mit seinem Antikommunismus und Antisowjetismus vertieft er genauso die Spaltung der deutschen Arbeiterklasse und verhindert genauso die antifaschistische Einheitsfront wie die ultralinke KPD-Führung. Reuter gehörte nicht zu den KapitulantInnen der SPD, aber auch nicht zu den Aufwühlern, die die Kapitulation hätten verhindern wollen. Mit ausführlichen Zitaten aus wenig bekannten Äußerungen Reuters belegt Schwenger dessen Bemühen um eigenständiges Denken und Distanz auch zu den Bonner kalten Kriegern. Das Buchlein ist eine lebendige, zum Nachdenken anregende Lektüre.

Theodor Bergmann (Stuttgart)

Uhlig, Ralph: Die Deutsch-Englische Gesellschaft 1949-1983. Der Beitrag ihrer »Königswinter-Konferenzen« zur britisch-deutschen Verständigung. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986 (277 S., br., 32,- DM)

Die Westintegration der Bundesrepublik einschließlich der damit verbundenen Weiterungen »politischer Kultur« sind bereits seit längerem Thema der Zeitgeschichtsschreibung, wobei zum einen neben der Rolle der USA auch die der kleineren Alliierten immer stärkere Aufmerksamkeit findet, zum anderen die von der archivalischen Zugänglichkeit her naheliegende Grenze von den frühen fünfziger Jahren immer öfter zur Gegenwart hin verschoben wird.

Die Darstellung von Uhlig gilt der Deutsch-Englischen Gesellschaft (DEG), die 1949 auf Initiative von Lilo Milchsack und von vornehmlich bildungsbürgerlichen Honoratioren mit wohlwollender Unterstützung der Besatzungsbehörden in Düsseldorf gegründet wurde. Ziel der DEG sollte die Neuanknüpfung und Förderung des durch NS-Regime und Krieg unterbrochenen deutsch-britischen Dialogs sein. Uhlig konstatiert bei den Gründern eine »gewisse Anglophilie« (12), die in jener Zeit in bürgerlichen Kreisen häufig anzutreffen war. Die wichtigste Aktivität der DEG machten die seit 1950 (bis heute) organisierten »deutsch-englischen Gespräche« in Königswinter aus, bei denen Journalisten, Wissenschaftler und bald mehrheitlich Politiker beider Länder über Deutschland, England und Europa diskutierten. Es handelte sich um Informations- und Meinungsbildungsprozesse sozusagen außer- und unterhalb amtlicher Politik und diplomatischer Kanäle, die aber angesichts der durchweg hochrangigen Beteiligung nicht irrelevant gewesen sein dürften.

Auf Grundlage von Quellen im Besitz der DEG, Korrespondenzen im Zusammenhang mit den Königswinter-Gesprächen, Tagungsprotokollen und Manuskripten der Vorträge, gibt Uhlig nach einer kurzen Darstellung der Gründungsphase einen chronologischen Abriss, jeweils ein Jahrzehnt zusammenfassend: »Im Zeichen des Abbaus gegenseitigen Mißtrauens (1949-1959)«, »Die Auseinandersetzung um den Beitritt Großbritanniens zur EWG (1960-1969)«, »Das Ringen um die Integration Großbritanniens in die EG (1970-1979)«; ein letzter Abschnitt ist den »neuen Herausforderungen« der achtziger Jahre gewidmet.

Die detaillierte und sorgfältig belegte, etwas trockene Darstellung läßt erkennen, daß die englischen Teilnehmer der Königswinter-Gespräche in den fünfziger Jahren realistischer die mit der gemeinsam bejahten Westintegration gegebene Erschwerung der offiziellen bundesdeutschen Wiedervereinigungspolitik sahen. Irritationen in den deutsch-britischen Beziehungen ergaben sich gegen Ende der Nachkriegsära um 1960 als Nebenfolge der von Adenauer und De Gaulle demonstrativ gepflegten deutsch-französischen Freundschaft. Auch in dieser Phase erfüllten die Treffen in

Königswinter offenbar eine ausgleichende Funktion. Der Band, der mit einem ausführlichen Personenverzeichnis ausgestattet ist, ergänzt unsere Kenntnisse der deutsch-britischen Beziehungen durch einen wichtigen Aspekt.

Axel Schildt (Hamburg)

Morsey, Rudolf: Die Bundesrepublik Deutschland. Entstehung und Entwicklung bis 1969. Oldenbourg Verlag, München 1987 (274 S., br., 32,- DM)

»Oldenbourg Grundriß der Geschichte« gilt als eine der renommiertesten geschichtswissenschaftlichen Reihen. Vom antiken Griechenland bis zur DDR reicht das Themenspektrum. Jeder Band ist dreigeteilt in Darstellung, Forschungsbericht und Bibliographie. Prominente Verfasser und gute Handhabbarkeit lassen die Bände meist als nützliche Standardlektüre zur Einarbeitung in neue Themen empfinden; daß zumal für die Geschichte des 20. Jahrhunderts als Autoren Historiker konservativer Richtungen überwiegen, muß dabei berücksichtigt werden. Der Band zur Bundesrepublik schließt zum einen eine Lücke in der Reihe, zum anderen besteht gerade für die westdeutsche Nachkriegsgeschichte, trotz oder wegen der sich ständig erweiternden Spezialliteratur, ein Bedarf für eine knappe synthetisierende Übersicht, einen zuverlässigen Forschungsbericht und eine Bibliographie auf dem neuesten Stand. Rudolf Morsey, christdemokratisch engagierter Zeitgeschichtler und profunder Kenner der politischen Entwicklung — auch von deren biographischer Seite her (Adenauer-Spezialist) —, hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen.

Die erste Schwierigkeit betrifft die Einteilung des Darstellungsteils, denn wegen der Gliederung der Bände nach Epochen mußte die Besatzungsherrschaft in der Nachkriegszeit (am Rande sogar die in der SBZ) gleich miterledigt werden. Die zweite Schwierigkeit betrifft die Quellenlage. Einerseits sind infolge der archivalischen Sperrfristen staatliche Akten erst bis Mitte der fünfziger Jahre zugänglich; andererseits ist die Fülle veröffentlichter Materialien kaum mehr zu überblicken. Morsey trägt dem zunächst insofern Rechnung, als die Entwicklung der Bundesrepublik nur bis 1969 berücksichtigt wird. Die Darstellung folgt äußerst prägnant den chronologisch angeordneten Stichworten (z.B. Schumannplan: ca. 20 Zeilen; Montanunion: ca. 20 Zeilen; Wiedergutmachungsleistungen: 10 Zeilen) und bewegt sich in den Bahnen konservativer zeitgeschichtlicher Interpretation und um die erfolgreiche Westintegration der Bundesrepublik herum. An einigen Stellen fallen sehr pointierte Behauptungen und Wertungen auf. So »verhinderte das amerikanischen Kernwaffenmonopol« (17) eine Eskalation der Berlin-Krise 1948; daß das KPD-Verbot 1956 unter »Wehrhafte Demokratie« (49; auch beim Autor in Anführungszeichen) abgebucht wird, verwundert dagegen nicht; die Wiedereingliederung von vormaligen Nazis in den öffentlichen Dienst Anfang der fünfziger Jahre (»131er«-Gesetz) wird sogar als »(zu) schematisch-großzügige Regelung« (46) vorsichtig kritisiert. Gereizter im Ton fallen Passagen über die APO der sechziger Jahre aus (102ff.): Die »Ablehnung tradierter Arbeits- und Lebensformen«, manifestiert »im äußeren Erscheinungsbild einer juvenil uniformierten bärtigen Generation«, die »Neue Linke« mit teilweise »totalitären Zielsetzungen« und »neuartigen Zügen kollektiven Protest- und Demonstrationsverhaltens bis hin zu nacktem (Psycho-)Terror« sowie »allgemeiner antiwestlicher Hysterie« hätten seinerzeit Verständnis leider sogar beim Bundespräsidenten (Heinemann) gefunden. Selbst der wohlwollende Rezensent der FAZ meinte, bei Morsey seien späte Verletzungen aus der Revolte des Jahres 1968 spürbar; diese könne nicht einfach auf »neomarxistischen Umtrieb« reduziert werden.

Gravierender erscheint ein anderes Defizit: Morsey kennt sich in der politischen Geschichte gut aus und konzentriert sich darauf. Soziale und kulturelle Entwick-

lungen hingegen, weil der Autor nicht ganz von ihnen absehen will, werden z.T. derartig pauschal abgehandelt, daß sie damalige Realität gewiß nicht abzubilden vermögen, sondern eher gängige Klischees bündeln; z.B.: »Allmählich bildete sich eine vom nüchternen Zeitgeist der 'skeptischen Generation' beeinflusste 'nivellierte Mittelstandsgesellschaft' (H. Schelsky) heraus.« (45)

Der Forschungsbericht liest sich, abgesehen von der entsprechenden Unterbelichtung der Sozialgeschichte durchaus mit Gewinn. Zentrale Diskussionen der letzten Jahre wie die um den Stellenwert des Marshall-Plans und der Währungsreform (146ff.) oder um die sowjetische Deutschland-Note von 1952 (161ff.) werden knapp und übersichtlich skizziert. Wem jeweils die eigene Sympathie gilt, wird nicht verschleiert. An einigen Stellen stören allerdings von politischer Skepsis motivierte Randbemerkungen, die nicht durch inhaltliche Kritik abgedeckt sind (vgl. z.B. 179).

Die fast 900 Titel präsentierende Bibliographie bildet den schwächsten Teil. Zwar hat der Verfasser schon im Vorwort zu erwartender Kritik an Unvollständigkeit mit der Formulierung vorgebeugt, »schon mit der Aufnahme von Titeln« seien wertende Urteile verbunden. Aber warum in einer Bibliographie zur Bundesrepublik unter »KPD, SED« mehr Titel zur DDR-Staatspartei und zur KPD vor 1945 aufgeführt werden als zu den westdeutschen Kommunisten, während bereits monographisch bearbeitete Themen wie z.B. der Ostermarsch oder andere linke Gruppierungen fehlen, ist damit nicht erklärt. Beim Rechtsradikalismus (hier »Sonstige«) fehlen einschlägige Arbeiten über die NPD. Die Rubrik »Gesellschaft, Kultur, Literatur« scheint als Abfallkorb zu fungieren; was z.B. Lutz Niethammers »Wohnen im Wandel« mit der Geschichte der Bundesrepublik zu tun haben soll, bleibt unerfindlich; nach einigen »Klassikern« zur Sozial- und Gesellschaftsstruktur sucht man hingegen vergeblich. Daß man diese Suche bei Titeln aus dem Pahl-Rugenstein-Verlag, seien sie thematisch noch so zentral (Ulrich Albrecht u.a., Fülberth ...) gar nicht erst beginnen muß, kann am Rande vermerkt werden. Axel Schildt (Hamburg)

Soziale Bewegungen und Politik

Mandel, Ernest: The Meaning of the Second World War. Verso, London 1986 (210 S., br., 8,50 \$)

Mandel stellt die kühne Frage, was der Zweite Weltkrieg unter dem Gesichtspunkt der Weltrevolution bedeutet hat. Er widerspricht der These, für den Krieg seien nationale Besonderheiten (Deutschlands oder Japans) ausschlaggebend gewesen, die »eine friedliche Entwicklung der Weltwirtschaft in Richtung auf das, was Kautsky als 'Ultra-Imperialismus' bezeichnete«, bloß unterbrochen hätten. Er analysiert dessen historischen Bedingungs-zusammenhang unter dem Gesichtspunkt der Verschränktheit des Kampfes um die Welthegeemonie zwischen den imperialistischen Mächten mit dem Kampf der herrschenden Klassen gegen soziale und antikoloniale Revolutionen sowie gegen nachrevolutionäre »Arbeiterstaaten«, wodurch der Krieg zum »Kulminationspunkt eines Prozesses der Konterrevolution« geworden ist (19). Mandel wird so die weltweite Betrachtung des konkreten Zusammenwirkens von imperialistischen Expansions-, Durchdringungs- und »Selbst«-Behauptungsstrategien und sozialen und nationalen Befreiungskämpfen (bes. 35ff.) geradezu zum heuristischen Prinzip.

Die Fruchtbarkeit von Mandels Analyse der historischen Rahmenbedingungen des Zweiten Weltkrieges (9-95) wird besonders im zweiten Teil deutlich, der die »Ereignisse und Ergebnisse« untersucht (91-175). Nachdem er zunächst herauspräpariert

hat, wie sich in diesem weltweiten Kampf »fünf unterschiedliche Konflikte« kombinierten (ein inter-imperialistischer Krieg, der »gerechte Verteidigungskrieg« der Sowjetunion und die »gerechten nationalen Befreiungskriege« der Völker von China bzw. des übrigen Asiens sowie der besetzten europäischen Länder, die zum Teil [China, Indochina, Jugoslawien, Albanien] in sozialistische Revolutionen einmündeten), arbeitet er schrittweise heraus, warum der Zweite Weltkrieg, der den US-dominierten »Spätkapitalismus« zum Durchbruch brachte, »auf der strukturellen Ebene für den Kapitalismus keine Lösung gebracht« hatte: Der Nachkriegsboom von 1948 bis 1968 konnte »nicht genutzt werden, um die Deiche zu reparieren« — die »Flut der Revolution« würde »erneut zu strömen beginnen« (175). Als bloß fortgeschleppte und zeitweise stillgestellte Krisenelemente sieht Mandel vor allem, daß es dem Demiurgen des Nachkriegssystems weder gelungen ist, den Arbeiterklassen der imperialistischen Länder »eine zerschmetternde Niederlage« beizubringen, noch auch ein neues, »indirekt« kontrolliertes US-Weltreich zu errichten (174f.). Zwar war es den USA gelungen, die deutschen und japanischen konkurrierenden Imperialismen zu zerschlagen sowie Großbritannien und Frankreich entscheidend zu schwächen (150). Aber sie hatten zugleich (auf den Schlachtfeldern des Krieges und nicht etwa in Teheran, Jalta oder auch Potsdam, 150f.) den Aufstieg der Sowjetunion zur Weltmacht hinnehmen und insbesondere faktisch deren Hegemonie über Ost- und Mitteleuropa anerkennen müssen. Darüber hinaus mußten sie erleben, wie selbst noch ihre militärisch und diplomatisch errungenen Erfolge von Klassenkämpfen und nationalen Befreiungskämpfen eingeschränkt (etwa in Frankreich, Großbritannien oder Italien mit ihren sozialistisch oder auch kommunistisch tendierenden Massenbewegungen und entsprechenden Kompromiß-Regierungen) oder auch zunichte gemacht wurden, vor allem in China und in Indochina, in gewisser Weise aber auch in Jugoslawien oder in Hinblick auf eine zunächst — entgegen der langfristigen US-Politik (vgl. 114ff.) — zugelassene Rekonstituierung der alten europäischen Kolonialreiche (vgl. 146).

Ausdrücklich und unmittelbar greift Mandel in seinen historischen Analysen auf folgende Theoreme zurück: das der imperialistischen Konkurrenz auf der Grundlage des Monopolkapitalismus (11f.), das der »strategischen Integration der Arbeiterklasse in den Metropolen« als notwendiges Element »der Fähigkeit der imperialistischen Länder, einen Kampf um die Weltherrschaft zu führen« (18) — und umgekehrt (18f. u.ö.), das der »strukturell barbarischen Natur des Imperialismus *als System*« (20, unter Verweis auf Trotzki), das der kriegsentscheidenden Bedeutung der »industriell-finanziellen Stärke« der beteiligten Länder (48ff.), die Leninsche Fassung des Clausewitz-Mehringschen Theorems vom Krieg als »der Fortsetzung der Politik der Großmächte und der Hauptklassen in ihnen« (56f.), das Theorem des periodisch wechselnden Übergewichts von Offensiv- und Defensivwaffen (57ff.), das Theorem vom subjektiven Element als u.U. entscheidendem Bestandteil konkreter Kräfteverhältnisse, konkret der entscheidenden Rolle von Irrtümern beim Zustandekommen der Kriegsergebnisse (62ff.), sowie der »Entschlossenheit« beim Zustandekommen von Revolutionen, das »Gesetz der ungleichen und kombinierten Entwicklung« in seiner Anwendung auf die Entwicklung der Militärtechnologien (80f.) und auf das Verhältnis der USA zu ihren Nachkriegsbündnispartnern (172f.), das Theorem der wachsenden Grenzkosten nicht unmittelbar kriegsentscheidender Siege (104) sowie das Theorem der bürokratischen »Revolution von oben« als Grundlage der anhaltenden Instabilität Osteuropas (156).

Aus dieser Perspektive einer gesellschaftstheoretisch orientierten historischen Analyse leistet Mandel einen Beitrag dazu, die Frage nach der Einzigartigkeit und Vergleichbarkeit der Nazi-Verbrechen neu und anders zu stellen — und dabei insbe-

sondere die Frage ihrer Wiederholbarkeit in zentralen Mechanismen und Elementen aufzuwerfen.

Er stellt den Anspruch, entgegen jedem »historischen Ausnahmedenken« (90) auch den *Holocaust* in seiner Einzigartigkeit materialistisch zu erklären — als den »Endpunkt« einer »langen Kausalkette«, aber deswegen dennoch sogar noch in seiner spezifischen »Rationalität« erklärbar (92): Der »rassistische Wahnsinn«, der — im Unterschied zu dem »traditionellen halbfeudalen und kleinbürgerlichen Antisemitismus« — für den modernen Imperialismus mit seinen Kolonialsystemen voller »Untermenschen« charakteristisch ist, mit seinen die Kolonialgeschichte durchziehenden Genoziden, »mußte mit der tödlichen Partialvernünftigkeit des modernen Industriesystems«, einer obrigkeitstaatlichen Tradition des Kadavergehorsams, einem Desperado-Modell imperialistischer Politik in den Händen rücksichtsloser *Va-banque*-Spieler und einer »zynischen Realpolitik«, die zu einem systematisierten Staatsterrorismus führte, sowie einem »verrotteten Substrat unbewußter Schuld- und Schamgefühle« zusammenkommen, die in immer monströseren Verbrechen »rationalisiert« werden mußten (90ff.). Auch wer mit Mandels Skizzierung dieser Kausalkette nicht einverstanden sein wird — z.B. fehlt die gesamte Dimension der aktivpassiven »Faschisierung der Subjekte« (Haug) und, vielleicht noch wichtiger, die die Politik der Kommunistischen Parteien als widersprüchliche *Einheit* von Führung und Basis durchziehenden Ambivalenzen zwischen revolutionärer Bruchbereitschaft und Linksradikalismus sowie zwischen Verteidigung der Sowjetunion und einer staatsmännischen Unterordnung unter die neuesten Maximen sowjetischer Regierungs-Außenpolitik werden für Mandel in der Dichotomie von Partei und Massen geradezu unsichtbar —, wird sich seiner Vorgehensweise dennoch nicht als Modell entziehen können. Als Modell für die Beantwortung der vielleicht allzu schmerzhaften Fragen, *wer* und welche Strukturen und Wirkungszusammenhänge entscheidenden Anteil am Aufstieg, am Sieg und am verbrecherischen Wirken des deutschen Faschismus gehabt haben — sowie welche anderen, weniger einzigartige Verbrechen in diesem Weltkrieg begangen worden sind und von wem. Vom Standpunkt der Weltrevolution, wie ihn Mandel bezieht, besteht in der Tat keine Gefahr, die Verbrechen der einen durch die anderer zu »entschuldigen«.

Allerdings liegt hier dennoch das zentrale Problem des vorliegenden Versuchs einer Bestimmung des historischen Sinns des Zweiten Weltkriegs: Wie begründet sich eigentlich der revolutionäre Optimismus, der Mandels Bewertungen durchzieht? Mandels Analyse läßt die Frage offen, wie eine derartig notwendige Revolution *gemacht* werden kann. Und auch wenn mit Engels davon ausgegangen wird, daß Revolutionen im strengen Sinne nicht »gemacht« werden können, sondern »Naturereignisse« sind, ist doch das von Mandel praktizierte Hoffen auf die revolutionäre Spontaneität der Massen noch kein Konzept einer wirklich in die herrschenden Verhältnisse eingreifenden transformatorischen Politik. Das wird gewissermaßen gegen den Strich aus Mandels Beurteilungen der Fehler und Inkompetenzen bestimmter herrschender Klassen im inter-imperialistischen Ringen deutlich: Diese herrschenden Klassen — etwa die deutsche (151ff.), die es versäumte, schon im Sommer 1944 zu kapitulieren, oder die polnische (152ff.), die nicht rechtzeitig dazu bereit war, sich mit der Sowjetunion zu arrangieren — erscheinen Mandel psychologisierend geradezu als Subjekte mit charakteristischen »Persönlichkeitsmängeln«: »Spielernatur« (154); »vollständiger Realitätsverlust« (155). Wie sich die historischen Fehler auch herrschender Klassen in einem dem Klassenkampf selbst nicht bloß äußerlichen ideologischen Prozeß erst herausbilden und prägen, wird für ihn durch diese fast schon mythologisierende Redeweise nicht mehr thematisierbar. Schon gar nicht, wie

im herrschenden Denken eines Landes das Denken auch der beherrschten Klassen eingeschlossen und damit auch enthalten ist — und wie umgekehrt auch das sich auflehrende beherrschte Denken sich als solches zunächst immer auch innerhalb des herrschenden Denkens artikuliert. Mandels klare Dichotomien verdecken mindestens eben so viel, wie sie sichtbar machen.

Ähnlich schematisiert erscheint die Arbeiterklasse: an sich revolutionär, allenfalls — in den Metropolen — vom Imperialismus kurzfristig bestochen. Und dies, obwohl die historisch erfolgreichsten Führer der Arbeiterbewegung, die deutschen Sozialdemokraten und Stalin, nach Mandels Auffassung die Verantwortung dafür tragen, daß es zum deutschen Nazi-Regime und damit zum Zweiten Weltkrieg kommen konnte (20). Hier wäre mehr Analyse zu wünschen — nicht etwa eine Milderung der Beurteilungsmaßstäbe.

Dennoch wäre diesem pointiert und mit leichtem theoretischem und terminologischem Gepäck geschriebenen Buch dringend eine deutsche Übersetzung zu wünschen.

Frieder Otto Wolf (West-Berlin)

Cohen, Robin: Endspiel Südafrika. Eine Anatomie der Apartheid. Rotbuch Verlag, West-Berlin 1987 (143 S., br., 16,- DM)

Adam, Heribert, Kogila Moodley: Südafrika ohne Apartheid? Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1987 (339 S., br., 18,- DM)

Beide Werke weisen Gemeinsamkeiten auf: Ursprünglich 1986 in englischer Sprache erschienen, sind sie fast gleichzeitig in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden, um aus fachwissenschaftlicher Sicht dem wachsenden Interesse an Analysen der südafrikanischen Gesellschaft Rechnung zu tragen. In beiden Fällen vermag die Übersetzung auf Grund zahlreicher augenscheinlicher Schlampereien nicht zu überzeugen. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob gewisse sprachliche und gedankliche Unschärfen nicht in erster Linie den Autoren selbst anzulasten sind. Die Studien gehen inhaltlich-methodisch strukturanalytisch vor. Sie äußern übereinstimmend die Hoffnung auf »friedlichen Wandel« (was immer dies im Kriegszustand dieser südafrikanischen Gesellschaft bedeuten mag) und lassen sich dadurch einer durchaus umstrittenen Sichtweise zuordnen. Beide Untersuchungen zeichnen sich durch eine ausführliche Beschreibung und Analyse jüngerer Entwicklungen innerhalb der südafrikanischen Regierungspolitik aus. Sie müssen sich zugleich die Kritik gefallen lassen, in ihrer jeweiligen Berücksichtigung der Befreiungsbewegung erheblich oberflächlicher zu bleiben, als in den herrschaftssoziologischen Aspekten.

Cohen verfaßte seine streckenweise mit »heißer Nadel« gestrickte Monographie ursprünglich im Auftrag der UNESCO. Sie enthält eine Reihe begrifflicher Unschärfen, die durch eine wenig Sachkenntnis verratende Übersetzung noch betont werden. Im Vorwort konstatiert Cohen einen radikalen Umschwung in der südafrikanischen Politik. Er möchte zeigen, »an welchen Punkten die ideologischen und gesellschaftlichen Bedingungen anpassungsfähiger sind und sogar dramatische Kurswechsel zulassen« (16). Das eigentliche Kernstück stellt hierbei »das Aufkeimen einer neuen technologischen Ideologie, die sich in der Maske einer Kritik an der klassischen Apartheid-Doktrin vorstellt«, dar (31). Ob dieser technokratische politische Modernisierungsversuch im Sinne eines »social engineering« allerdings wirklich als revolutionär bewertet werden kann, wie dies bei Cohen mitunter anklingt, scheint zumindest fragwürdig. Daß »zwischen Staat und Kapital ... ein heftiger ideologischer wie praktischer Streit um die Frage (tobt), wer von den beiden die nationalen Interessen vertritt« (92), scheint außerdem eine allzu holzschnittartige Aussage zu sein. Sie negiert, daß die in jüngster Zeit zunehmend unterschiedlichen bis kontroversen Politik-

auffassungen innerhalb der herrschenden weißen Minderheit sich eben gerade nicht entlang der Trennung zwischen Politik und Kapital scheiden lassen.

In dem interessantesten Abschnitt der Studie über »Staatsgewalt und Sozialtechnik« (Kap. 4) argumentiert Cohen so auch selbst mitunter erheblich differenzierter: Versuche des bürokratischen Staatsapparates, die Städte sozial zu kontrollieren, werden als Strategie zur Etablierung einer schwarzen Mittelschicht benannt und dargestellt, die von der progressiven Kapitalfraktion und Teilen der sozialtechnokratischen Bürokratie gemeinsam betrieben werden. Sie zielen Cohen zufolge auf die von Levi-Strauss so bezeichnete Form des »Kannibalismus«: »Das Absorbieren der gefährlichen Kräfte als einziges Mittel, sie zu neutralisieren. (...) In dem neuen Szenario werden die Schwarzen in den Städten nicht nur ihre Ketten zu verlieren haben, sondern auch ein bescheidenes Häuschen, den Zugang zu Gesundheitsversorgung, Bildungs-, Wohlfahrts- und Freizeiteinrichtungen und einen anständig bezahlten Job.« (109) — Diese Argumentation unterstellt implizit, daß all dies im Zuge einer grundlegenden gesellschaftlichen Transformation gefährdet wäre.

Dennoch gelangt Cohen abschließend zu der Einschätzung, »daß die weiße Minderheitsherrschaft keine Überlebenschance mehr hat« und wagt die Prognose, »die schwarze Mehrheitsregierung könne auf legalem Weg ins Amt gelangen, wengleich nach einer Periode anhaltender politischer Unruhen und Instabilität« (138). Und er schließt mit der fast schon banalen Einsicht, »in Südafrika wird die Regierungsübernahme durch die schwarze Mehrheit noch lange nicht das Ende der Apartheid bedeuten, nur ihre rechtliche und formelle Abschaffung« (139).

Das Autorengespann *Adam/Moodley* vermag Cohens Ansatz und Analyse fast bruchlos zu ergänzen. Das Ziel ihrer sehr detaillierten Studie sehen sie in einem Beitrag zur »Debatte über das Verhältnis von materiellen und ideellen Interessen« (16), wobei sie sich eingangs offen zu ihrer »Revolutionsskepsis« bekennen (17). Die Arbeit beeindruckt durch Faktenreichtum, mit dem die schillernden Facetten dieser rassistischen Gesellschaft jenseits des »Schwarz-Weiß-Stereotyps« beschrieben werden. Allerdings irritiert auch an dieser Studie eine ganze Reihe von stilistischen wie auch gedanklichen Unschärfen, die bis zu gegenteiligen Aussagen auf engstem Raum führen. Unbegreiflich, daß sich Adam/Moodley auch noch positiv zu der von ihnen durchgesehenen Übersetzung äußern, ohne dabei selbst auf solche Ungereimtheiten gestoßen zu sein.

»Die Herrschaft der Minderheit besitzt keine einheitliche, von allen geteilte Grundlage mehr, sondern hat sich sowohl ideologisch als auch strategisch zersplittert« (19), benennen Adam/Moodley die jüngeren Tendenzen zur Auflösung rassistisch-ethnisch definierter, monolithischer Machtblöcke. »Der südafrikanische Staat durchläuft einen Prozeß grundlegender Reorganisation. Die ihn tragenden Gruppen sind neue Bündnisse eingegangen, die sich nicht mehr in die rigide Konzeption eines Antagonismus von Schwarz und Weiß einfügen. (...) Durch diese wichtige Umgestaltung des Herrschaftssystems wird die Kontrolle durch die Weißen nicht abgeschafft, sondern verändert. (...) Die Basis für die Herrschenden wurde lediglich durch Konservative aus anderen ethnischen Gruppen erweitert« (20), lautet eine wesentliche Quintessenz ihrer Untersuchung. Das südafrikanische Reformprogramm werde dabei von einer technokratischen Sichtweise geprägt, die zu einem »messianischen Szientismus« führe (22). Die »'technokratische Befreiung' von oben« (123) habe sich bisher allerdings erst im Bereich von Versprechungen manifestiert, ohne diese eingelöst zu haben. Der »Management-Ansatz« der weißen Reformer sucht »Lösungen für intergruppale Beziehungen«, die eine »Fortsetzung weißer Kontrollfunktionen beinhaltet« (144). Diese Kooptationsstrategie, die Versuche zur Etablierung

einer schwarzen (Klein-)Bourgeoisie und die damit verknüpfte Hoffnung auf die Durchsetzung neuer Legitimationsmuster gehören zu den anregendsten Aspekten dieses Bandes. Zum Schluß wagen die Autoren die Prognose, daß es eine politische Entwicklung geben könne, die zum Schulteranschlag zwischen den progressiven Kapital- und Politikfraktionen und erheblichen Teilen des ANC führen würde (300).

Dieser Option steht jedoch die ebenfalls getroffene und sicherlich zutreffende Einschätzung entgegen, daß sich in der Gestaltung süd-afrikanischer Regierungspolitik zunehmend ein militaristisches »Sicherheits-Management« an den Schalthebeln der Macht etabliert und konsolidiert hat. Das Denken dieser Militärhegemonie aber scheint längst nicht diese Flexibilität zu besitzen, sondern eher die ihm naheliegendere Präferenz militaristisch-repressiv orientierter (Schein-)Lösungen umzusetzen.

Ungeachtet dieses Einwands, der den Realitätsgehalt der sozial-technokratischen Modernisierungsoptionen zumindest relativiert, ist der Vorzug beider Studien darin zu sehen, daß sie erkennbare Modifikationsversuche von oben thematisieren und auf die deutlichen Verschiebungen innerhalb der Regierungspolitik hinweisen. Während nämlich die Solidaritätsbewegung hierzulande noch immer im Anachronismus der Apartheid als (auch juristisch) institutionalisiertem Rassismus das Hauptziel ihrer Kritik erblickt, arbeiten Teile der herrschenden gesellschaftlichen Kräfte in Südafrika schon längst an einer »Apartheid nach der Apartheid«, die ohne diese verabscheuungswürdigen Regularien auszukommen bemüht ist. Henning Melber (Kassel)

Klapproth, Eva, Helmut Forster-Latsch und Marie-Luise Latsch (Hrsg.): Das Gespenst des Humanismus. Oppositionelle Texte aus China von 1979 bis 1987. Sander Verlag, Frankfurt/M. 1987 (186 S., br., 22,- DM)

Diese erste umfassendere Sammlung regimekritischer und non-konformistischer Texte aus der Volksrepublik China in deutscher Sprache ist eine nützliche Quelle für alle, die über Chinas politische Opposition oder allgemein über Bürgerrechtsbewegungen im realen Sozialismus arbeiten. Die chinesische Marxismus-Debatte, die Humanismus, Entfremdung oder die Rolle von Bürokratien thematisiert, ist genauso vertreten wie fundamentalere Sozialismuskritik (etwa von dem 1987 aus der KP ausgeschlossenen Physikprofessor Fang Lizhi) oder die Auseinandersetzung mit Kunst und Literatur. Zusammen mit der Einleitung zu den Texten und dem Essay des *Frankfurter Rundschau*-Redakteurs Karl Grobe-Hagel über Chinas »fünfte Modernisierung« (die politische Demokratie) gelingt es, ein Bild der geistigen Strömungen in China zu entwerfen, die seit Beginn des Reformkurses vor fast zehn Jahren neben der ökonomischen auch auf eine politische, intellektuelle und literarische Liberalisierung gedrängt haben.

Die Herausgeber standen vor dem gleichen Problem wie alle, die politische Artikel aus dem Chinesischen übersetzen: Wie weit sollen sie die Originaltexte im Interesse der Lesbarkeit und Verständlichkeit kürzen (und damit in ihrer Originalität beschneiden) und kommentieren (und damit den ungeliebten Fußnoten- und Anmerkungsalltag produzieren)? In diesem Fall hat man sich für eine sparsame Variante entschieden: Aus längeren Texten wurden besonders deutliche Passagen ausgewählt. Einige wenige Fußnoten zum chinesischen Politjargon wurden an das Ende des Buches gestellt, dafür steht jedem Text eine kurze Präsentation des Autors und des politischen Zusammenhangs voran. Wer sich schon ein wenig mit chinesischer Zeitgeschichte und aktueller Politik befaßt hat, tut sich bei der Lektüre sicherlich leichter.

Aber das ist auch ein Dilemma der chinesischen Opposition selbst: Nur selten spricht sie ihre Forderungen und Utopien direkt aus, und viele ihrer Vorstellungen bleiben auch in der politischen Realität verschwommen. Nicht anders als die meisten

offiziellen Polittexte aus China muß man auch die Schriften der Opposition zwischen den Zeilen lesen und zunächst einmal entschlüsseln.

Einen guten Griff taten die Herausgeber, als sie sich nicht nur auf ausdrücklich politische Abhandlungen beschränkten, sondern auch literarische Texte (Prosa und Lyrik) in die Sammlung aufgenommen haben. Denn die Literatur ist in China in den letzten Jahren zum wahrscheinlich wichtigsten und wirksamsten Ausdruck des Bürgerprotests und der Gesellschaftskritik geworden, nachdem die politische Opposition nach zwei eindrucksvollen Höhepunkten (der »Demokratiebewegung« um 1980 und den Studentenprotesten Ende 1986) sehr rasch mundtot gemacht und einer florierenden Untergrundpresse als ihrem publizistischen Sprachrohr beraubt worden ist. Zudem ist es der chinesischen Dissidentenbewegung nie gelungen, über den Kreis engagierter Intellektueller hinaus Breitenwirkung zu erzielen, während es die sozialkritische Literatur immer wieder schafft, die Hürden staatlicher Zensur zu überwinden und auch Massenverbreitung zu erreichen. Es ist zuletzt vor allem die Literatur gewesen, die an herkömmlichen Denk- und Verhaltensmustern des chinesischen Systems rütteln konnte — wie etwa Bai Huas Filmskript »Bittere Liebe« am offiziellen Patriotismusverständnis oder die Lyrik Bei Daos und die Prosa Liu Xinwu's, die die Individualismus-Feindlichkeit und die maoistischen Klassenkampf-schemata in Frage stellen.

Helmut Opletal (Wien)

Ökonomie

Zinn, Karl Georg: Politische Ökonomie. Apologien und Kritiken des Kapitalismus. Westdeutscher Verlag, Opladen 1987 (280 S., br., 27,80 DM)

Dies ist ein Lehrbuch, eine Einführung in eine Wissenschaft, die so beinahe nirgends mehr gelehrt wird, wenigstens nicht an den wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten bundesdeutscher Universitäten. Politische Ökonomie taucht dort höchstens noch in der Theoriegeschichte (als Reminiszenz an die Klassik) bzw. im Gewande der (neoklassisch inspirierten) ökonomischen Theorie der Politik auf. Wer heute Ökonomie studiert, muß schon einen krassen Außenseiter des Fachs zum Lehrer haben, will er von Ökonomie als Sozialwissenschaft etwas hören.

Karl Georg Zinn ist ein weißer Rabe im bundesdeutschen Wissenschaftsbetrieb, einer, der klar und verständlich schreibt, der den scholastischen Ritualen der herrschenden Lehre keine Konzessionen macht und der Ökonomie offen als die politische Wissenschaft betreibt, die sie ist und immer war. In diesem Buch versucht er zu zeigen, was Politische Ökonomie — im Gegensatz zur herrschenden Neoklassik und im Anschluß an die Klassik bzw. an Kritiker der politischen Ökonomie wie Marx und Keynes — heute noch sein könnte. Die Darstellung ist exemplarisch auf den real existierenden Kapitalismus konzentriert. Der erste Teil (ca. 1/3) behandelt Gegenstand und Methode der Politischen im Gegensatz zur sogenannten »reinen« Ökonomie neoklassischer Provenienz. Der zweite Teil stellt, wiederum exemplarisch auf die gegenwärtige Debatte um Krise und Krisenpolitik konzentriert, den Diskussionsstand der Politischen Ökonomie dar und gibt einen Überblick über Theoriestränge und Streitfragen, die bei der Interpretation der zweiten Großen Weltwirtschaftskrise dieses Jahrhunderts eine Rolle spielen.

Adam Smith hat die Politische Ökonomie noch ganz ungeniert als einen Zweig der politischen Wissenschaft bezeichnet; sie habe zu zeigen, wie das Volk ebenso wie der Souverän (der Staat) zu Reichtum kommen könne (how to enrich both the people and the sovereign). Politisch ist die ökonomische Theorie der Klassik auch noch in

dem Sinn, daß sie für die noch in der Entfaltung begriffene kapitalistische Produktionsweise, d.h. zugleich gegen die bestehenden Verhältnisse argumentiert. Eine zeitgenössische Politische Ökonomie, so Zinn, habe zu klären, warum es im gegenwärtigen Kapitalismus (und Staatssozialismus) Armut und Reichtum, warum es Ausbeutung und Unterdrückung gebe, und die Frage zu beantworten, »wie das zu ändern wäre« (35). Als Sozialwissenschaftler hätten alle, die Politische Ökonomie betreiben, sich der »Immanenzsituation« ihrer Wissenschaft bewußt zu sein (vgl. 28ff.). Ökonomische Theorien wie auch die keineswegs »unschuldige« Fachsprache der ökonomischen Profession sind Teil der gesellschaftlichen Realität, die Ökonomen untersuchen; bei allem Streben nach Objektivität kommen auch die unpolitischsten Ökonomen nicht umhin, bei jeder Auseinandersetzung mit der ökonomischen Realität sich selbst bzw. den von ihrgleichen gelieferten Deutungsmustern zu begegnen. Entgegen der Vorliebe der herrschenden Lehre (deren Vorherrschaft selbst politisch zu erklären ist) für kryptonormative Konstruktionen bester Modellwelten besteht Zinn darauf, das normative und politische Element jeglicher ökonomischer Theoriebildung festzuhalten, ein Element, das in der Eigenart des Erkenntnisobjekts der Ökonomie, der historisch veränderlichen, von ebenfalls historisch sehr wandelbaren sozialen Normen und Institutionen geprägten Produktionsweise menschlicher Gesellschaften, begründet liegt. (Unglücklicherweise verfällt er darauf, dies als »metaphysisches Element« der Politischen Ökonomie zu bezeichnen und in der schlechten deutschen Tradition des Weber-Mißverständnisses zu behaupten, Werturteile ließen sich nicht rational begründen; vgl. 34ff, 40 u.ö.)

Zinn ist der Ansicht, daß Normen der »Verteilungsgerechtigkeit« für die Politische Ökonomie von zentralem Interesse seien (24, 34, 50 u.ö.). Auf diese eine normative Frage ließen sich alle Gerechtigkeitsprobleme oder Probleme der »guten« ökonomischen Ordnung zurückführen; auch Ausbeutung sei, normativ betrachtet, nur eine aggressive Formulierung für »extreme Verteilungsungleichheit« (42). Da bin ich anderer Ansicht. Daß Aussagen über Ausbeutungsverhältnisse eine weitaus brisantere normative Ladung enthalten als Aussagen über ungerechte Verteilungen, liegt daran, daß sie (jedenfalls in der marxistischen Tradition) auf weitaus komplexeren Werturteilen beruhen: Werturteile nicht nur über die ungleiche Verteilung von Produktionsergebnissen, sondern auch über die ungleiche Verteilung der Verfügungsgewalt über notwendige direkte und indirekte Ressourcen der gesellschaftlichen Produktion und über die ungleiche Verteilung von Entscheidungsgewalten in gesellschaftlichen Produktionsprozessen, nicht zuletzt auch über den Zwang zur Teilnahme an (formell freiwilligen) Transaktionen (vom Arbeits- bis zum Mietvertrag) mit strukturell ungleich günstigen Resultaten. Zinn scheut solche komplexen Werturteile keineswegs, etwa wenn er ganz in klassischer Tradition die Unterscheidung zwischen »produktiver« und »unproduktiver« Verwendung von Ressourcen aufgreift. Die ökonomischen Probleme der Gegenwart haben nichts mit mangelnder Produktivität oder knappen Ressourcen zu tun, sie sind »politischer Art« (54), denn es werden fortlaufend »die falschen Dinge« (für die falschen Leute und mit den falschen Effekten) produziert und das ökonomische Wachstum ist daher falsch strukturiert und proportioniert (es wachsen die falschen Dinge an den falschen Orten zum falschen Zeitpunkt) (55). In der Tat. Das hängt aber wieder mit einer »falschen« Verteilung der Verfügungsgewalt über notwendige Ressourcen und einer ebenso »falschen« Verteilung der Entscheidungsgewalt über gesellschaftliche Produktionsprozesse zusammen, wie Zinn selbst (wenn auch übervorsichtig auf das »Industriekapital« beschränkt) andeutet (vgl. 50f.).

Die herrschende Lehre der neoklassischen Gleichgewichtsökonomie hat jegliche empirische Relevanz seit langem der logischen Stimmigkeit ihrer Modelle geopfert.

Soweit sie Wissenschaft ist, ist sie sozialwissenschaftlich uninteressant, und soweit sie sozialwissenschaftlich interessant wird, wie in ihren Axiomen und Annahmen, ist sie keine Wissenschaft, sondern ein Glaubenssystem, an dem höchstens seine sozialwissenschaftliche Uninformiertheit verblüffen kann. Zinn kritisiert die herrschende Lehre denn auch nicht wegen logischer Fehler. Die empirisch-analytische Irrelevanz der Neoklassik beruht seiner Ansicht nach darauf, daß sie sich auf einen Typus von Gleichgewichtstheorie kapriziert, der jedenfalls der spezifischen Dynamik industriell-kapitalistischer Ökonomien schlichtweg unangemessen ist. Daher plädiert er für eine »genetische« Methode, die historische Entwicklungen und Veränderungen erfassen kann — Entwicklungen, die anders als im neoklassischen Modelldenken nicht umkehrbar sind und nicht beliebig differenzierbar in jeder Richtung vor- und zurück ablaufen können (vgl. 70ff., 73). So weit, so gut. Gegen die herrschende Mode, jede Arbeitswerttheorie Ricardo-Marxscher Provenienz als metaphysischen, weil für die üblichen Zwecke der mikro- und makroökonomischen Analyse überflüssigen Unsinn abzutun (der mittlerweile auch die Creme der erstmals »kritischen« Ökonomen reihenweise erliegt), will Zinn an dieser Theorie gerade in ihrer Marxschen Version festhalten, weil sie zu einer Erkenntnis des »Wesens« der gesellschaftlichen Wertschöpfung führe, und obwohl sie zur Erklärung der empirischen Preisphänomene unmittelbar nichts beitrage (vgl. 76ff., 78). Nun ist die Berufung auf eine Wesenserkenntnis in allen empirischen Wissenschaften bekanntlich seit längerem des Obskurantismus verdächtig. Gerade wenn man der Neoklassik ihre empirische Irrelevanz (die ihren ideologischen Gebrauchswert ja eher steigert als mindert) unter die gerümpfte Nase reibt, sollte man mit Wesensaussagen sehr umsichtig umgehen. Das tut Zinn aber m.E., was die Marxsche Werttheorie angeht, nicht und bleibt damit hinter seinen Möglichkeiten zurück. Auch in einer notgedrungen kurzen Lehrbuchdarstellung lassen sich ein paar Worte darüber verlieren, worin denn nun der vielgerühmte »qualitative, soziale Gehalt« (81) der Marxschen Werttheorie besteht und zu welchem Erklärungszweck, mit welchem Erfolg sie konzipiert, interpretiert, reformuliert worden ist.

Im Teil II stellt Zinn zuerst auf gut 20 Seiten die »politökonomische Realität« nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs dar, wobei er die historische Besonderheit der Nachkriegsprosperität betont, die auf dem unwiederholbaren Zusammentreffen besonders günstiger Wachstumsbedingungen beruhte (vgl. 96ff.). Politische Faktoren, wie die gemeinsamen Anstrengungen der kapitalistischen Großmächte zur Wiederherstellung eines Weltmarkts (etwa durch die Institutionalisierung eines neuen internationalen Finanzsystems 1944-1960), die durch den Aufstieg der Multinationals veränderte »politische Qualität des Großkapitals« (102) oder die durch Korea-Krieg und Wiederaufrüstung geschaffenen »kriegswirtschaftlichen« Bedingungen, haben dabei ebenso eine Rolle gespielt wie etwa der (wiederum kriegsbedingte) »Nachholbedarf« oder der (durch den Zusammenbruch der Kolonialreiche bedingte) freie Zugang zu billigen Rohstoffen in den Dritte-Welt-Ländern (vgl. 101ff., 105ff.).

Es folgt eine Auseinandersetzung mit dem dogmatischen Kern der neoklassischen Gleichgewichtstheorie. Deren theoriegeschichtliche wie aktuelle Basis bildet die Austreibung resp. Vernichtung jeglicher Arbeitswerttheorie. Damit sind die Ökonomen glücklich die gesellschaftliche Arbeit, mithin das (nicht eindeutig determinierte) gesellschaftliche Handeln los und können sich mit Fleiß auf eine quasi-naturwissenschaftliche Theoriekonstruktion werfen (vgl. 116ff.). Die fertige neoklassische Gleichgewichtstheorie zeichnet sich gegenüber der Klassik nicht nur durch ihre vermeintlich unpolitische, pseudonaturwissenschaftliche Methodik aus; sie schafft es auch, sämtliche dynamischen, veränderungswirksamen Faktoren als »exogene

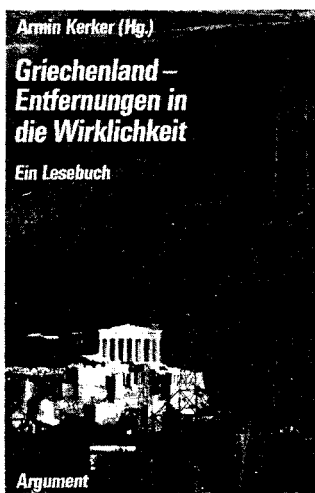
(Stör-)Größen« aus ihrem dogmatischen Weltbild zu entfernen (127f.). Immerhin gibt es Außenseiter und Abweichler (wie Schumpeter, Kalecki, Keynes u.a.), die sich um die Erklärung der im neoklassischen Weltbild nicht vorgesehenen Phänomene (wie zyklische Krisen, Massenarbeitslosigkeit, Vergeudung von Ressourcen usw.) bemühen. Zinn stellt exemplarisch die »affirmative« (weil nicht prinzipiell kapitalismuskritische) Krisentheorie Schumpeters vor (130ff.) und verweist zugleich auf deren aktuelle ideologische Nutzenwendung (kurz: den eifrig verbreiteten Glauben, es gebe einen »technologischen« Ausweg aus der Krise, der durch Förderung der Innovationsfreude der Unternehmer zu öffnen sei) (137f.). Dann kommen die krisentheoretischen Gegenpositionen an die Reihe: Zinn selbst gibt dem, was er »Reformpositionen« nennt, den Vorzug. Auch Reformpolitik »bedarf der theoretischen Grundlage, und diese wird von der Krisentheorie geschaffen« (156). Jede Krisenerklärung führt zu politischen Handlungsempfehlungen; zugleich zwingt die Analyse von Krisenzyklen den Ökonomen, sich auf die Breite des historischen Materials einzulassen, d.h. vor allem auch politische Prozesse und Strukturen auf das ökonomische Geschehen zu beziehen (vgl. 159). (Ganz so wie die Beschäftigung mit dem modernen Interventionsstaat und seinen Institutionen den Politologen zwingt, ökonomische Prozesse und Strukturen in ihren Beziehungen auf das politische Geschehen zu betrachten). Daher eignet sich auch die Krisentheorie vorzüglich zur Demonstration und zum Vergleich politisch-ökonomischer Erklärungsansätze. Zinn wendet sich gegen die überzogene Konfrontation krisentheoretischer Ansätze (wie Unterkonsumtion, Überakkumulation und Profitklemme), deren zentrale Argumentationsstränge er in einer »synthetischen« Krisenerklärung verknüpfen will (vgl. 162ff., 173). Bei den französischen Regulationstheoretikern, die die Bedeutung »sozialer« statt rein technologischer Innovationen herausarbeiten, wie bei Kalecki, der die politische Bedingtheit jeglicher (Voll-)Beschäftigungspolitik aufgezeigt hat, findet er dafür Vorbilder.

Zinn macht den Unterschied zwischen einer Erklärung zyklischer Krisen aus »Überakkumulation« und dem Marxschen »Gesetz« vom tendenziellen Fall der Profitrate, das eine langfristige, zyklusübergreifende Stagnationstendenz beschreibt (und erklären soll), ebenso deutlich wie er die historisch beschränkte Geltung und historisch abnehmende Relevanz von Unterkonsumtionstheorien nachweist (vgl. 176ff., 190f.). Solche säkularen Tendenzen allein erklären keinen einzigen Konjunktur- und Krisenzyklus, aber für den Verlauf des Zyklus, nicht zuletzt für Schwere und Dauer der Krise machen Unterschiede im langfristigen Trend sehr wohl etwas aus — wie Zinn am Beispiel der säkularen Sättigungstendenzen bei der privaten Konsumnachfrage zeigt (vgl. 192ff.).

Abschließend und im Blick auf die aktuellen Kalamitäten, die uns die kapitalistische Produktionsweise weltweit beschert hat, plädiert Zinn für eine »neue soziale Innovation«, die die gleiche historische Dimension wie der Übergang zum Kapitalismus am Beginn der Industriellen Revolution haben müsse (199). Allerdings: wie sie auszusehen habe und wie sie zu bewerkstelligen sei, die Antwort auf diese politisch-ökonomische Frage bleibt das Büchlein schuldig. Die Richtung, die Zinn andeutet — auf Weltmarktebene müßten die staatlichen und gewerkschaftlichen Gegenkräfte zur Macht des multi- und transnationalen (Finanz-)Kapitals politisch organisiert werden (205f.) —, ist sicher nicht ganz verkehrt. Ob jedoch der »organisierte Kapitalismus auf internationaler Ebene«, der dabei herauskommen soll, machbar und vor allem gerade in der Reformperspektive so wünschenswert wäre, darüber kann man streiten.

Michael Krätke (Amsterdam)

Der andere Reiseführer: Griechenland jenseits der Badestrände — Kultur und Politik, Geschichte und Gesellschaft



Griechenland — Entfernungen in die Wirklichkeit Ein Lesebuch

Hrsg. von Armin Kerker

350 S., mit 50 Abb., DM 28,—

Griechenland — Millionen europäischer Touristen besuchen Jahr für Jahr dieses Land zwischen dem Ionischen und dem Agäischen Meer. Doch das Lesebuch will kein Reiseführer für den eiligen Touristen sein. Hier wird nicht das Klischee über Land und Leute bedient. Gefragt wird vielmehr, was es eigentlich ist, das dieses Griechenland, von dem wir angeblich doch so viel wissen, so völlig an-

ders, so fremdartig und immer noch so schwer begreifbar macht. Ein Land voller Widersprüche: Da mischen sich orientalische mit hochentwickelten westlichen Lebensformen, da gibt es den Gegensatz zwischen einer ländlich geprägten Gesellschaftsstruktur und einer wachsenden Entfremdung durch die Verstädterung — gleichzeitig vollzieht sich der Übergang von einer archaischen Agrar- zur modernen Konsum-Gesellschaft. Keine Frage, Griechenland befindet sich in einer Umbruchphase, die es an den Rand einer geistigen, sozialen und kulturellen Identitätskrise drängt.

In diesem anderen Reisebuch geht es vor allem um miterlebte Vergangenheit, um Alltagskultur, um Musik und Literatur, um Theater und Film.

Entfernungen in die Wirklichkeit — das sind sachkundige Annäherungen an die jüngere Geschichte, sind Erkundungen von Faschismus, Widerstand und Bürgerkrieg. Daneben steht die kulturelle und literarische Bestandsaufnahme der Gegenwart durch griechische und deutsche Autoren, Musiker und Filmemacher wie Theodorakis, Angelopoulos, Terzepoulos, Ritsos, Biermann, Höllerer und Richter. Beispielhaft für die Beschreibung von Lebensformen ist der Beitrag von Elias Petropoulos über das griechische Kafetion.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

Agnoli, Johannes, Dr.rer.pol., Prof. für Theorie der Politik an der FU Berlin. V: *Transformation der Demokratie* (Mitautor, 1967); *Überlegungen zum bürgerlichen Staat* (1975); *Lo Stato del Capitale* (1978). A: Bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft und Staat; Faschismus. M: FILEF (Federazione Italiana Lavoratori Emigranti e Famiglie)

Anders, Günther: siehe *Argument* 167

Andresen, Sünne: siehe *Argument* 167

Balke, Friedrich: siehe *Argument* 167

Berg, Günter: siehe *Argument* 168

Bergmann, Theodor, 1916; Prof.Dr.agr., zuletzt: Leiter der Abt. international vergleichende Agrarpolitik, Univ. Hohenheim, jetzt Rentner. V: *The development models of India, the Soviet Union and China* (1977); *Liu Shaoqi — Ausgewählte Schriften und Materialien* (Mithrsg., 1982); *Gegen den Strom. Eine Geschichte der KPD-Opposition* (1986). A: Agrarpolitik; Agrarsoziologie; Politikwissenschaft. M: GGLF

Braun, Volker: siehe *Argument* 167

Burger, Oswald, 1949; Lehrer. V: *Die Heimat ist weit ...* (Hrsg., 1983); *Zeppelin und die Rüstungsindustrie am Bodensee*, in: 1999, 1-2 (1987). A: Regionalgeschichte, Faschismus, Kommunalpolitik. M: SPD, GEW

Dimmel, Nikolaus: siehe *Argument* 167

Fleischer, Helmut: siehe *Argument* 167

Fried, Erich, 1921; floh 1938 nach der Besetzung Österreichs nach England, seit 1946 freier Schriftsteller, lebt in London. Letzte V: *Frühe Gedichte* (1986); *Mitunter sogar lachen* (1986); *Wächst das Rettende auch?* (1986)

Goldinger, Heiner: siehe *Argument* 169

Haug, Frigga, 1937; Dr.phil.habil, wiss. Mitarbeiterin an der Hochschule für Wirtschaft und Politik Hamburg. Hrsg. des *Argument*. Mitglied der Frauenredaktion. V: *Frauenformen*. AS 45 (Hrsg., 1980); AS 90 (Hrsg., 1983); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mithrsg., 1985); *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mithrsg., 1986); *Widersprüche der Automationsarbeit* (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1987). A: Arbeit und Automation; Frauenforschung

Haug, Wolfgang Fritz: siehe *Argument* 167

Haupt, Michael: siehe *Argument* 167

Hickethier, Knut: siehe *Argument* 167

Ingrao, Pietro, 1915; Mitglied d. Parteileitung der KPI; Leiter d. Centro per la riforma dello stato. Aktiv im Widerstand gegen den Faschismus; seit 1948 Parlamentsabgeordneter der KPI; 1947-1957 Direktor der Parteizeitung *Unità*; 1976-1979 Präsident der ital. Abgeordnetenkammer. V: *Massenbewegung und politische Macht* (1979); *Die andere Gewerkschaft* (1982)

Jehle, Peter, 1954; 2. Staatsexamen Französisch/Deutsch, Redakteur des *Argument*. V: *Der innere Staat des Bürgertums*, AS 111 (Mitautor, 1987). A: Ideologietheorie

Jung, Werner: siehe *Argument* 169

Kappeler, Susame, 1949; Ph.D., Prof. (English and American Studies) an der Univ. of East Anglia. Großbritannien; Redaktionsmitglied von *Trouble & Strife*. V: *Verena Loewensberg — Zum Werk einer konstruktiven Malerin* (1980); *Writing and Reading in Henry James* (1980); *The Pornography of Representation* (1986). A: Feminist. Theorie und Kritik. Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

Ketelhut, Barbara, 1956; Dipl.-Soz., Soziologin in einer AB-Maßnahme des ÖPNV. V: *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik*, AS 110 (Mitautorin, 1984); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mitautorin, 1985). A: Ehe; Familie; Marxismus, Feminismus. M: SFB-Hamburg

Klinger, Gerwin, 1955; Studium der Philosophie, Redaktionssekretär des *Argument*. A: Philosophie im Faschismus. M: ÖTV

Knobloch, Clemens, 1951; Dr.phil., Prof. für Germanistik und Linguistik an der GHS Siegen. V: *Sprachpsychologie* (1984); *Geschichte der psychologischen Sprachauffassung* (1988); *Sprache als Technik der Rede* (1988). M: GEW, BdWi

Konersmann, Ralf: siehe *Argument* 167

Krätker, Michael: siehe *Argument* 168

Krause, Hartfrid, 1942; Dr.phil., Fachbereichsleiter Naturwissenschaften an einer integrierten Gesamtschule. V: *USPD* (1976). A: Soziale Bewegung; Informatik. M: GEW

- Kunstmann, Wilfried*, 1949; Dr.rer.pol.: wiss. Mitarbeiter, Geschäftsführer. V: *Kritische Theorie von der Geschichtstheologie bis zur Evolutionstheorie* (Hrsg., 1981); *Volkshochschulen zwischen Autonomie und Anpassung* (1986). A: Gesellschaftstheorie; Erwachsenenbildung; Militärpolitik; Neue Technologien; Arbeitslosigkeit
- Krützfeld, Lutz*, 1956; Lehramtsstudium Deutsch und Geschichte: wiss. Mitarbeiter an der Univ. Bremen. A: Krimi; Unterhaltung; Postmoderne
- Labica, Georges*, 1930; Prof. für Philosophie an der Univ. Parix X. Leiter der Forschungseinheit Sozialphilosophie am CNRS. V: *Le statut marxiste de la philosophie* (1976); *Le marxisme-lénisme / Éléments pour une critique* (1984); *Dictionnaire critique du marxisme* (Hrsg., 1985). A: Marxistische Theorie
- Lange, Christine*, 1959; Dipl.-Soziologin, Doktorandin, arbeitet im psycho-sozialen Bereich. A: Frauenforschung
- Löw, Martina*, 1965; Studium der Erziehungswissenschaften an der Univ. Marburg, Mitglied der Frauenredaktion des *Argument*. A: Sozialarbeit; feministische Wissenschaftskritik
- Melber, Henning*, 1950; Dr.rer.pol., wiss. Mitarb. an der GH Kassel, Redakteur der *Peripherie*. V: zu Namibia, Südafrika, Kolonialismus, Rassismus. M: SWAPO of Namibia, GEW (Komitee Erziehung gegen Apartheid), Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland, Informationsstelle Südliches Afrika
- Meyer-Siebert, Jutta*: siehe *Argument* 167
- Morgenstern, Matthias*, 1959; wiss. Mitarb. an der Univ. Tübingen, 1985-87 Mitarbeit am Leo-Baeck-Inst. Jerusalem, 1987-88 Vikar. V: *Wer ist ein Israeli?* (1987); *Die theologische Bedeutung des Staates Israel* (1988). A: Judaistik, jüdisch-christl. Dialog, Nahostkonflikt, Staat und Religion in Israel
- Oeser, Hans-Christian*, 1950; M.A., Doktorand, Sprachlehrer und Übersetzer in Dublin. V: *Modern English Short Stories*, 3 Bde. (Hrsg., 1984-1986); *Irland. Ein politisches Reisebuch* (Hrsg., 1987). A: Neuere deutsche Literatur, Exilliteratur. M: BDÜ, IRAAL, ITA
- Opletal, Helmut*, 1952; Dr.phil., wiss. Mitarbeiter am China-Forschungsinstitut Wien; Redakteur beim Österr. Rundfunk. V: *China: Wer gegen wen?* (Mitautor, 1977); *Die Informationspolitik der Volksrepublik China* (1981). A: Politik und Gesellschaft in China: Südostasien; Entwicklungspolitik
- Peitsch, Helmut*, 1948; Visiting Lecturer an der Univ. Leeds. V: *Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«* (1978); *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland*, AS 83 und 116 (Mithrsg., 1982 und 1984). A: Engl.-dt. Literaturbeziehungen; Nachkriegsliteratur
- Rudolph, Karsten*, 1962; Studium der Geschichte und Germanistik an der Univ. Bochum. A: Geschichte der Weimarer Republik, Geschichte der Arbeiterbewegung. M: SPD, GEW, SJD-Die Falken
- Scherr, Albert*, 1958; Dr.phil., Dipl.-Soziologe, Lehrbeauftragter. V: *Strukturelle Bedingungen und alltagskulturelle Formen individueller Reproduktion* (1984). A: Kultursoziologie, Subjekttheorie
- Schildt, Axel*: siehe *Argument* 167
- Schlechtweg-Jahn, Ralf*: siehe *Argument* 168
- Schreiber, Barbara*, 1954; Studienass., Politik-Wissenschaftlerin, wiss. Mitarbeiterin der GRAEL im Europaparlament. V: *Die unsichtbare Stärke — Frauenarbeit in der Dritten Welt* (Mitautorin, 1984); *Gorillas in den Zoo — Menschen an die Macht. Guatemala nach der sog. »demokratischen Öffnung«* (Hrsg., 1987). A: EG-Entwicklungspolitik in Zentral- und Lateinamerika, Außenwirtschaft
- Segbers, Klaus*, 1954; Dr.phil., wiss. Mitarbeiter an der Univ. Bremen. V: *Der neue Blick auf die Welt und auf die eigene Sicherheit* (1987); *Die neue Beweglichkeit in der sowjetischen Sicherheits- und Außenpolitik* (1987); *Der sowjetische Systemwandel als Kontext weltraumbezogener Aktivitäten der USA und der UdSSR* (1988). A: Sowjetische Zeitgeschichte, aktuelle Reformpolitik in Osteuropa
- Ulrich, Bernd*, 1960; Dipl.-Pol., freier Journalist.
- Weber, Thomas*, 1954; Studium der Philosophie an der FU Berlin; Redakteur des *Argument*. A: Philosophie im Faschismus
- Wenk, Silke*, 1949; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiterin für Kunstsoziologie an der HdK Berlin. V: *Zur gesellschaftlichen Funktion von Kunst. Histor. u. empir. Untersuchung in Betrieben* (1982); *Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus* (Mitautorin, 1987); *Frauen. Bilder. Männer. Mythen* (Mitautorin, 1987). A: Feministische Kunstwissenschaft. M: Lu-Märten-Verein zur Förderung der Frauenforschung in Kunst- und Kulturwissenschaft
- Wolf, Frieder Otto*: siehe *Argument* 167

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

6'88

Epochenende — Epochenwende?

G.Timm: Postmoderne: »Zierleiste der Moderne« oder Stützpfiler der Zukunft

T.Stein: Kommentar: Sind die Grünen postmodern? Ist die Postmoderne grün?

Magazin

T.Syben: Rheinhausen: Innerorganisatorische Folgen?

E.Weber: Streiks in Polen beendet: Gnadenfrist für Jaruzelski

Y.Matras: Bericht über die Lage in Palästina

U.Ackermann: Mittäterschaft von Frauen. Ein neues Kapitel feministischer Wissenschaft?

W.Schröter: Die Hochschulen vor ihrer »Modernisierung«

M.Breitkopf-Seliger: Polizeistategien und ihre Anwendung in NRW

B.Wagner: Die »neue Kulturpolitik« der 70er und 80er Jahre

Debatte

C.Lay: Italienische Gewerkschaften

M.Veil: Familienlohn oder Individuallohn

Schwerpunkt

M.Damus/R.Damus: Kunstfreiheit, Zensur und Grundrechte

W.Maier: Heilige Ordnung oder anonymer Prozeß. Eine Kontroverse zwischen Bahro und Luhmann

Kultur

E.Köhler: Hannah Arendt und Karl Jaspers
Kontroverse um Rahel Varnhagen

6. Jg. 1988

Redaktion: M.Ackermann, G.Heinemann, M.Ibrahim-Knoke, J.Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM. Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt II. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach 11 II 62, 6000 Frankfurt II

psychosozial

Zeitschrift für Analyse,
Prävention und Therapie
psychosozialer Konflikte
und Krankheiten

33'88

Zukunft der Arbeit

K.Müller: Volkswirtschaftliche und beschäftigungspolitische Auswirkungen künftiger Büroautomation

U.Briefs: Gesellschaftliche Aspekte der Informationstechnologien: Auswirkungen auf die Arbeitswelt

T.Holenweger: Von der Arbeitsgesellschaft zur Kulturgesellschaft?

T.A.Becker: Zukunft der Arbeit - Zukunft des Wissens!

C.Katz: Zukunft der Büroarbeit

P.Brödner: Alternative Entwicklungspfade in die Zukunft der Fabrik

M.Cooley/S.Crampton: Kriterien für humanzentrierte Systeme

E.Ulich: Überlegungen zur Aufhebung der Ortsgebundenheit von Arbeit

C.Lutz: Informationstechnologie im Jahre 2004 - Drei Szenarien

D.P.Herbst: Kontextbezogene Vernetzung von Arbeit, Forschung und Lernen — Eine Skizze für die dritte Phase des Demokratisierungsprogramms

Hrsg. von H.Becker, D.Beckmann, I.Fetscher, H.Friedrich, A.Köhl, A.Overbeck, H.-E.Richter, H.Strotzka, A.Uchtenhagen, E.Ulich, J.Willi, H.-J.Wirth. — Erscheint viermal im Jahr. Einzelheft 18 DM. Jahresabo 58 DM zzgl. Versand. — Psychologie Verlags Union, Postfach 1120, 6940 Weinheim. — Redaktionsanschrift: Friedrichstraße 35, 6300 Gießen

rote blätter

Zeitschrift für
Sozialistische Politik
und Wirtschaft



7-8'88

Quo vadis, Sozialismus?

Sowjetunion: Wird der Osten westlich?
Polen: Reform von oben — Protest von unten?
CSSR: Dubcek — der frühe Gorbatschow?
DKP: Wolfgang Gehrke über Theoriedefizite und neue Chancen
MSB Spartakus: Thomas Riecke zu den KPdSU-Thesen für die Allunionskonferenz
Frauenfrage: Ulli Maus über notwendige ideologische Aufräumarbeiten
Stalinismus: Interview mit Dmitri Wolkogonow, Autor der demnächst erscheinenden Stalin-Biographie

Hochschule

J.Brack: Bewegung in der Bafög-Diskussion
K.Müllges: Der »Aufbruch« der StudentInnen-Bewegung setzt sich fort

Politik

E.Gärtner: Frankreich nach den Wahlen
F.Iwer: USA raus aus der NATO?!
T.Virguz: Killeralgen und Robbensterben
J.Ostrowski: Der Tag, an dem Nelson Mandela 70 wird

Kultur

»Gorbatschow muß sterben« — Interviews mit Diether Dehm, Ingolf Lück, Hans-Werner Olm
»Kinder — abgerichtet zu töten« — W.Niedecken berichtet aus Mozambique
Low-Budget-Filmfestival in Hamburg

18. Jg. 1988

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: Manfred Confortius (verantwortlich), Vera Kissel, Michael Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich (außer März und August). — Einzelheft 2,50 DM, Jahresabo 24 DM. — Redaktionsanschrift: rote blätter, Postfach 2006, 5300 Bonn 2, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Plambeck & Co, Xantener Str. 7, 40400 Neuß

41'88

Frauen

U.Pausch-Gruber: CDU-Frauenpolitik als Teil der Kulturrevolution von oben

Kultur

U.Vogel: Zu Werner Mittenzweis Brecht Biographie
D.Dehm: »Ein akzeptabler Mann?« Zu einem Buch über Brecht und die Frauen

Frieden

M.Kohler: Bei der Verteidigung hören die Grundrechte auf

Skandinavien

K.Katborg/L.Olsen: Erfolge der marxistischen Linken in Dänemark

Frankreich

J.M.Becker: Frankreich im Zeitalter LePens

Österreich

P.Pelinka: »prima causa« Waldheim

Ökologie und Kampf um die Umwelt

J.Windmann: Neuere Entwicklungen der Produktivkräfte
D.Bimboes/B.Brückner: Umweltverträgliche Chemieproduktion — prinzipiell lösbar!

Rot-Grün in der Krise

A.Brandt/U.Wolf: Glasnost und Perestroika in Hannovers SPD

SPD — Gewerkschaften

H.Klaus: Reformperspektiven aus gewerkschaftlicher Sicht
K.Neumann/A.Wehr: Thesen zu Massenarbeitslosigkeit und Arbeitszeitverkürzung
11. Jg. 1988

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Katrin Fuchs, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Ursula Pausch-Gruber, Olaf Scholz, Klaus Thüsing, Kurt Wand, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann. — Redaktion: J.Blume, J.Günther, F.Heidenreich, Sv.Ingersleben, M.Karnatz, D.Scholz, A.Wehr, H.-W.Weinzen, A.Westphal. — spw erscheint 1988 in 6 Heften, Jahresumfang 576 S. — Einzelheft: 9,50, Jahresabo 7,50. DM zzgl. Vers. Beistellungen: spw-Vertrieb, Graefestr. 71, D-1000 Berlin 61

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

TEXT+KRITIK

162'88

Cuba

C.Frimert: Eindrücke von Cuba

Künstlerporträts: Antonia Eirz / Arturo Cuenca / Zaida del Rio / Ricardo Rodriguez Brey / Marta Maria Pérez / Flavio Garcian-dia / Carlos Alberto García / Roberto Fabelo / Manuel Mendive / Manuel Hernandez Valdes (Manuel) / Carlos Villar Aleman (Carlucho) / Alberto Morales Ajubel (Ajubel)

A.Eligio (Tonel): Telarte. Kunst und Textildruck in Cuba

B.Wolf: Design in Cuba. Aus einem Gespräch mit Ivan Espin

J. de la Fuente: Über die cubanische Fotografie

M.E.Haya (Marucha): Die andere Geschichte der Fotografie

M.Nungesser: Mexiko unter glanzvoller Schirm-Herrschaft

Wandbilder in Nicaragua

P.Rothe/H.U.Fischer: Ein Chilene in Frankfurt. Gespräch mit dem Maler Fernando Tejada

R.Hiepe: Karlsruhe ist leider die Welt. Der Maler Hans Bächle

M.Nungesser: Die Welt als Maskerade. Antifaschistische Arbeiten des Malers Walter Wellenstein (1898-1970)

L.Puyplat: Medium Comic

E.Antoni: Schöne Begegnung. Bildhauer-Symposium BRD-DDR in Mannheim

Redaktion: E.Antoni, H.Erhart, W.Grape, R.Hiepe, U.Krempel, Th.Liebner, W.Marschall (verantwortl.), C.Nissen, C.Schellemann, G.Sprigath, G.Zingl. — tendenzen erscheint in 4 Nummern jährlich. Jahrsabonnemnt 32 DM (inkl. MWS und Porto); Lehrlings-, Schüler-, Studenten-Abo 27 DM. — Redaktionsanschrift: Hohenzollerstr. 146 Rg, 8000 München 40. — Verlag: Pahl-Rugenstein, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

98'88

Herbert Marcuse

H.Jansohn: Philosophische Begründung und der Absolutheitsanspruch in Marcuses Gesellschaftskritik

S.Breuer/H.König: Realismus und Revolte. Zur Ambivalenz von Herbert Marcuses Version der Kritischen Theorie

B.Görlich: Im Streit um das Freudsche Erbe. Marcuse, Fromm und die Aktualität der psychoanalytischen Kulturismus-Debatte

G.Schmid Noerr: Der politische Eros. Ist Herbert Marcuses Utopie der libidinösen Vernunft veraltet?

V.Lilienthal: Das Glückliche Bewußtsein. Zur Medienkritik bei Herbert Marcuse

K.-H.Sahmel: Vita Herbert Marcuse

R.Görtzen: Auswahlbibliographie zu Herbert Marcuse

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold. Redaktionelle Mitarbeiter: Ingrid Laurien, Otto Lorenz, Angelika Machinek und Michael Iöteberg. — Erscheint viermal jährlich. Abopreis 38 DM zzgl. Versand. — Redaktion: Tuckermannsweg 10, 3400 Göttingen — Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

**WECHSEL
WIRKUNG**
TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

3'88

Zeitfragen, Kommentare

K.Vack: Das Atomkraftwerk Biblis stilllegen
K.Liebl: Die Kriminalität der Mächtigen
G.Gugel/U.Jäger: In Zweifel gezogen: Die Gemeinnützigkeit der Arbeit am Frieden
I.Baldermann: Auf dem Weg zu einer Theologie des Friedens
C.v.Braunmühl: Hilfe zur Selbsthilfe — world wide
G.Schröder: Betriebliche Personalinformationssysteme

Essay

T.Jäger: Mitteleuropa — ein Kontinent sucht seine Mitte

Kriegs-Hilfs-Dienst

U.Finckh: Wenn Pazifisten das Grundgesetz lesen
P.Birke/R.Friedrich: Zivildienstleistende: Zwangsarbeiter im sozialen Kleid
D.Schöffmann: Ministerialdirigent berät Zivildienstopposition
S.Philipp: »Sonderjustiz zu Gunsten des Militärs«
U.Vultejus: »Soldaten sind Mörder«
H.Theilmann: Dem unbekanntem Deserteur

Dokumentation

EKD: Erklärung für die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen und den Zivildienst

III: Forum der Richter und Staatsanwälte für den Frieden: Schwandorfer Erklärung

27. Jg. 1988

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12 DM (Doppelheft 18 DM); Jahrsabo 52 DM zuzügl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Brauhausstraße 2, 8000 München 2

37'88

Schwerpunkt: Die Last der Verantwortung — Das Kreuz mit der Ethik

C.Türcke: Auftragsdenken. Vom Verzicht auf Philosophie in der Wissenschaftsethik
J.Wolschke-Bulmann: Öko-Ethik, der ideologische Zeigefinger
H.Satzinger: Wider die Ermordung der Nachtigall. Zur Ethik-Debatte um Embryonenforschung

A.Schaper: Denkblockaden aufbrechen

B.Patze: Markenzeichen der Macht. Wissenschaft, Ethik und *Das Ganze*

H.Jacobi u.a.: Wie gefährlich sind Pestizide?

R.Kollek: AIDS-Entstehung, Gentechnik und Impfstoffforschung

W.Polster/H.Wiederhold: Online-Datenbank. Herzstück der Informationsgesellschaft

H.W.Micklitz: »Verkauft uns keinen Abfall mehr!« Über die Schwierigkeiten, den internationalen Arzneimittelexport zu regulieren

B.Moiske: Rechnen für den Krieg. Die Mobilmachung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Pädagogik im Ersten Weltkrieg

10. Jg. 1988

Redaktion: Reinhard Behnisch (verantwortl.), Herbert Mehrtens, Ralph Ostermann, Rainer Schlag, Rainer Stange. — Erscheint vierteljährlich. — Einzelheft 7 DM, Jahrsabo 28 DM. — Verlag und Redaktion: Gneisenastr. 2, 1000 Berlin 61

WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

15'87

68 — *Bruch und Kontinuität*

J.P.Sartre: Die Ideen vom Mai 1968

Kleine Chronologie zu 1968

F.Fröbel: Das Einfache, das so schwer zu machen ist

M.Schäfer: 1968 oder Die Utopie der Rockmusik

E.Fromm: Autoritärer Charakter

Gespräch mit Roland Greter. Die Nonkonformisten, die antiautoritäre Junge Sektion und FASS

T.Pinkus: Utopie und Realität nach 68

V.Hinn: Frauenbefreiung: Aufbrechen in der Geschichte

E.Modena: Die Veränderung in der Psychoanalyse in Zürich 1968-1988

H.P.Vieli: Von der »Gegengesellschaft« zur Selbstverwaltung

M.Knauer: Zur Geschichte der politischen Schweizer Filmavantgarde

Zusätzliche Literaturhinweise zu »68«

Bertolt Brecht: »Philosophie der Strasse« (zum 90. Geburtstag)

A.Tanner/N.Meienberg: Kurzer Briefwechsel über Geschichtsschreibung

H.Dieterich: Die Geburt der Freien Welt aus dem Geist des Kapitals

G.Trepp: IWF, Schuldenkrise und Neue Weltwirtschaftsordnung

8.Jg. 1988

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv *Widerspruch*: Martin Bondeli, Franz Cahannes, Peter Farago, Pierre Franzen, Urs Hünenberger, Urs Rauber, Giaco Schiesser, Jakob Tanner. — Erscheint zweimal jährlich. — Einzelheft Fr 12.-, im Abo: Fr 9.-. — Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv *Widerspruch*, Postfach 652, CH-8026 Zürich

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits-u. Sozialbereich

26'88

Geschichte und Reproduktionsberufe

R.Jäckle: Medizin im Nationalsozialismus

S.Jungk/F.Schütte: Bildungsforschung und Erinnerungsarbeit — Oder: Der erziehungswissenschaftliche Horizont der Vergangenheitsbewältigung

L.v.Dick: Oppositionelles Verhalten einzelner LehrerInnen in Deutschland zwischen 1933 und 1945

S.Schnurr: Vom Wohlfahrtsstaat zum Erziehungsstaat. Sozialpolitik und soziale Arbeit in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus

Forum

W.Manke: Schule in der Stadt — Stadt in der Schule. Perspektive der »Community Education«

R.Schwendter: Hackethal und die Folgen. 31 Thesen zu einem Konflikt in der Gesundheitsbewegung

27'88

Bildung lebenslänglich

J.Strohmeier/G.Wölbelt: Widersprüche gegenwärtiger Weiterbildung

K.A.Geißler: Ökonomisierung der Subjektivität und planvolle Bewirtschaftung des Menschen. Die Weiterbildungsoffensive

G.-E.Famulla/U.Witthaus: Neue Berufe, Qualifikationen und Methoden. Zur Neuordnung industrieller Metall- und Elektroberufe

H.-J.Gamm: Die Neufassung des Bildungsbegriffs und ihre Bedeutung für die politische Praxis

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: N.Diemer, E.Schmid, F.Schütte, Ch.B.Kimmich, Th.Kimmich, T.Kunstreich, F.Dächtling, R.Laux, F.Manke, B.Rose, K.Dehnpostel, H.Narr, H.Dorn, K.Blanc, D.Hail, C.W.Macke, W.Völker, G.Pabst, M.Hentschel, A.Wagner, A.Schaarschuch. — Jährlich 3-4 Hefte. — Einzelh. 9 bis 15 DM incl. Versand. Jahresabo 39 DM. — Redaktion *Widersprüche*: Postf. 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 6050 Offenbach

wiener tagebuch

marxistische
monatsschrift

6'88

Bemerkungen, Ansichten, Kontroversen: König oder Papst / Goethe, Dachau (Carl-Wilhelm Macke) / Lebenszeichen aus Guatemala (Erich Hackl) / Weitere Wirkungen eines hölzernen Pferdes (Konstantin Kaiser) / »Tschuschen« auf japanisch / Die psychischen Folgen des Lagerlebens / Django reitet wieder / Sparen an den Kindergärten (Ch.R.) / Camilla Ravera (Miriam Mafai) / Schall & Rauch (P.R.)

K.W.Rothschild: Österreich und die Europäische Gemeinschaft

M.Jones: Die zwei Nationen in Großbritannien

L.Spira: Perspektiven des modernen Sozialismus

R.Swartz: Face Lifting. Über die Reformierbarkeit des »Realsozialismus«

N.Schmelew: Wachsende Unruhe

S.Juliá: Das verlorengegangene Subjekt der Revolution, 1968 und die Folgen

R.Schindel: Vineta 2. Drei Gedichte

I.Pollack: Lektionen für Deutschlehrer und Kongreßschwadroneure

Buchbesprechungen

Brief: An die Freunde der späten Geburt (F.Kleinmann)

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. —
Chefredakteur: Leopold Spira, Redakteur: Christof Reinprecht. — Erscheint monatlich. — Einzelpreis ÖS 35,-;
Jahresabo ÖS 320,- (Ausland ÖS 400,-/DM 60,-); Studenten
ÖS 200,- (Ausland ÖS 250,-/DM 40,-). — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

7'88

Programmdiskussion

J.R.Ahrens: Gründlich überarbeiten. Zum Kulturkapitel des Irseer Programmentwurfs
H.Hochgreve: Natur als Quelle des Reichtums. Zur Ökonomie des Irseer Entwurfs
N.W.Kunz/J.Spangenberg: Aufklärung tut not. Fragmentarische Skizze

H.Pothhoff: Der Sozialismus als säkulare Idee und historische Bewegung

W.Schuchardt: Die Veränderung der Technikperspektive in sozialdemokratischen Parteiprogrammen

Ch.Butterwegge: Zum Demokratieverständnis des Irseer Entwurfs

P.Kellermann: Zur Diskussion um einen zeitgemäßen Arbeitsbegriff

Ch.Leipert: Grundfragen einer ökologisch orientierten Wirtschafts- und Umweltpolitik

6'88

Elemente der neuen Entspannungspolitik

P.Bender: Die intelligente Art. Kriege zu verhüten

R.Wojna: Mit polnischen Augen. Die zweite Etappe der Ostpolitik

W.Roth: Wirtschaftsbeziehungen — COCOM — Gorbatschow

J.Nötzold/A.Inotai: Die Wirtschaftsbeziehungen in der zweiten Phase der Entspannungspolitik

E.Schmähling: Auch wir brauchen ein »Neues Denken«. Abschied von der Militarisierung der äußeren Sicherheit

35. Jg. 1988

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Holger Börner, Walter Dirks, Eugen Kogon †, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel, Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl †, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 zzgl. Versand; Jahrsabo 66,- DM zzgl. Versand. — Verlag Neue Gesellschaft, Postfach 20 13 52, 5300 Bonn 2

HANS-JOACHIM SCHABEDOTH
RUTH WECKENMANN

NEU

STRATEGIEN FÜR DIE ZUKUNFT

NEUE TECHNOLOGIEN ZWISCHEN
FORTSCHRITTSERWARTUNG
UND GESTALTUNGSAUFRAG



Hans-Joachim Schabedoth/
Ruth Weckenmann

STRATEGIEN FÜR DIE ZUKUNFT

Neue Technologien zwischen
Fortschrittserwartung und
Gestaltungsauftrag

1988, 136 Seiten, br., 16,80 DM
ISBN 3-924800-91-X

Die Autoren beleuchten und bewerten die Diskussion um eine veränderte Nutzungslogik beim Einsatz neuer Technologien in der Arbeitswelt, deren wesentlicher Bestandteil die Mikroelektronik ist. In einer Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Modernisierungsstrategien (Späth, Glotz u. a.) werden Gefahren und Optionen neuer Technologien für die gesellschaftliche Weiterentwicklung aufgezeigt.

HANS-JÜRGEN LANGE

NEU

BONN AM DRAHT

POLITISCHE HERRSCHAFT
IN DER TECHNISIERTEN DEMOKRATIE



Hans-Jürgen Lange

BONN AM DRAHT

Politische Herrschaft in der
technisierten Demokratie

1988, 180 Seiten, br., 16,80 DM
ISBN 3-924800-92-8

Die Ausstattung des Deutschen Bundestages mit modernen Informations- und Kommunikationstechniken bietet Chancen der besseren Informationserfassung und Informationsbewältigung und gleichzeitig Risiken des Datenschutzes und der Datenflut und der „Verdatung“ der Arbeit des einzelnen Abgeordneten: generell die Gefahren einer technisierten Demokratie. Veränderte, informationstechnisch betriebene Kommunikationsstrukturen führen – nicht nur in Bonn – auch zu veränderten Entscheidungsstrukturen, so daß der Einsatz neuer Techniken eine politische Dimension erhält, die im vorliegenden Band untersucht wird.



SP-Verlag
Schüren
Deutschhaus-
straße 31
3550 Marburg
☎ 0 64 21 /
6 30 84

Bestellungen:
Direkt beim
Verlag oder
in jeder guten
Buchhandlung

Summaries

Klaus Segbers: Reflections on the dialectics of Perestrojka

Soviet foreign relations and security policy are today functions of domestic policies, particularly the project of reform identified with Gorbachev. This makes an analysis of the content of the 'new thinking' even more important for foreign interlocutors (East and West). The difficult task of the left in western countries is to develop a reflective and sober understanding of Perestrojka that is not tainted by premature hopes or disappointments. Only such an analysis (developed through a dialogue with the leading thinkers of the reform movement) can make possible a clear understanding of the internal dialectic of these reforms.

Wolfgang Fritz Haug: Gorbachev or Revolution Against the Apathy-Machine

Part of a study on Gorbachev's Political Thought, that will be published by *Argument* in October 1988 (80 pages). The material is drawn from a close reading of Gorbachev's book on *Perestrojka* plus 12 of his reports and discourses from 1987 and 1988. Haug recomposes this material »transversally« in relation to its original discursive order. As a result a highly coherent, though open, discursive universe emerges. The starting point is a strategic »configuration« of the crises of our time, the global ones (the nuclear danger, the ecological crisis and the growing north-south-antagonism) as well as the inner-Soviet crisis of the »command-administrative system« with its effects of creating apathy at the social basis and corruption in the bureaucracy. Haug follows Gorbachev's thoughts from his modification of the Leninist theory of imperialism to his analysis of the Soviet *ancien régime*. The search for activating practice forms leads to the reevaluation of market and self management. The paradox of a revolution from above is discussed. The complete text will, among other subjects, deal with the partly imaginary, partly real return to Lenin and the paradigmatic changes in the conception of Marxist theory. Linked to this the new importance of the cultural dimension and of civil society is developed. In addition the whole process is shown to aim towards the transition to the high-tech mode of production with adequate modes of life and subjectivity.

Frigga Haug, Barabara Ketelhut: The Perestrojka and the Women

According to Gorbachev some of the actual problems in Soviet Union are to be solved by bringing women back to their field of domestic duties. F.Haug and B.Ketelhut discuss his proposals under the challenge of both the emancipation which wins the political back as well as the field of so-called reproduction. They argue that these two divisions (between production and reproduction and between material life and its political regulation) belong together and therefore should be addressed and solved in the same step.

Theodor Bergmann: The second Destalinization

Destalinization (the rewriting of the history of the Russian revolution and the CPSU, and the rehabilitation of the persecuted revolutionaries) is necessary for several reasons. It demonstrates the ability of a ruling communist party to criticize its own performance and reform itself. The past experience of similar attempts in both the Soviet Union and other socialist countries offers some lessons. Successful reform depends »inter alia« on an active desire for change in the working classes in conjunction with a new leadership that understands and is capable of motivating these reforms.

Pietro Ingrao: Togliatti and Gramsci

Of all people, Togliatti (whose name is identified with the search for separate national paths to socialism) has been the object of accusations of 'Stalinism' by socialists in Italy. The speakers of the Socialist Party have produced no new historical information, yet their attacks seem to have caught the Communist Party unawares. A Communist Party that holds fast to an identity rooted in the October Revolution is needed to prevent the oft-discussed united Europe from falling prey to the likes of Agnelli and De Benedetti.

Christian Morgenstern: The German »Querelle of Historians« and Israel

The recent discussion of 20th century German history offers an opportunity to compare the German view of the Holocaust with some aspects of the Israeli interpretation of the greatest catastrophe in Jewish history. The author shows how traditional patterns within Jewish mysticism are used in Israel to understand the events of Auschwitz, and to deny any comparison with other events in human history. This interpretation, however, serves various political purposes.

Susanne Kappeler: Pornography as Racist Representation

Pornography is analysed as an economic, political and cultural system within the context of gendered power relations in capitalist society. The objectification of women in pornography and in other cultural forms of imaging is linked to the inferior status of women, in particular with their lack of access to the means of cultural production. A parallel is drawn with the system of apartheid in South Africa and Namibia to show the interaction of social relations with cultural representation.

Erziehungswissenschaft

<i>Kindermann, Gisela, u.a. (Hrsg.): Frauen verändern Schule. Dokumentation des 5. Fachkongresses der AG Frauen und Schule (B.Ketelhut)</i>	606
<i>Brehmer, Ilse: Der widersprüchliche Alltag. Probleme von Frauen im Lehrberuf (J.Meyer-Siebert)</i>	608
<i>Mohr, Wilma: Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich (M.Löw)</i> . .	609
<i>Clemens, Bärbel, Sigrid Metz-Göckel, Aylá Neusel und Barbara Port (Hrsg.): Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung (Ch.Lange)</i>	611

Geschichte

<i>Sigel, Robert: Die Geschichte der Zweiten Internationale 1918-1923 (H.Krause)</i>	612
<i>Neulen, Hans Werner: Europa und das 3. Reich. Einigungsbestrebungen im deutschen Machtbereich 1939-45 (G.Klinger)</i>	613
<i>Schwenger, Hannes: Ernst Reuter — ein Zivilist im kalten Krieg (Th.Bergmann)</i>	615
<i>Uhlig, Ralph: Die Deutsch-Englische Gesellschaft 1949-1983. Der Beitrag ihrer »Königswinter-Konferenzen« zur britisch-deutschen Verständigung (A.Schildt)</i>	616
<i>Morsey, Rudolf: Die Bundesrepublik Deutschland. Entstehung und Entwicklung bis 1969 (A.Schildt)</i>	617

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Mandel, Ernest: The Meaning of the Second World War (F.O.Wolf)</i>	618
<i>Cohen, Robin: Endspiel Südafrika. Eine Anatomie der Apartheid (H.Melber)</i>	621
<i>Adam, Heribert, und Kogila Moodley: Südafrika ohne Apartheid? (H.Melber)</i>	621
<i>Klapproth, Eva, Helmut Forster-Latsch und Marie-Luise Latsch (Hrsg.): Das Gespenst des Humanismus. Oppositionelle Texte aus China von 1979 bis 1987 (H.Opletal)</i>	623

Ökonomie

<i>Zinn, Karl Georg: Politische Ökonomie. Apologien und Kritiken des Kapitalismus (M.Krätke)</i>	624
--	-----

Argument-Rückschau

169: Feministische Wirklichkeitsarbeit

K.Hauser: Feministische Literatur / M.Atwood: Küchengespräche / C.Kaplan: Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität / T.de Lauretis: Rhetorik als Gewalt / N.Chomsky: Der nächste Akt in Mittelamerika / B.Jessop: Postfordismus. Zur Rezeption der Regulationstheorie bei Hirsch / F.Mußmann: Computer, Kultur und soziale Bewegungen / Th.Laugstien: Heidegger in der Praktischen Philosophie / Besprechungen: Moralphilosophie, Feministische Literatur, Medien, Moralische Erziehung, Mittelalter, Frühe Neuzeit, Kirchen im Nachkriegsdeutschland

168: Berichte über die Jugend

R.Hanusch: Fragmentierte Identität / A.Cavalli: Zeiterfahrungen / W.R.Heinz: Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt / R.Zoll: Ein neues kulturelles Modell? / E.Wollmann: Zur Scientology-Kirche / S.Benton: Sozialpolitik unter Thatcher / G.Hauck: Zurück zur Modernisierungstheorie? / H.Conert: Gorbatschowsche Reformen / Gespräch mit Daniel Ortega / Besprechungen: materialistische Bibellektüre, Ethik, Auto-Kultur, Berufsbildung, Faschismus, US-Arbeiterbewegung

167: Politik des Kulturellen

V.Braun: Rede zum Schriftstellerkongreß / H.Fleischer: Die Perestrojka erreicht die Philosophie / W.F.Haug: Gramsci und die Politik des Kulturellen / U.Maas: Der Sprachwissenschaftler Gramsci / H.Krüger: Qualifizierungsoffensive — Chance für Frauen? / G.Bensussan: Die Judenfrage in den Marxismen / S.E.Liedman: Institutionenbezogene Ideengeschichte / G.Leaman: Iran-Contra-Affäre / Besprechungen: Blumenberg, Volkskultur, Geschichte der Sozialwissenschaften, Bildungstheorie und Sozialisation, Arbeiterbewegung, Faschismus, Wirtschaftsplanung

166: Politik mit Biologie

D.Haraway: Geschlecht, Gender, Genre / V.Stolcke: Alte Werte — Neue Fortpflanzungstechnologien / H.Allen: Sklavin ihrer Hormone — Prämenstruelle Spannung und Gesetzgebung / G.Bauer: Hitlers Heil im Mund seines Volkes / G.Auernheimer: Klafkis Didaktik / K.A.Geißler, H.Heid: Opfer der Qualifizierungsoffensive / Th.Bergmann: Gemeinsame Erklärung SPD-SED / Besprechungen: Frauen und Philosophie, Literarische Öffentlichkeit, Fünfziger Jahre, Musikgeschichte, Arbeit und Kultur, Lernen und Didaktik, Weimarer Republik, Postfordismus

165: Postfordismus — Kapitalismus quo vadis?

M.Godelier: Produktionsweise als theoretische Kategorie / J.Häusler und J.Hirsch: Regulation und Parteien / W.F.Haug: Nach dem Fordismus: Post-Fordismus? / G.T.Kaplan und L.J.Rogers: Faszination des Androgynen / R.v.Bockel: Pazifisten und Hitler / Zhao Baoxu: Dezentralisation der Macht in China / J.M.Ruiz Marcos: Nicaragua — Überlebt die Revolution? / Besprechungen: Foucault, Rhetorik und Sprachpflege, Kriegs- und Nachkriegsliteratur, Film und Video, Interkulturelle Pädagogik, Mittelalter, Modernisierung der CDU, Frauen und Ökonomie

164: Klassenkämpfe um Zeit

F.Haug: Zeit für uns. Zu Negt / O.Negt: Brief an Frigga Haug / J.P.Rinderspacher: Die ruhelose Gesellschaft / H.J.Sperling: Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit / F.O.Wolf: Alternative Lehren aus der Tarifrunde '87 / A.Dümling: Zum fünfundzwanzigsten Todestag von Hanns Eisler / D.Turner: Sexualisierte Arbeitsbeziehungen / J.Spurk: Neue Forschungen zur Arbeiterklasse in Frankreich / V.Gransow u. H.Suhr: *Amerika*, Super-Amerika, Anti-Amerika / Diskussion: F.Haug: Frauenbefreiung als Männerwerk / Besprechungen: Semiotik, Armut, Allgemeinbildung heute, Geschichtstheorie, Aufklärungshistorie, Sowjetunion, Entspannungspolitik, Sexismus und Rassismus

Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel. 030/3135056
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/3417432
Berlin 33 das europäische buch, Thielallee 32; Tel. 030/8324051
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/8315089
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/8511509
Berlin 62 Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel. 030/784001
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073
Duisburg AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel. 0203/25507
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/231923
Frankfurt Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel. 0611/775082
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel. 0611/777303
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/453680
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel. 040/453801
Hannover Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel. 0511/17173
Kassel Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel. 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77704
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/420214
Krefeld Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel. 02151/66842
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/2809522
Münster Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel. 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel. 0251/44926
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949
Schwerte Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel. 02304/80033
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/223287
Schweiz Bern, Müntergass-Buchhandlung, Müntergasse 41; Tel. 031/228218
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/2512674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/433221
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/421234

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/3123102
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/2152500
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/68461
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/654767
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/68461
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/74140
Düsseldorff Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/464405
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/705295
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/4204748
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/324024
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/22201
Karlsruhe LUZIA frauen-buchladen, Viktoriastr. 9; Tel. 0721/25446
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/17210
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/21663
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/2721205
mother jones frauenbücher café, jahnstr. 17; tel. 0541/43700
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/26590
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Müntergasse 41; Tel. 031/211285
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/2026274
Österreich Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/438678